

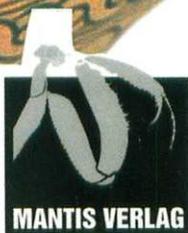
Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2012



Jahrg. 24, Heft 2, August 2012, ISSN 0947-7233



Titelbild: Bärtiger, kapuzentragender Nomade beim Spannen seines Reflexbogens – unserer Problematik angemessen, aber kein Hunne, sondern ein Skythe aus dem -4. Jh., Becher aus der Ukraine [Schmauder, 18]. Vgl. S. 403
Foto gegenüber: Zerstörte Uhr des Glockenturms in Finale Emilia [Foto: Paolo Salmoirago, dpa; u.a. *Augsburger Allgemeine*].

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

Phantomzeit:

www.fantomzeit.de

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

Dazu

www.chrono-rekonstruktion.de

mit Zugang zu erweiterten Funktionen nach

Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € bar senden oder überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2012 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 1990-1996 je 20,- ; 1997-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2011 zu 40,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

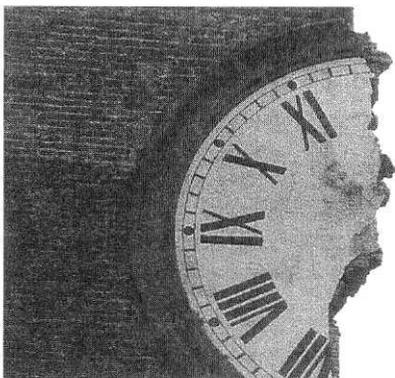
Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 24, Heft 2
August 2012

Editorial

Wieder ist eine Kulturlandschaft von einem Erdbeben in Mitleidenschaft gezogen worden. Im letzten Quartal hat es die Emilia Romagna getroffen, die östliche Region zwischen Po und Apennin. Das Epizentrum lag nahe Modena und Ferrara, unter dem Städtchen Finale Emilia. Es ist zum Glück nicht wirklich das Finale und damit das Ende für den Ort gewesen, aber die Schäden fielen beträchtlich aus.



Glockenturm von Finale Emilia

Die Uhr steht still -
Steht still!
Sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt -
Er fällt! es ist vollbracht.
Es ist vorbei! [*Fausts Sterbeszene*]

Einmal mehr Tote, und Tausende in Notquartieren. Menschliches Elend. Und die Kultur verwandelt sich in Schutt und Asche. Kultur – jene zeitweilige Anhäufung von Ziegeln und Balken, Stahl und Beton, Rußpartikeln auf Papyrusfasern, Tinte auf Rinderhäuten, Tintenpaste auf Papier, Pixel auf Chips. Geschichte ist verlierbar, in Sekundenschnelle löschar.

Aber die Zeit läuft, von Erdbeben und Katastrophen unbeirrt. Sie macht auch Sprünge, wie unsere Leser wissen. Die *Zeitensprünge* lösen sich mit dieser Ausgabe von der Debatte um die völlige Umkrepelung des ersten Jahrtausends und finden zu ihrem eigentlichen Anliegen zurück: auf wissenschaftliche Weise die Chronologie zu prüfen und gegebenenfalls zu verbessern.

Mit den besten Wünschen

30.07.

Dr. Klaus Weissgerber

24. August 1936 – 8. Juni 2012

Ein Nachruf von Heribert Illig

Wer die *Zeitensprünge* nicht nur des letzten Jahrzehnts durchblättert, erkennt bald, dass mein produktivster Mitarbeiter Dr. Klaus Weissgerber aus Ilmenau gewesen ist. Er war eng an diesen Ort gebunden: dort geboren, dort von 1975 bis 2004 freier Rechtsanwalt und dort plötzlich und friedlich gestorben. Er hinterließ seine Frau, seinen Sohn und die Tochter seiner Frau aus erster Ehe.

Sein Lebensradius reichte freilich weit über Ilmenau hinaus. Von seinen Interessensphären können hier nur Jurisprudenz und Geschichtswissenschaft angesprochen werden. Für den Brotberuf studierte er Jus in Jena und arbeitete danach als Notar und als Rechtsanwalt in Schleiz und Hildburghausen, bis er die Praxis seines Vaters in Ilmenau übernehmen konnte. 'Nebenbei' wurde er 1981 an der Humboldt-Universität Berlin in Geschichte promoviert – in unserer Gruppierung ein eher seltener Umstand. Für dieses Fach wollte er auch seine umfangreichste Publikation gedruckt sehen: eine Regentenliste aller Zeiten und Länder, bei der es nicht allein um die obersten Potentaten gehen sollte, sondern auch um die Besetzung nachrangiger Ebenen und um zusätzliche Details. Dafür beschäftigte er sich in breitem Maße mit Geschichtsabläufen. Zu Hilfe kamen ihm seine Sprachkenntnisse, die sich neben Latein, Englisch und Französisch auf Russisch, Ungarisch und selbst Georgisch erstreckten. Doch sein weit gediehenes Projekt geriet in der Wende zur Makulatur. Der Verlag geriet in Insolvenz – und kein anderer Verlag zeigte damals Interesse.

Nachdem ihn alles Geschriebene interessierte, stieß er auch auf die *Eichborn*-Bücher von Gunnar Heinsohn und mir, worauf er sich für die *Zeitensprünge* interessierte und stark engagierte. Im dritten Heft von 1996 schrieb er den ersten Artikel für dieses Periodikum, weitere 73 sollten folgen. Bezeichnenderweise lautete der Auftakt *Erste Bemerkungen zur altägyptischen Geschichte*, mit dem Zusatz *Aegyptiaca I*. So war ein kraftvoller Anfang gesetzt und Weiteres zu gewärtigen. Dass es so viel werden würde, war damals nicht abzusehen. Andererseits hätte es gerne noch viel mehr werden können, lauteten doch sein Hauptüberschriften *Aegyptiaca*, *Aethiopica*, *Asiatica*, *Hellenica*, *Hethiter*, *Indica*, *Islamica*, *Sinaica*, *Slavica*, ohne dass deswegen die Thüringer oder Georgier, Bulgaren, Russen oder Ungarn abseits geblieben wären. Apropos Ungarn: Auf Wunsch des Budapesterverlages *Allprint* schrieb er 2003 das Buch *Magyarok. a kitalált középkorban*.

Újrairt történelem, das naturgemäß auf Ungarisch mehr Leser fand als die deutsche Ursprungsfassung. Darin behob er den ungarischen ‘Minderwertigkeitskomplex’, erst drei Jahrhunderte nach den Slawen in den Westen vorgestoßen zu sein und ein Land genommen zu haben, das kein anderer hätte haben wollen. Er fand heraus, dass Árpád bereits um 600 seine Magyaren in die pannonische Tiefebene geführt hatte und erwies sich hier wie auch sonst als entschiedener Vertreter der 297-jährigen Phantomzeit.

Gerade die *Aegyptiaca* lagen ihm sehr am Herzen. Als er sich entschloss, von der ersten Dynastie bis zu den Ptolemäern eine komplette, kritisch datierte Pharaonenliste zu erstellen, plagte ihn die Sorge, ihren Druck nicht mehr zu erleben. Er schrieb wie entfesselt, zeitweilig warteten drei lange Beiträge auf den Abdruck. Dieses Vorhaben war mit dem Heft 3/2010 abgeschlossen. Danach wollte er sich zurückziehen, um seit langem verfolgte Buchprojekte zu beenden. Aus Gesprächen weiß ich, dass es ihm um den Kennedy-Mord und noch ungeklärte Indizien ging, weiter um eine Biographie des jungen Stalin und schließlich um eine Untersuchung über das Schicksal der letzten Bourbonen-Kinder. Derartige Geschehnisse beschäftigten ihn; so hatte er prompte, wohlfundierte Antworten parat, wenn Kaspar Hauser oder die Dunkelgräfin von Hildburghausen – ihrer Exhumierung stimmte der Stadtrat drei Wochen nach Weissgerbers Tod endlich zu – zum Thema wurden, aber auch zu der Frage, ob es sich bei Tito um eine einzige Person oder um eine später ausgetauschte handelte. Ihn hat es gereizt, in rätselhaften Fällen alle Mutmaßungen aus ihrer üblichen Vernebeltheit zu konkreten Indizien zu verdichten, zu kondensieren. So gewann er das Material, das wirkliche Beschäftigung lohnte.

Viele Autoren der *Zeitensprünge* werden bestätigen können, dass er – wenn er sich ein Thema wählte – keine einzige Stimme aus der Zeitschrift unberücksichtigt ließ, alle Äußerungen bis hin zum kurzen Leserbrief systematisch abarbeitete und prüfte. Hier war ein Ideal erfüllt: Wissenschaft als lebhafte Auseinandersetzung mit allem einschlägigen Material. Am Anfang eines Artikels sichtete Weissgerber zunächst seine eigene riesige Bibliothek und sein Archiv, um als erstes die Literaturliste zu erstellen. Deren Länge konnte sogar dem Herausgeber zu viel werden, der sonst zu umfangreicher Quellenarbeit ermuntert. Damit war bei Weissgerber auch schon ein guter Teil der geistigen Arbeit geleistet, wusste er doch dank seines exzellenten Gedächtnisses genau, was er wo bereits gelesen hatte – und vor allem wusste er, welche Gedanken von ihm selbst und welche von anderen stammten. Auch da war er unbestechlich.

Sein wohlfundiertes Urteil wird uns fehlen; seine Beiträge der Zeitschrift und ihren Lesern ohnehin.

Die Pharaonen bis Alexander

nach Klaus Weissgerber

Über 15 Jahre, von den Heften 3/1996 bis 3/2010, hat sich Klaus Weissgerber mit der Pharaonenreihe beschäftigt. Immer war er an möglichen Verkürzungen interessiert, hat aber die Hinweise aus dem 'Pharaonenbuch' von Gunnar Heinsohn und mir keineswegs als verbindliche Richtschnur übernommen, sondern kritisch überprüft und sich deshalb z.B. entschlossen, einen Teil des Mittleren Reichs vor den Hyksos einzuordnen. Deshalb entfiel z.B. seine anfängliche Gleichsetzung Thutmosis III. = Sesostri III. [W. 1997a, 72].

Als bislang einziger Chronologiekritiker konnte er eine vollständige Reihung der Pharaonen vorlegen. Damit ist der Zeitbogen gemeint, während dessen Ägypten, zeitweilig der Sudan und auch Teile Palästinas wie Syriens von Pharaonen regiert worden sind. Weissgerber ging aber davon aus, dass erst mit der Machtübernahme durch die Hyksos nur jeweils ein Pharao das Reich regiert hat. Um die volle Länge des Zeitbogens zu ermitteln, musste er nicht allen 'Pharaonen' eine exakte Regierungszeit zuweisen: Bei zeitgleichen Raddynastien war dies unnötig, weil die Hauptdynastien die Zeit abstecken.

Wann diese Abfolge für Weissgerber Gestalt angenommen hat, ist schwer zu sagen. Bereits sehr frühe Nennungen von Namen und Regierungszeiten überdauerten unverändert in seinem Schema. Nur als er nachträglich die Zeit Thutmosis' III. um vier Jahre kürzte, um den Schriftquellen Rechnung zu tragen, schlug diese Änderung zwangsläufig auf die vorangegangene Zeit durch.

Da Weissgerber es lange für unnötig empfand, seine Reihung auch in Listenform zu publizieren, hatte ich für *Geschichte, Mythen, Katastrophen* [193 f.] im Sommer 2009 seine damals vorgelegten Resultate zusammengefasst. Im Heft 2/2010 [286 f.] hat er dann selbst seine eigene Fassung, allerdings nur von den Anfängen bis Echnaton, vorgelegt. Insofern soll hier seine gesamte Liste, um Druckfehler bereinigt, posthum zum Druck gebracht werden. Das könnte zugleich ein Anreiz sein, sich einmal mehr mit der altägyptischen Geschichte auseinanderzusetzen, die doch – dank der Ägyptologen – der antiken Welt bis hin nach England und Skandinavien so viele Falschdatierungen geliefert hat.

Es handelt sich, je weiter es in die Vergangenheit geht, zunehmend um tentative Jahreszahlen. Fremdherrscher sind *kursiv* gesetzt; Dynastienzahlen entstammen der konventionellen Sicht, die ihr entsprechende Pharaonenreihe ist andernorts abgedruckt [H1, 43-47]. Fremdherrscher stehen in Kursive. Die Pharaonen der 1. und 2. Dyn. sind nicht einzeln aufgeführt. Die zugehörige Literatur steht auf S. 265.

(Heribert Illig)

Die Pharaonenreihe

Ca. -1100 bis ca. -1000 [3/10, 528]:

Badari-Naqqada-Kulturen = 'Protodynastische' Zeit [2/96, 267]
„0“. Dyn. [3/10, 533]

Ca. -1000 bis -900, vier verschiedene Herrschersitze:

Abydos

frühe **1. Dyn.** [3/10, 544]

Memphis-Gau [2/10, 265]

vor -970 **2. Dyn.** [3/10, 524]

970→946 Snofru [2/10, 282]

946→898 **5. Dyn.** (Memphis gegründet)

Zugleich in *Herakleopolis* **10. Dyn.** und in *Theben* frühe Herrscher

Ca. -900 bis ca. -800, vier verschiedene Herrschersitze, dazu Gaufürsten:

Lischt (**12. Dyn.**) [3/09, 574]

892→883 Amenemhet I.

883→853 Amenemhet II.

853→808 Sesostris I.=III.

808→800 Amenemhet III.

Memphis (**6. Dyn.**) [1/97, 64 ff.; 2/10, 271]

898→888 Teti

888→824 Pepi I. + II.

824→817 Merenre I. + II. [2/10, 277]

817→815 Nebi

815→792 **7., 8. Dyn.** [2/10, 280]

In *Abydos* späte **1. Dyn.**, *Theben* **11. Dyn.**, *Mittel- u. Oberägypten* **13. Dyn.**
Zeitgleich in Herakleopolis **9., 10. Dyn.** [2/10, 282]

Ca. -800 bis -750, vier verschiedene Herrschersitze:

Auaris, Große Hyksos (**15. Dyn.**) [2/97; 2/09, 303]

792→777 Salitis = Scharek = Nebka [1/10, 30]

777→764 Bnon = Chajan = Djoser [1/10, 27]

764→750 Apophis = Sechemchet [1/10, 29]

In *Delta und Unterägypten* Kleine Hyksos = **14. Dyn., 3. Dyn.** [1/10; 2/10]

In *Mittel- und Oberägypten* späte **13. Dyn.** (z.B. Userkaf Chendjer) [2/10]

In *Theben*: frühe **17. Dyn.** bis -775, späte **17. Dyn.** bis -750 [3/09]

Nach dem Hyksoseinfall ist Ägypten unter jeweils einem Herrscher geeint.

-750 bis -547 frühe **18. Dyn.** [W. 3/06; 2/09, 300], identisch mit **4., 11., 12. Dyn.:**

750→725 Kamose = Ahmose [3/09, 548]

725→704 Amenophis I.

704→692 Thutmosis I. = Nebchepetre Mentuhotep [3/09]

692→684 Thutmosis II. = Senachkare Mentuhotep

684→663 Hatschepsut
684→630 Thutmosis III. [2/09, 299]
630→604 Amenophis II.
604→595 Thutmosis IV. = Mykerinos = Proteus [3/04, 540; 1/10, 38]
595→564 Amenophis III. = Chephren = Rhampsinitos [3/97, 472]
564→547 Echnaton (A. IV.) = Cheops [3/96, 254; 3/06, 566; 2/09, 296]

-547 bis -535 späte **18. Dyn.** [W. 3/06, 568], zeitgleich **25. Dyn.** [3/96, 262]:

547→543 Tutanchamun / zeitgleich Mitanni, Sargoniden [3/97; 1/06]
543→539 Eje
539→535 Haremhab / zeitgleich **21.-24. Dyn.** [1/08, 66; 1/08, 96; 2/08]

-535 bis -451 **19.=26. Dyn.** [3/06; 1/07], **20.=25.** [2/97, 213; 3/07], **26. Dyn.** [3/96]:

535→533 Ramses I. = Necho I. = Anysis [3/96, 259; 2/07]
533→524 Schabaka = Tanutamun (25.), Assyrer [3/97, 470]
533→524 Sethos I. = Psammetich I. (**19. = 26. Dyn.** [1/07, 60])
524→518 Ramses II. = Necho II. [1/07, 66, 72]
518→512 Merenptah = Psammetich II. [2/07, 280]
512→510 Sethos II. = Apriës [2/07, 285]
512→510 Sethnacht = ein Amasis [2/07, 287]
510→452 Ramses III. = ein anderer Amasis [2/07, 296]
452→451 Ramses IV. = Psammetich III. [3/07, 595]

-451 bis -330 **27. Dyn.** = *Perserzeit* [4/97; 2/07], **28., 29., 30.** [ebd.], **31. Dyn.:**

451→447 *Kambyses* [4/97, 595] / zeitgleich Ramses IV. - XI. [3/07]
447 „Magier“
447→416 *Darius I.*
416→401 *Xerxes I.*
401→399 Amyrtaios (**28. Dyn.**) [4/97, 590]
399→393 Nepherites I. (**29. Dyn.**)
393→392 Psammutis
392—381 Akoris
381—380 Nepherites II.
380—362 Nektanebos I. (**30. Dyn.**)
362—360 Teos
359—342 Nektanebos II.
342—336 *Darius II. Ochos* (**31. Dyn.**)
336—330 *Darius III.*
330—324 *Alexander d. Gr. (Griechen)*

Klaus Weissgerber: das Alte Ägypten in den *Zeitensprüngen*

- : Aegyptiaca I. Erste Bemerkungen zur altägyptischen Geschichte 3/1996, 248-268
- : Zur Königstafel von Karnak. Aegyptiaca (II) 1/97, 50-79
- : Fremde Herrscher über Ägypten (I) (Aegyptiaca III) 2/97, 205-223
- : Fremde Herrscher über Ägypten (II). Die Sargoniden (Aegyptiaca IV; Asiatica I) 3/97, 466-501
- : Fremde Herrscher über Ägypten (III). Die Achämeniden (Aegyptiaca V; Asiatica II) 4/97, 569-598
- : Zur Bronze- und Eisenzeit in Ägypten. Antwort auf Manfred Zeller (Aegyptiaca VI) 1/06, 48-57
- : Zwischen Echnaton und Kambyses (I). Zur Geschichte und Chronologie Ägyptens (Aegyptiaca VII/1) 3/06, 560-589
- : Zwischen Echnaton und Kambyses (II) (Aegyptiaca VII/2) 1/07, 51-76
- : Zwischen Echnaton und Kambyses (III) (Aegyptiaca VII/3) 2/07, 279-299
- : Bemerkungen zur Amarna-Problematik (Aegyptiaca VIII) 2/07, 300-314
- : Die schwarzen Pharaonen. Ägyptens 25. Dynastie (Aegyptiaca IX) 3/07, 566-591
- : Von Ramses IV. zu Ramses XI. „Pharaonen“ der Perserzeit (Aegyptiaca X) 3/07, 592-599
- : Die „libyschen“ Pharaonen (I). Kleinfürsten zwischen der 18. und 19. Dynastie (Aegyptiaca XI) 1/08, 66-95
- : Die „libyschen“ Pharaonen (II). Von der 23. zur 26. Dynastie (Aegyptiaca XII) 1/08, 96-103
- : Die Hohen Priester des Amun. Ihre wirkliche Chronologie (Aegyptiaca XIII) 2/08, 288-314
- : Suche nach Nofretete (Aegyptiaca XIV) 1/09, 63-76
- : Die frühen Pharaonen I (Aegyptiaca XV) 2/09, 285-311
- : Die frühen Pharaonen II (Aegyptiaca XVI) 3/09, 545-574
- : Neues über Nofretete? (Aegyptiaca XVII) 3/09, 575-584
- : Die frühen Pharaonen III (Aegyptiaca XVIII/1) 1/10, 18-43
- : Weissgerber: War Tutanchamun ein Inzest-Kind? Erste Bemerkungen zu einer neuen These 1/10, 52-64
- : Die frühen Pharaonen IV (Aegyptiaca XVIII/2) 2/10, 265-288
- : Die frühen Pharaonen V (Aegyptiaca XIX) 3/10, 528-553
- : Zu den Fragen eines kritischen Lesers (Aegyptiaca XX) 2/11, 277-279
- : Ägyptische Notizen (Aegyptiaca XXI) 1/12, 4-10

Altes Blutopfer in Gegenwart und Zukunft

Heribert Illig

Ausgehend von Heinsohns neu aufgelegtem Buch Die Erschaffung der Götter wird untersucht, inwieweit das Blutopfer von den Menschen wie von den Hochreligionen tatsächlich überwunden worden ist. Daraus lassen sich Hinweise auf die Datierung jener Katastrophe gewinnen, die das Ende der Bronzezeit herbeigeführt hat. Nachdem es hier um zentrale Glaubenspositionen religiöser Gemeinschaften geht, sollen zwei Anhänge den Ausstieg aus dieser ersten Angelegenheit erleichtern.

Heinsohns Erschaffung der Götter

Niemand hat bislang die Folgen einer gewaltigen Himmelskatastrophe auf die Menschheit besser beschrieben als Gunnar Heinsohn in seinem Buch *Die Erschaffung der Götter*, das in umgearbeiteter Form neu aufzulegen mir Freude und Verpflichtung war.

Darin wird geschildert, wie einschneidend die Psyche der überlebenden Menschen belastet gewesen sein muss, wenn sie hilf- und tatenlos das zu ertragen hatten, was die 'himmlischen Mächte' über sie hereinbrechen ließen. In dieser letzten Formulierung steckt bereits eine erste Reaktionsweise: Der Mensch schafft sich Himmelsgötter und stattet sie mit (menschlichen) Eigenschaften aus wie Zorn, Wut, Hass, erzieherische Gewalt. Ab da versucht er mit ihnen in Kontakt zu treten und bietet mit „do ut des“ ein Tauschgeschäft an: Wenn ich Dir, Gottheit, etwas Wertvolles gebe, dann wirst Du mich in Ruhe und Frieden lassen.

Am Wertvollsten ist dem Menschen der Mensch, dementsprechend wird in der Bronzezeit das Menschenopfer kreiert, bevorzugt Kinder und unter ihnen wieder die Erstgeborenen: ein Leben wird für das Leben eines anderen oder auch vieler anderer gegeben. Das Talionsgesetz setzt mit seinem „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand“ auf Verhältnismäßigkeit. Zwar immer als Inbegriff von Grausamkeit gescholten, sollte es humanerweise verhindern, dass ein Täter wegen eines ausgeschlagenen Auges gleich selbst erschlagen wird. Heutiges Strafrecht wird natürlich anders gehandhabt.

Ab da wird mit den Mächten da oben, die bald zum unsichtbaren und einzigen, nachkatastrophischen Gott werden, gefeilscht: Genügt vielleicht irgendein Mensch, zum Beispiel ein im Krieg gefangener Feind, genügt auch ein großes Tier oder ein eher kleines, genügen vielleicht die Früchte des Feldes, genügen die ungenießbaren Eingeweide des Opfertieres oder lediglich

ein Symbol, etwa in Gestalt einer Hostie? Im Laufe der Geschichte sind unzählige Varianten entstanden, teils grausame, teils pfiffige, teils stark abstrahiert-sublimierte.

Heinsohn legt dar, wo und wie das Menschenopfer zelebriert worden ist, wie es überwunden wird, wie Statuen an die Stelle der Geopferten treten – Statuen, an denen noch die Stricke dargestellt sind, mit denen die ursprünglichen Malefikanten an Bäume gefesselt worden sind. Aus Statuen können Stelen und Plastiken, meist Kunstobjekte werden. Doch es muss doppelt Sühne erbracht werden: für den Geopferten und für den, der das Opfer ausgeführt hat. Dafür werden ausgefeilte Rituale entwickelt, denen sich die Mitglieder der jeweiligen Religion unterwerfen.

Mit dieser Bewältigung ist der Mensch während der Hochkulturen ziemlich weit gekommen. Wie weit aber tatsächlich? Ein Teil der Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs ist mit dem Begriff Holocaust belegt worden, also mit der griechischen Bezeichnung für Ganzbrandopfer. Bei dieser Einschätzung ist es natürlich keine Frage, dass noch im 20. Jh. Blutopfer gebracht worden sind. Das soll aber nicht den Blick darauf verstellen, dass die Religionen hier Wege gebahnt haben, um das gemeinsame Leben und Überleben zu gewährleisten, allerdings auch Irrwege, die nicht aus dem Opfern herausführen. Heinsohn hat – abgesehen von den Kulturen in Mittel- und Südamerika – besonders zwei Buchreligionen im Auge: das Christentum, meist in Gestalt der katholischen Kirche, und das Judentum.

Das Abendmahl

Katholiken wie Protestanten haben als zentrales Geschehen während des Gottesdienstes das Messopfer, also das Abendmahl: die Erinnerung an das Letzte Abendmahl Christi mit seinen Jüngern vor seiner Hinrichtung. Damals hat er die entscheidenden Worte gesprochen, die von den Synoptikern und von Paulus so überliefert werden:

„Während des Mahls nahm er das Brot und sprach den Lobpreis; dann brach er das Brot, reichte es ihnen und sagte: Nehmt, das ist mein Leib. Dann nahm er den Kelch, sprach das Dankgebet, reichte ihn den Jüngern und sie tranken alle daraus. Und er sagte zu ihnen: Das ist mein Blut, das Blut des Bundes, das für viele vergossen wird.“ [Mk 14: 22-24]

Die katholische Kirche hat dieses Jesuswort aufgenommen und mit einem täglich geschehenden Wunder überhöht: der hl. Wandlung, der Transsubstantiation, der Wesensverwandlung von Hostie und Wein in das Fleisch und Blut des Herrn (die Form bleibt bestehen, der Stoff wandle sich). Die Protestanten sprechen dagegen von Konsubstantiation, weil zwar Brot und Wein erhalten bleiben, darunter aber Fleisch und Blut des Herrn verzehrt werde.

1215, auf dem vierten Laterankonzil ist das Dogma der Transsubstantiation verkündet worden. Die Gläubigen erhielten aber neben dieser Belehrung noch einen anderen Zugang zu dieser Glaubenslehre: durch ein einprägsames Wunder.

Das Wunder der Eucharistie

1263 habe der Priester Peter von Prag in Bolsena die Messe zelebriert und an der Transsubstantiation gezweifelt. Da sei Blut auf das Corporale, also auf das für die geweihte Hostie und den Kelch bestimmte Tuch getropft. Das soll sich in der Kirche Sta. Christina ereignet haben, die deshalb auch Chiesa dei Miracoli heißt. Die Kurie erfuhr von diesem Wunder, und Papst Urban IV. ließ nur ein Jahr später, 1264, in der Bulle *Transiturus de hoc mundo* das bereits in Lüttich gefeierte Fest der leiblichen Gegenwart Christi in der Eucharistie zum Fest der Gesamtkirche erheben. Es wird seitdem begangen, auch in der Gegenwart mit großen Prozessionen. Unter Nikolaus IV. wurde 1288 der Dom von Orvieto begonnen, als phantastischer Schrein für das noch heute dort verwahrte Corporale von Bolsena. Auch Nichtgläubige pilgern in die einstige Etruskerstadt, um Maitanis Reliefs und Signorellis Fresken zur Apokalypse zu bewundern.

Der Glaube an die Realpräsenz Christi in Fleisch und Blut wird von Protestanten, Altkatholiken und Anglikanern geteilt. Angesichts der vielfachen Verankerung dieses Glaubensartikels wird leicht übersehen, dass etwa Calvinisten und Zwinglianer eine andere Vorstellung haben. So ging Zwingli von einer symbolischen Handlung aus, während Calvin eine dynamische Gegenwart des Herrn bei der Messe annahm, die beim Empfang der Hostie eine besondere Kraft auf die Gläubigen übertrage. Die evangelisch-reformierten Kirchen sehen die Messfeier als rein zeichenhafte Handlung, also ebenfalls nicht als Gedächtnisopfer. Insofern ist der Opfercharakter innerhalb der christlichen Kirchen weit, aber nicht generell verbreitet. [wiki → Konsekration] Erhalten hat sich in der armenischen Kirche, in der Osterliturgie auch noch ein echtes Tieropfer [wiki → Tieropfer].

Somit wird ein hochabstrahiertes Blutopfer mit Verzehr der Gottheit auch im dritten Millennium unverändert von Millionen Gläubigen begangen. Nur kleine christliche Gruppierung haben sich von diesem Opferritual gelöst. Insofern hat Heinsohn, der sich weitgehend auf den Katholizismus beschränkt, mit seiner Einschätzung recht, dass uns aller Voraussicht nach das Blutopfer erhalten bleibt.

Die katholische Kirche ist bei fließendem Blut allerdings sehr zurückhaltend. Fälle, in denen stigmatisierten Personen Blut aus Händen oder Füßen dringt, werden lange geprüft, bevor ein Wunder bescheinigt wird. Dies war

bei Padre Pio (1887–1968) der Fall, der 50 Jahre lang die Wunden an Händen, Füßen und Brust trug und 2002 heilig gesprochen worden ist. Er ist der einzige Priester unter den 13 Stigmatisierten, die zur Ehre der Altäre erhoben worden sind [*stigma*]. Hingegen ist z. B. das Blutwunder des hl. Januarius in Neapel Teil kirchlicher Zeremonien. Zweimal im Jahr kann sich das in einer Ampulle verwahrte, getrocknete Blut des S. Gennaro verflüssigen und dabei an Volumen und Gewicht zunehmen, während der Kardinal die Zeremonie durchführt. Ein Ausbleiben des Wunders wird als böses Omen für die Stadt gedeutet, eine Verflüssigung bereits vor Berührung der Ampulle wie am 19. 9. 2002 gilt als besonders günstiges Vorzeichen [*blutwunder*]. Skeptiker sprechen in solchen Fällen von einem thixotropischen Material, das sich bei Erwärmung und Bewegung verflüssigt [Benecke].

Das Judentum

Für Heinsohn ist das monotheistische Judentum die opferüberwindende Religion schlechthin, beschrieben in der Geschichte von Abraham und Isaak, bei der (der von den Menschen erschaffene) Gott auf das von ihm verlangte Menschenopfer verzichtet und mit einem Widder vorliebnimmt.

Es gibt aber auch die früher eingeordnete Geschichte, bei der Gott in das Zeit Mose eindringt und ihn töten will (der Text lässt offen, ob Moses oder sein Sohn umgebracht werden sollte).

„Und es geschah auf dem Wege in der Herberge, da fiel Jehova ihn an und suchte ihn zu töten. Da nahm Zippora einen scharfen Stein und schnitt die Vorhaut ihres Sohnes ab und warf sie an seine Füße und sprach: Fürwahr, du bist mir ein Blutbräutigam! Da ließ er von ihm ab. Damals sprach sie Blutbräutigam der Beschneidung wegen.“ [Heinsohn, 144; 2.Mose 4:24-26]

Es bleibe hier außer Acht, dass die Israeliten die im alten Ägypten übliche Beschneidung übernommen hatten, weshalb auch Mose jüngster Sohn damals bereits beschnitten gewesen sein müsste, geht es hier doch um den Vorgang, aus dem das Ritual gewonnen worden ist. Heinsohn hat herausgearbeitet, wie wichtig es ist, das Neugeborene am achten Tag zu beschneiden. Die Beschneidung sticht selbst Sabbat-Gebote und -Verbote: Zur Wahrung der Frist muss die Beschneidung sogar am Sabbat durchgeführt werden [*judentum*]. Heinsohn [143 f.] vertritt die von ihm gut begründete Ansicht, dass die Sabbat-Verbote wie Reiseverbot, Kochverbot u. a. das damals am Festtag noch geübte Opfern auf Bergeshöhen verhindern sollten. Aber die Beschneidung als eigentliche Opferhandlung, die den Bund mit dem Herrn schließt, geht über den Sabbat-Schutz hinaus.

„Im hebräischen Stoff werden beide Seiten des revolutionären Kampfes – also Opferfortsetzer und Opferverwerfer – in der Abrahamfigur zusam-

mengezogen. Dieser gehorcht nur einem Gott, der erst Opferung verlangt und dann Schonung gewährt. Historisch kann lediglich von nur einem Mann, nicht jedoch von nur einem Gott gesprochen werden“ [ebd. 144].

Im selben Zusammenhang spricht Heinsohn von der „Beschneidung als Opferkompromiss“ [ebd.]. Gemeint zu sein scheint, dass die Beschneidung das Menschenopfer ersetzen kann, auch das Teilopfer der Kastration. Aber damit ist die Beschneidung selbst kein Opferkompromiss, sondern ein richtiges Opfer. Heinsohn kommt auf die Beschneidung nur noch auf der letzten Textseite zurück; er sieht bereits im frühen vorchristlichen Judentum die opferüberwindende Religion, das Opfer nur noch bei den Christen:

„Das Christentum fasziniert die Menschen durch einen Opferheils glauben, den es mit Caritasgeboten kombiniert. Die liebesgebotliche Seite des Christentum bildet ihren jüdischen Kern, während seine apokalyptische Seite antijüdisch wird“ [H. 153].

„Die Synagoge kann auch die apokalyptische Gefahr nicht akzeptieren, unter deren Eindruck das Opfern als Heilsweg erscheint. Die Gegnerschaft zwischen Kirche und Synagoge hat darin ihren Kern“ [H. 154].

„Auf seine Weise gehört das pharisäische Judentum also zu den heilsskeptischen Weltanschauungen. [...] Die epochale Aufforderung des Monotheismus, verstörende Erregung nicht in sakraler Vertilgung zu entäußern, sondern als Liebe und Gerechtigkeit zu verausgaben, kann nicht angenommen werden“ [H. 155 f.].

„Im Beisein von Opfernern sich deren erregtem Tun nicht anzuschließen, galt immer als gefährlich und führt auch auf eine Fährte des Judenhasses. [...] Schon der Judenhass der Antike beginnt mithin als Wut der Opferer auf die Opferkritiker“ [H. 156 f.].

„Zum Verfolger wird der Opferer erst durch die Scham, ohne das Ritual nicht auskommen zu können. Diese Scham wird von jenem Schuldgefühl genährt, das selbst bei kollektivem – und deshalb scheinbar erlaubtem – heiligen Töten nicht ausbleibt“ [H. 158].

„Dass Juden versuchen, ohne Opfer zu leben, vermittelt die Aussicht, dass womöglich alle Menschen das können und dafür in derjenigen Facette ihrer Seele, dem das Opfer peinlich ist, einen gewichtigen Bündnispartner besitzen. Überwindung des Rituals oder Vorgehen gegen das Judentum wird insofern zu einer folgenschweren Alternative für die Opferer.

Aber es ist ja keineswegs gesagt, dass die Christen den Glauben an Jesu Blutopfer als Heilstat und Juden die Beschneidung als Zeichen ihrer Volkszugehörigkeit auf immer beibehalten werden. [...]

Gebete und Rituale, die eine Wiedererrichtung des Tempels und damit auch des Opfers zum Inhalt haben, sind im Reformjudentum gänzlich aus dem Gottesdienst entfernt worden.

Eine dem Reformjudentum vergleichbare Bewegung im Christentum, die auf Jesu Opfertod als Heilstat verzichten wollte, steht unseres Erachtens bisher noch aus“ [H. 160 f.].

Hier gerät das Christentum gegen das Judentum eindeutig ins Hintertreffen, genauer genommen gegen das Reformjudentum, das hier – fast euphemistisch – die Stelle des Judentums einnimmt. Wie stellt sich das dar, wenn das heutige Judentum daraufhin betrachtet wird?

Opfererneuerung?

Wie sich im Umkehrschluss direkt ergibt, gibt es außerhalb des Reformjudentums „Gebete und Rituale, die eine Wiedererrichtung des Tempels und damit auch des Opfers zum Inhalt haben“ (s.o.). Hier ist daran zu erinnern, dass bis zur Zerstörung des zweiten Tempels im Jahre +70 dort geopfert worden ist, also noch sehr lange nach der Abrahamgeschichte, die noch vor dem Aufenthalt in Ägypten geschehen sein soll. Das Lukas-Evangelium stellt das im fast wörtlichen Rückgriff auf *Leviticus* dar [3.Mose 12, 8]. Nach der Beschneidung am achten Tag folgte für den Jesus-Knaben die erste Reise nach Jerusalem:

„Und als sich die Tage ihrer Reinigung erfüllt hatten, wie das Gesetz Moses sie festlegt, brachten sie ihn nach Jerusalem hinauf, um ihn dem Herrn darzustellen, wie es im Gesetz des Herrn geschrieben steht: Jedes männliche Kind, das den Mutterschoß bricht, soll dem Herrn heilig erklärt werden. Und sie brachten ein Opfer dar, wie es im Gesetz des Herrn angeordnet ist: ein Paar Turteltauben oder zwei junge Tauben“ [Lk 2:22-24].

In *Leviticus* [12, 6] ist dieses Opfer das der Ärmern. Bessergestellte bringen „ein einjähriges Schaf als Brandopfer und eine junge Taube oder eine Turteltaube als Sündopfer“. So wurde noch zu Zeiten Jesu geopfert, so bis zur Zerstörung des Tempels durch die Römer. Mit Verlust ihres zentralen Heiligtums verzichteten die Juden auf die Opferung und verlegten sich ganz auf den Synagogendienst.

Es ging ihnen ähnlich wie den verhassten Samaritanern, Nachfahren der Israeliten, die nur 50 km von Jerusalem entfernt einen konkurrierenden Tempel auf dem Garizim betrieben und ihn früher verloren als die Juden den ihren (vgl. S. 289). Bei Ausgrabungen beeindruckte die gewaltige Menge an Tierknochen [Schulz]. Das Heiligtum ist von dem jüdischen Hasmonäer-König Johannes Hyrkanos -128 zerstört worden. In dieser Dynastie, die im Makkabäer-Aufstand an die Macht gekommen ist, war der König zugleich Hoher Priester; es handelte sich also um ein streng religiöses Priesterkönigtum, das dem mit dem Jerusalemer Tempel konkurrierenden Tempel der Samaritaner den Garais machte. Denn es herrschte Feindschaft zwischen den Nachfolgern des Südreichs Juda und denen des Nordreichs Israel, warfen doch die Juden

den Samaritanern vor, sich bei ihrer Verschleppung mit anderen Völkern vermischt zu haben. Die bis heute Überlebenden haben, anders als die Juden, nach wie vor einen Hohen Priester und bringen Tieropfer [Schulz].

Die jüdischen Liebesgebote nahmen die Samaritaner aus, wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter sinnfällig machte: Um die christliche Nächsten- und sogar Feindesliebe darzustellen, sprach Jesus davon, dass ein von Räubern halbtot geschlagener Mann (er reiste zwischen Jerusalem und Jericho) weder von einem Priester noch von einem Levit, sondern erst von einem Samaritaner Hilfe erhielt [Lk 10, 30-37]. Ob es sinnvoll war, in der Bergpredigt eine praktisch unerfüllbare moralische Richtlinie auszugeben („Mehr noch: Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die linke hin“), kann sie doch allzu leicht zu Selbst- wie Fremdenverachtung führen, ist hier kein Thema.

Zurück zum Jerusalemer Tempel: Die Gebete der Juden für den Wiederaufbau des Tempels gab es schon immer. Seit einiger Zeit gibt es nationalreligiöse Gruppierungen, die alles daran setzen, den Tempel wieder aufzubauen und das Opfern wieder aufzunehmen [Engelbrecht]. Die Ängste gegen die Bedrohungen von oben sind auch bei den Juden nicht überwunden.

Die Beschneidung als Opferritual

Die Entstehungszeiten der Tora sind heute ganz unsicher. Es lässt sich nur sagen, das Vorhautopfer durch Zipporah steht zeitlich nach dem Bund des Herrn mit Abraham. Dieser Bund wird durch die Beschneidung besiegelt:

„Das ist mein Bund zwischen mir und euch samt deinen Nachkommen, den ihr halten sollt: Alles, was männlich ist unter euch, muss beschnitten werden. Am Fleisch eurer Vorhaut müsst ihr euch beschneiden lassen [...] Alle männlichen Kinder bei euch müssen, sobald sie acht Tage alt sind, beschnitten werden [...] Ein Unbeschnittener [...] soll aus ihrem Stammesverband ausgemerzt werden“ [Gen 17, 10-14].

Die Beschneidung (Brit Mila = Bund der Beschneidung), medizinisch Zircumzision, wird heute durch den Mohel durchgeführt, einen dafür ausgebildeten Spezialisten, der ein Arzt und/oder Rabbi sein kann. Wesentlich ist:

„Circumcision alone, in the absence of the brit milah ceremony, does not fulfill the requirements of the mitzvah. In the case of a Jew who was circumcised outside of a brit milah, or an already-circumcised convert, the mohel draws a symbolic drop of blood from the penis.

A brit milah is not considered complete unless blood is actually drawn. This is not the intentional spilling of blood.“ [en.wiki ↔ Brit milah]

(Beschneidung allein, ohne die Brit Mila-Zeremonie, erfüllt nicht die Anforderungen der Mizwa. Ist ein Jude außerhalb einer Brit Mila

beschnitten worden, oder konvertiert ein bereits Beschnittener, dann zieht der Mohel einen symbolischen Blutstropfen aus dem Penis. Die Beschneidung wird erst dann als vollständig betrachtet, wenn Blut gezogen worden ist. Das ist kein absichtliches Blutvergießen; Übersetzung HI.)

Der Text verwahrt sich also gegen die naheliegende Interpretation als eines Blutopfers. Trotzdem geht es um den „Blutsbräutigam“, der durch eine blutige Vorhaut befriedet worden war (s.o.). Und es muss Blut hervortreten. Der Blutstropfen wurde vom Mohel mit dem Mund aus der Wunde gesogen. Dies wird im Talmud aus hygienischen Gründen verlangt. Weil ausgerechnet dadurch in Einzelfällen Herpesviren übertragen worden sind, die für Säuglinge lebensgefährlich sein können, gehört heute zur Ausrüstung eines Mohel ein Glasröhrchen oder eine Pipette, um diesen Blutstropfen herauszusaugen.

Blut ist auch im Spiel, wenn eine Beschneidung nicht rituell vollzogen worden ist. Das galt auch, als 1991 in Äthiopien Machthaber Mengistu vertrieben wurde und Rebellen anrückten. Damals flog Israel mit einer Luftbrücke mehr als 14.000 äthiopische Juden, sog. Falaschen, von Addis Abeba nach Tell Aviv [Blaschke]. Die Falaschen sind Äthiopier israelitisch-jüdischen Glaubens, die sich vom Stamm Dan ableiten, einem der zehn verlorenen Stämme Israels, und eine archaische Form des Juden- bzw. Israelitentums praktizieren [wiki → Äthiopische Juden]. Die geretteten Männer waren bereits beschnitten, doch nicht nach den Regeln des Oberrabbinats, das ihre Zugehörigkeit zum Judentum in Frage stellte [Vidal/Algazy]. Sie alle mussten noch einmal 'opfern' (Tippat Dam), indem ein kleiner Schnitt vorgenommen wurde, bei dem mindestens ein Blutstropfen sichtbar wird [wiki → Brit Mila (Beschneidung)]. Liberale, progressive Juden hätten dies nicht verlangt, bekamen aber keine Zuständigkeit.

Es handelt sich hier m.E. um ein richtiges Blutopfer, das im Rahmen eines peniblen Rituals von allen männlichen Mitgliedern der Gemeinschaft verlangt wird (Juden würden dies abstreiten). Wenn Heinsohn bei der Beschneidung von einem Opferkompromiss spricht, so meint er damit das Vermeiden des Menschenopfers. Doron Rabinovici [2012] hat darauf während der aktuellen Diskussion (s. u.) darauf hingewiesen: Die Beschneidung

„ist nicht wie die Taufe, mit der ein Mensch erst zum Christen wird. Die Brit Mila wird am bereits jüdisch geborenen Kind vollzogen, um den uralten Bund aufs Neue zu besiegeln. Die Brit Mila soll ein Identitätsmerkmal setzen, ein Erinnerungszeichen, das an die Abkehr vom Menschenopfer gemahnt.“

Dieses uralte Ritual steht den alten Blutopferkulten allemal näher als die Wandlung von Hostie und Wein in Fleisch und Blut Christi, die nicht erkennbar ist, sondern nur geglaubt werden kann. Das eigentliche Blutopfer hat das Christentum überwunden – in den Worten von Paulus:

„Denn nicht der ist ein Jude, der es äußerlich ist, noch ist die äußerliche Beschneidung im Fleische Beschneidung; sondern der ist ein Jude, der es innerlich ist, und Beschneidung ist die des Herzens, im Geiste, nicht im Buchstaben; dessen Lob nicht von Menschen, sondern von Gott ist“ [Röm. 2.28,29].

Wenn man schon – wettbewerbsmäßig – die Hochreligionen klassifizieren wollte, was der Verfasser als nicht sinnvoll erachtet, müsste das Christentum nicht unbedingt in Opferfragen hinter dem Judentum rangieren, auch wenn die Frage der Beschneidung seit Jahrhunderten unter den Juden debattiert wird [vgl. Wyner Mark].

Islam

Die dritte der Buchreligionen hat zwar die Beschneidung wie das Judentum, aber nicht in der streng ritualisierten Form und nicht am achten Tag nach der Geburt. Statt dessen wird in manchen Ländern Zeit bis zum 13. Lebensjahr gelassen und dann ein großes Familienfest begangen. Der Koran erwähnt die Beschneidung nicht, nur die Sunna [wiki ↔ Zirkumzision].

„Die Beschneidung wird gelegentlich mit der Taufe im Christentum verglichen, was jedoch nicht richtig ist. Der Eintritt in den Islam wird nicht durch die Beschneidung, sondern durch das aufrichtige Aussprechen des Glaubensbekenntnisses, der Schahada, vor zwei Zeugen vollzogen. Die Beschneidung dient auch nicht wie im Judentum dazu, den Bund Gottes mit Israel zu symbolisieren. Als solche hat sie keinen religiösen Gehalt, vielmehr führt sie eine Tradition unter islamischen Vorzeichen fort, die auch in vorislamischer Zeit bereits bekannt war“ [focus].

Es gibt aber immer noch echte Tieropfer im Islam. Wer die Hedschra auf sich nimmt und nach Mekka pilgert, dem obliegen dort zahlreiche Pflichten: zwei Mal der siebenfache Umlauf um die Kaaba, Gebete, Ortswechsel nach Mafaa, zum Berg Arafat, nach Maschar und über die Grenze von Mina. Dort steinigt er den Satan, indem er sieben kleine Steine auf eine Steinsäule wirft [hadsch].

„Darauf werden Opfertiere geschlachtet. Das in der islamischen Welt gefeierte Opferfest (Id al-Adha) erinnert an das Opfer Abrahams (Koran 37/107; 2/1241 und wird am 10. des Monats Zu I-Hidscha begangen“ [ebd.].

Hier werden also noch Ziegen geschächtet – womöglich ein vorislamisches Relikt wie auch die Steinigung des Satans. Die Frage, ob der Koran die Steinigung als Bestrafung erlaubt, ist strittig und kann hier nicht beantwortet werden [Ghaemmaghani].

Dieses Tieropfer gehört mittelbar zu den fünf Säulen des Islams: Bekenntnis, Gebet, Almosen, Fasten und Pilgerfahrt, für die das Opfer obligatorisch

ist. Die Hedschra ist allerdings nur einmal im Leben und nur für einen einzigen Vertreter der Familie vorgeschrieben [efg].

Das höchste Fest des Islam fällt mit der Hedschra zusammen: das Opferfest ('Id-Ul-adha) wird zusammen mit den Wallfahrern in Mekka in allen islamischen Familien gefeiert. Bei diesem viertägigen Fest wird ein Schaf oder ein anderes Haustier, aber immer ein Paarhufer geschlachtet, wobei Schweine strikt ausgenommen sind [wiki ↔ Islamisches Opferfest]. So ist das Schlachtopfer alljährlich präsent.

Beschneidungsverbot

Mitten in die Arbeit an diesem Artikel platzte die Entscheidung des Kölner Landgerichtes vom Mai dieses Jahres, wonach die rituelle Beschneidung in Deutschland nicht mehr zulässig ist: Zugunsten der Rechte des Kindes – immerhin ein unumkehrbarer Eingriff in die körperliche Unversehrtheit – wurde die rituelle männliche Beschneidung als strafbare Körperverletzung eingestuft, gegen alle Abwägungen der Religionsfreiheit [Zielcke]. Das hat erheblichen Ärger bei Juden und Moslems gleichermaßen ausgelöst. Es zeigt sich bereits (24. 07.), dass das Verbot eines Blutopfers in Deutschland nicht durchsetzbar sein wird. Bei der Auseinandersetzung gab es Stimmen, die den barbarisch-urtümlichen Opfercharakter über Gebühr betonten, wie die des Psychoanalytikers Wolfgang Schmidbauer:

„Da Vorhaut und Eichel bei fast allen Neugeborenen noch fest verwachsen sind, ähnlich wie Fingernägel mit dem Nagelbett, müssen diese beiden Strukturen zunächst einmal auseinandergerissen werden. Danach wird – je nach Methode – die Vorhaut längs abgeklemmt und eingeschnitten, mit einem Beschneidungsinstrument rundum für mehrere Minuten gequetscht und schließlich mit einem Skalpell amputiert.

Die gesamte Operation dauert bis zu zwanzig Minuten. Obwohl in medizinischen Studien bewiesen wurde, dass die Neugeborenen extreme Schmerzen erleiden, ist eine adäquate Betäubung auch heute noch eher die Ausnahme als die Regel. Ethisch besonders bedenklich wird RIC [Routine infant circumcision] zudem dadurch, dass es sich um einen medizinisch unnötigen, kosmetischen Eingriff an einem nicht zustimmungsfähigen Patienten handelt“ [Schmidbauer].

Neun Tage später erwiderte am gleichen Ort mit Albrecht Schilling ein Professor der Urologie. Er wies zunächst auf medizinische Vorteile hin: leichtere Körperhygiene, seltener Condylomerkrankungen, so gut wie keine Peniskarzinome, weniger HPV-Übertragungen und deckte die 'blutige' Sicht auf:

„Herr Schmidbauer bemüht außerdem Gruselgeschichten über den Beschneidungsvorgang, die einfach nicht wahr sind. Die sogenannte Gomco-

klemme wird nur unter Narkose eingesetzt. Ansonsten wird mit einem speziellen Messer in Sekundenschnelle beschnitten. [...] Einem über 5000 Jahre alten, schon bei den alten Ägyptern praktizierten Maßnahme und den dahinterstehenden Erfahrungen sollte man mehr Respekt erweisen, als dies Herr Schmidbauer mit seinem einseitig blutrünstigen Artikel zeigt“ [Schilling].

Nachdem die Beschneidung als „Kulturgut“ gilt [Rabinovici], darf bezweifelt werden, dass dieses Verbot den Gang nach Karlsruhe zu einem obersten Gericht, wie ihn die Justizministerin bereits angeregt hat, überdauern wird.

Exkurs: Schächten

Das rituelle Schächten wird von Juden und Moslems gleichermaßen praktiziert. Beide Religionen verbieten den Blutverzehr und achten deshalb peinlich darauf, dass geschlachtete Tiere ausbluten. Dann noch vorhandene Blutrückstände werden durch Auswaschen und Salzen beseitigt. Das sind Voraussetzung für koscheres Essen [Avichail] oder *Halal*. In der Tora findet sich die Vorstellung, die Blut mit Leben oder Seele gleichsetzt [Lev 17,11-14; wiki ↔ Kulturgeschichte des Blutes]. Das Verbot, Blut zu verzehren, gehört zu denen, die laut Heinsohn [143] das Opfern verhindern sollen. Im Koran [Sure 5, Vers 3] ist es ebenso verankert. Das Schächten von Tieren wird im Allgemeinen nicht als Opfer gewertet, obwohl gilt: „Das Blut jedes geschlachteten Tieres musste der Gottheit zurückgegeben werden.“ [wiki ↔ Kulturgeschichte des Blutes]

Die Datierung des Alten Testaments

Judentum, Christentum und Islam beziehen sich auf die *Tora*. Geschichten wie die von Abraham sind hier überliefert. Doch von wann stammen diese Überlieferungen? Kann ihre Datierung mehr Klarheit bei der Überwindung des Blutopfers schaffen?

Der Glaube, dass Moses selbst zum Schreibstift gegriffen hätte, ist der Wissenschaft längst abhanden gekommen. Lange Zeit galt für die *Fünf Bücher Mose*, also für die *Tora*, eine dreifache Zeitschichtung der Redaktionen: um -900 die jahwistische Hauptschicht, um -720 die elohistische Schicht (beide bezeichnet nach ihren Umschreibungen des Gottesnamens) und um -520 die Priesterschicht aus dem babylonischen Exil [Bibel, 3]. Viele andere Schriften des *Alten Testaments* werden deutlich später datiert, etwas *Das Buch Judith* gegen -100 [Bibel, 497], genauso wie das *1. Makkabäerbuch* [ebd. 526]. Als späteste gilt *Das Buch der Weisheit*, das im -1. Jh. auf Griechisch geschrieben worden ist [ebd. 738]. Der jüdische Kanon der biblischen Bücher ist erst um +135 abgeschlossen worden [wiki ↔ Bibel].

Das ehrwürdige Alter der *Tora* ist mittlerweile kaum mehr aufrechtzuerhalten. Karl Günther [2003] hat die verschiedenen Datierungsmöglichkeiten, die sich aus der *Tora* selbst ergeben, vorgestellt und diskutiert. Demnach wird sie

- im Tempel zu Zeiten Josias wieder aufgefunden, direkt vor dem Exil,
- von Esra als Gesetz des Königs Artaxerxes mitgebracht,
- im Tempel in makkabäischer Zeit aufgefunden,
- von Rabbi Hillel aufgefunden,
- von Rabbi Chijja aufgefunden [ebd. 31].

So stehen zur Auswahl: spätes -7. Jh., -458, -164, frühes +1. Jh., Mitte +2. Jh. Günther [43] zieht daraus den Schluss:

„Aufgrund des griechischen Einflusses in der *Tora* wie auch aufgrund der Spätdatierung des Exils kann die *Tora* nicht vor dem Zeitalter des Hellenismus entstanden sein, zumal die beiden ‘Wiederauffinder’ Josia und Esra als Urheber der *Tora* wenig wahrscheinlich sind.“

Die Auseinandersetzungen um den *Bibelcode*, also um das Buch von Michael Drosnin [1997] haben zu Prüfungen geführt, wie weit die buchstabengetreue Überlieferung zurückreicht. „Die älteste vollständig erhaltene hebräische Handschrift ist der *Codex Leningradensis*. Er wurde um 1000 n. Chr. angefertigt“ [wiki → *Bibelcode*]. Gegenüber Schriftfunden vom Toten Meer ergeben sich bereits beträchtliche Abweichungen. Weitere Abweichungen lassen die Ausgrabungen am Garizim vermuten. Hier geht es um das Konkurrenzheiligtum zum Jerusalemer Tempel, das aber nicht dem gebräuchlichen Bibeltext entnommen werden kann, sondern nur samaritanischen Texten (s. S. 289). Matthias Schulz schließt seine Betrachtung von 2012:

„Es wurde geeifert, verleumdet, gemordet – und am Ende sogar die heilige Schrift verändert [...] an der Jerusalems Priesterschaft womöglich noch sehr lange herumschrieb“.

Das hatte Schulz zehn Jahre früher schon deutlicher formuliert, nachdem er den Theologen Bernd Jørg Diebner gehört hatte, der „die *Tora* als »diplomatisches Kompromisspapier« [beschrieb], an dem womöglich noch bis 50 n. Chr. gefeilt wurde“ [Schulz 2002]. Nach der vernichtenden Attacke gegen die Samaritaner von -128 wären entsprechende Änderungen erst danach, also im späten -2. und -1. Jh. und selbst +1. Jh. vorgenommen worden. Es wird demnach immer schwieriger, einen ebenso uralten wie unveränderten Bibeltext gelten zu lassen. Jahreszahlen, etwa für die die Abfassung des Abrahamopfers oder für die Jehova-Moses-Erzählung, können nicht fixiert werden. Hier steht die ganze Bandbreite von -1000 bis zur Zeitenwende offen, mit einer deutlichen Gewichtung des letzten Drittels.

Hinduismus

Der Hinduismus hat eine ähnliche Entwicklung durchlaufen wie das Judentum: vom Opferritual über das besonders betonte Ritual hin zu einer Relativierung und Abschaffung des Opfers [vgl. hier und i.W. wiki → Opfer (Religion)]. Zur vedischen Zeit, die herkömmlich von -1200 bis -800 gesetzt wird, galt das Opfer als die wichtigste religiöse Zeremonie, im *Rigveda* als „der Nabel der Welt“. Im Feueropfer wurden allerdings keine Tiere verbrannt, sondern Getreide, Milch, Butter oder Somasaft. Dieses ständig wiederholte Opfer war Garant dafür, dass die Welt bestehen bleibt. Darin wurde das Selbstopfer des Urriesen Purusha nachgespielt, aus dem überhaupt erst die Schöpfung entstanden war.

Die Zeit der *Brahmanas* wird zwischen -800 und -500 gesehen. Das sind Ritual- und Opfertexte aus den *Veden*. Hier ging es vor allem um die penibel genaue Durchführung der Opfer, vollzogen von drei Priestern (Brahmanen), assistiert von einem Rezipienten, dem Sänger und den Opfernden.

Zu dieser Zeit kamen bereits Zweifel auf. Sie werden mit der *Upanishaden-Zeit* (700–200) verbunden. Insbesondere das streng eingehaltene Ritual verlor sich damals gegenüber philosophischen Überlegungen.

In der *Bhagavad Gita* wird schließlich die Meinung vertreten, „dass ein dingliches Opfer zwar gut sei, ein geistiges Opfer aber schwerer wiege (Vers 4.33)“ [ebd.]. Die Entstehung dieses Versepos wird zwischen dem -5. Jh. und -2. Jh. angesetzt, aber selbst diese vage Eingrenzung wird noch mit „vermutlich“ abgeschwächt [wiki → Bhagavad Gita].

Es gibt in einzelnen Heiligtümern heute noch Blutopferhandlungen, etwa das Ziegenopfer für Kali in Kolkata und das nepalesische Büffelopfer für die Göttin Durga [wiki → Tieropfer]. Im allgemeinen Konsens dieser Religion scheint aber das Blutopfer von Anfang an vermieden worden zu sein – insofern dürfte Heinsohns Hinweis [43] darauf, dass der Hinduismus von einem „Zeitalter des Opfers“ spricht, nicht für das Blutopfer gelten. Der Hinduismus musste scheinbar das Blutopfer nicht überwinden, obwohl die *Veden* zahlreiche Hymnen enthalten, die sich auf Kometen rings um Mars und Indra beziehen [Velikovskij, 251-258].

Buddhismus

Im Buddhismus waren niemals Opfer gebräuchlich, die über Rauch, Blumen oder Speisen hinausgingen, denn „Buddha lehnt (große) Opfer als sinnlos ab“, während er Freigebigkeit als zur Erleuchtung führend ansieht [*buddha*].

Hier wäre es von größtem Nutzen, die Lebensdaten von Buddha zu kennen, um diese Opferabkehr zeitlich einordnen und mit der in anderen Kulturen vergleichen zu können. Leider wird darüber seit langem gestritten. 1992

habe ich versucht, wenigstens die Eckpunkte der Annahmen herauszufinden. Damals wurden folgende Jahre für seine Aufgabe des Körpers genannt: -2420, -2134, -1202, -544, -543, -486, -483, -480, -453, -368, -348, -328, -290. Tendenziell stammten die ältesten Datierungen aus Tibet, die jüngsten aus der japanischen Forschung, die 1988 auf einer einschlägigen Tagung das Zeitintervall für Buddhas Tod auf 386–365 eingengt hat [Illig 1992, 9]. Das war auch deshalb möglich, weil das Junktim zwischen Buddhas Tod und der Kaiserkrönung des Maurja-Herrschers Aschoka – lange mit 218 Jahren angesetzt – aufgelöst wurde. Deshalb schlug ich als mögliches Intervall „den Zeitraum zwischen -400 und -350“ vor [ebd. 10]. Aktuell ist *Wikipedia* [↔ Buddha] unter Bezug auch auf Bechert [1997] zu entnehmen:

„Gegenwärtig werden unterschiedliche Datierungsvorschläge diskutiert, alle um Jahrzehnte später als die herkömmlichen Annahmen. Die heute vorherrschenden Ansätze für die Todeszeit schwanken zwischen ca. 420 und ca. 368 v. Chr.“

Bei einem hypothetischen Mittelwert um -390 wäre immerhin klargestellt, dass die Katastrophen am Ende der Bronzezeit für die buddhistische Lehre allemal ca. 200 Jahre zurücklagen. Offenbar fielen die Reaktionen auf Himmelskatastrophen mentalitäts- oder regionalbedingt ganz unterschiedlich aus.

Zoroastrische Religion und Mithras-Kult

Ihr Begründer Zarathustra verliert sich in den Weiten vorchristlicher Geschichte; er wird im -2. genauso wie im -1. Jtsd. gesehen. Die wesentlichen Schriften der *Zend-Avesta* werden heute im -1./+1 Jh. angesetzt. Insofern kommt seine Opfer-Abwehr zu spät für unsere Überlegungen:

„Zarathustras Gottesdienst bestand in jeglicher Ablehnung von Opferhandlungen, wie es sie zu Zeiten des Propheten schon gab; die Kulte der Mithras-Priester waren der Grund, warum Zarathustra Spitama sich dem Kampf gegen Götzerei widmete und daher verfolgt wurde. Die Andachts-handlungen wurden um einen Feuer-Altar mit erhobenen Händen abgehalten, wobei man die Lobpreisungen sang“ [wiki ↔ Zarathustra].

David Ulansey [114] setzt das Entstehen der Mithras-Religion um die Zeitenwende an, worauf sie sich im +1. Jh. im ganzen römischen Reich ausbreitet [ebd. 8]. Doch das Ur-Stieropfer des Mithras bezieht er auf den astrologischen Übergang vom Stier- in das Widderzeitalter, den er allerdings um 800 Jahre von -2000 auf -1200 heranzieht [ebd. 114 f.]. Eine kalendarische Rückrechnung bringt die Anfänge des Mithras-Kultes ins späte -6. Jh. [Illig 2002, 655]. Da wäre ein Tieropferkult noch vorstellbar, ebenso die Reaktion Zarathustras auf die Mithraspriester.

Für den römischen Mithras-Kult wird kein Blutopfer, gar eines Stiers überliefert. In den Mithräen wurden wohl nur heilige Mahlzeiten verzehrt, also eine stellvertretende Zeremonie vollzogen [vgl. Merkelbach, 145]. So wäre das Blutopfer zwischen -6. Jh. und -1. Jh. überwunden worden.

Konfuzianismus

Konfuzius gilt als reale Person, die von vermutlich -551 bis -479 gelebt hat; zumindest gibt es zahlreiche Familien, die sich in der 75. Generation auf ihn zurückführen. Wie Lao Tse (Laozi) hat er keine Schriften hinterlassen; alles Einschlägige haben Schüler frühestens ein Jahrhundert später zusammengestellt.

„Meister Kung erwiderte: »Alle Dinge stammen vom Himmel, der Mensch stammt von seinen Ahnen. Das Opfer auf dem Anger hat den Sinn, in dankbarer Anerkennung des eigenen Ursprungs sich zu seinen Stammeltern zurückzuwenden; darum gesellte man sie dem höchsten Herrn bei. Der Himmel zeigt in den Naturerscheinungen die Ideen, die der berufene Heilige nachbildet. Dadurch wird durch das Opfer auf dem Anger das Wirken (Tao) des Himmels erklärt.«“

„Das Rind für den höchsten Herrn muß Hörner haben, die eben am Hervorbrechen sind. Es muß drei Monate im Opferstall gefüttert werden. Das Rind für Hou Dsi muß nur fehlerlos sein“ [beides *angeropfer*].

Andererseits gilt der Konfuzianismus als ‘Religion ohne Gott oder Götter’.

„Konfuzius wurde einmal befragt: »Gibt es überhaupt Götter und Dämonen?« Er antwortete mit hintergründigem Humor: »Wenn Sie bei der Opferung an die Götter denken, sind sie ja da.« [china]

Wann überwindet der Konfuzianismus das blutige Opfer? Eine an der Universität Erlangen durchgeführte Studie benennt für das Jahr -195 ein „großes Blutopfer“, bei dem ein Ochse, eine Ziege und ein Schwein in einem Tempel dargereicht wurden. Ab der Ming-Zeit, ab 1368 reduzierten sich die Opfergaben, aber Fleischopfer wurden noch zubereitet [Bachmann u. a.].

Griechisches Denken

Auf diesem weiten Feld, das Heinsohn beiseite gelassen hat, begegnet schon gleich zu Beginn der Dichtung Kritik an den Himmelsmächten. Der konventionell vom -12. bis ins -7. Jh. angesetzte *Homer* [die jüngste Datierung s. Riem-schneider, 5] sieht in der *Ilias* noch die Götter als unbestrittene Herren über die Menschen, während in der *Odyssee* der Titelheld manchmal Chancen hat, dem expliziten Götterwillen zu entgehen. *Hesiod*, dessen *Theogonie* konventionell dem -7. Jh. zugeordnet wird, stellt den ganzen Götterhimmel vor, kennt aber bereits Schwachstellen:

„In der Erzählung von Prometheus (V. 535) kommt es überdies an den Tag, daß die Menschen ein böses Gewissen haben, weil sie die Götter bei den Tieropfern betrügen, und daß Zeus deshalb »den elenden sterblichen Menschen« das Feuer vorenthalten wollte“ [Burckhardt].

Ein Mensch, der beim Opfern die Himmlischen betrügen will, hat keinen großen Respekt vor seinen Göttern, auch was ihre Allwissenheit und ähnliche Eigenschaften angeht. Ein Jahrhundert später wird der Charakter von menschengeschaffenen Götter bereits deutlich:

„Doch wähen die Sterblichen, die Götter würden geboren und hätten Gewand und Stimme und Gestalt wie sie.

Doch wenn die Ochsen [und Rosse] und Löwen Hände hätten oder malen könnten mit ihren Händen und Werke bilden wie die Menschen, so würden die Rosse roßähnliche, die Ochsen ochsenähnliche Göttergestalten malen und solche Körper bilden, wie [jede Art] gerade selbst das Aussehen hätte.“

Diese beiden – im Internet auffindbaren – Fragmente werden von *Xenophanes* aus Kolophon überliefert, einem Vorsokratiker, dessen Leben von -570 bis -475 angesetzt wird, und der als erster antiker Religionskritiker gilt. Die Klarstellung, dass die Götter von Menschenhand geschaffen sind, hat ihm offenbar nicht geschadet, wohl weil er hinter den anthropomorphen Gottesbildern das Göttliche als vollkommenes Wesen nicht bestritt. Aber so hält schon im -7./6. Jh. deutlicher Zweifel an den Göttern seinen Einzug ins Denken der Menschen.

Für das -5. Jh. steht *Protagoras* (490–411) mit seinem nüchternen Agnostizismus: „Von den Göttern vermag ich nichts festzustellen, weder dass es sie gibt, noch, dass es sie nicht gibt, noch was für eine Gestalt sie haben“ [Bergmeier, 34]. Von ihm stammt auch der berühmte Satz: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge.“ Doch diese Ideen führten zu seiner Verbannung aus Athen. Er ertrank auf der Flucht, seine Schriften wurden vernichtet. Zwölf Jahre später traf *Sokrates* der Vorwurf der Gottlosigkeit (Asebie), der ihn den Schierlingsbecher trinken ließ, weil er nur seinen Daimon als göttliche Stimme kannte.

Die Epikureer waren verschrien für ihre Freude an leiblichen Genüssen und Gelüsten. Wie so oft in der Geschichte wurde hier ein falsches Etikett herabwürdigend angeheftet. Denn *Epikur* (ca. -341 bis ca. -271) sah sein 'Lustprinzip' nicht als Freibillat für ein schrankenloses Ausleben, sondern für einen Gleichgewichtszustand:

„Furcht, Schmerz und Begierden sind für Epikur die drei großen Klippen, die umschifft werden müssen, damit dauerhaft Lebenslust und Seelenruhe herrschen können.

Ein zentrales Anliegen Epikurs war sein Kampf gegen die Vorstellung, dass Götter in das Weltgeschehen und insbesondere in die menschlichen Schicksale eingreifen, dass ihr Zorn zu fürchten ist und sie daher durch Opfer und Gebete beeinflusst werden müssen. Er verwarf dies als Aberglauben und beseitigte damit die Gottesfurcht. Allerdings war dies keine Besonderheit der Epikureer, denn auch andere philosophische Richtungen, besonders die Platoniker, lehnten die Gottesfurcht (deisidaimonia) strikt ab und betrachteten sie als etwas Verächtliches“ [wiki ↔ Epikur].

Hier siegte das Denken über das Opfern, aber vermutlich ließen sich nur die Adepten von ihren Philosophen beeinflussen, sonst stünde **Lukrez** mit seinem epikuräischen Lehrgedicht *De rerum natura* nicht so allein im -1. Jh. (vgl. S. 457). Obriigkeit und Volk opferten unbeirrbar vor den Tempeln. Es sei nur an den Altar Hierons II. von Syrakus erinnert, des – nach Einschätzung des *Deutschen Archäologischen Instituts* – größten Altars der antiken Welt [dai].

„Der Altar war 198 m lang, 22 m breit und über 10 m hoch. Über zwei Rampen wurden an den Festtagen bis zu 450 Opfertiere auf den Altar getrieben und getötet“ [wiki ↔ Syrakus].

Bei dem noch vorhandenen Überrest handelt es sich vorwiegend um den aus anstehendem Fels herausgehauenen Unterbau. Hieron II. lebte von ca. -306 bis -215. Damit verbunden ist der Begriff der Hekatombe, der ein Opfer von 100 Rindern bezeichnet, wie es für Zeus oder Hera gebracht worden ist.

Ausblick

Der weiterreichende Überblick macht deutlich, dass im Prinzip die Abfolge von Menschen- über Tieropfer hin zu abstrakteren Opferritualen mit reinen Flammen oder schlichten Oblaten aus ungesäuertem Mehl richtig ist. Gleichwohl bleibt auch in der Abstrahierung der Zusammenhang mit dem Blutopfer erhalten, ob über die Transsubstantiation oder über die Beschneidung. Wann die Abkehr von den blutigen Menschenopfern erfolgt ist, ist aus den religiösen wie aus den philosophischen Schriften heraus schwer zu datieren: Wenn wir Hesiods Wirken im -7. Jh. belassen, dann wird schon bei ihm erkennbar, dass am Wert der Tieropfer gezweifelt wird; von Menschenopfern ist keine Rede. Sie werden von den Griechen auch nur aus mykenisch-troianischer Zeit berichtet. Allerdings zeigt Heinsohn auch Votivfigürchen von Artemis Orthia aus Sparta, die wohl ins -7. Jh. datiert werden. Der dortige, schon Lykurg zugewiesene Artemis-Kult mit Auspeitschen bis aufs Blut lebte in der Römerzeit in brutaler Form wieder auf, so dass Cicero von Todesfällen berichtete und das grausame Spektakel bis ins +4. Jh. stattfand [wiki ↔ Artemis Orthia]. Es ist also davon auszugehen, dass in Griechenland wie im Hinduismus lokale blutrünstige Kulte in einer blutopferlosen Gesellschaft überdauern konnten.

Der Buddhismus kannte nie (blutige) Tieropfer, während im konfuzianischen China solche bis zur Zeitenwende zu gewärtigen sind. Der Zoroastrismus hält sich vom blutigen Opfer fern; der Mithraskult als seine Begleitform kennt nur Speiseopfer. Das Christentum hat das Menschenopfer verewigt, aber nur in abstrahierter Form, während die Juden bis +70 in Jerusalem opfereten und es ohne die Unterjochung durch die Römer auch weiter getan hätten. Die Samaritaner als Nachfahren der Israeliten tun es noch heute.

Diese weiter ausgreifende Betrachtung macht deutlich, dass Heinsohns Sicht der Erschaffung der Götter, des einen Gottes und die Überwindung des Opfers eine gewisse Zeit nach Einkehr des „himmlischen Friedens“ über weite Strecken so abgelaufen sind. Allerdings sind aus Sicht des Verfassers gerade die drei monotheistischen Buchreligionen schlechte Beispiele für die Opfer-, insbesondere für die Blutopferüberwindung, da sie alle drei dem Blutopfer bis heute verhaftet geblieben sind. Anders als es Heinsohn sieht, scheint das Christentum mit seiner Abstrahierung des Blutopfers am Weitesten vorangekommen zu sein. Ein gänzlichliches Abrücken ist bei allen drei in diesem Millennium nicht zu erwarten.

Und was geschah am Himmel?

Eine bislang von uns noch zu wenig untersuchte Frage ist die nach dem Wissen um das Ende der himmlischen Bedrohungen. Woher wussten die damaligen Menschen, dass es sich um die *letzte* derartige Katastrophe gehandelt hat, der nun „himmlischer Frieden“ folgt. Velikovsky schloss aus den Überlieferungen, dass die Menschen den „Sturz Luzifers“ gesehen und die Wandlung des kriegerischen Morgensterns zum friedlichen Abendstern beobachtet hätten [Velikovsky, 233 f.]. Doch wäre aus diesen Beobachtungen – zumal die Venus weiterhin auch als Morgenstern auftritt – zu schließen gewesen, dass es sich um unumkehrbare Geschehnisse handelt?

Um sich einer Antwort zu nähern: Ginge es um einen *Vulkanausbruch*, so reagieren die Menschen meistens so: Nach wenigen Jahrzehnten wird wieder an den Hängen eines aktiven Vulkans gebaut, als wäre nie eine todbringende Eruption geschehen. Hier handelt es sich allerdings um Lokaleignisse, die der Mensch bald verdrängt, um nicht in seinem Handeln gehindert zu werden.

Bei einem Himmelschauspiel wäre es etwas anderes. Hier wäre – vom jeweiligen terrestrischen Blickwinkel aus – ‘die ganze Welt’ betroffen. Bei einem *Impakt* hätte es keine Vorwarnzeit gegeben: allenfalls Stunden zuvor wäre eine kometenhafte Erscheinung zu beobachten gewesen, über deren Charakter die Zeitgenossen keine Sicherheit mehr hätten gewinnen können. Sofern es in der Region Überlebende, sogar Augenzeugen gab, wird das Erfahren eines Einschlages, eingebettet in Sagen und Mythen, überdauern.

Aber hier wüsste kein Mensch, ob nicht schon morgen der nächste katastrophale Einschlag erfolgen würde: morgen, übermorgen oder irgendwann. Da immer wieder etwas geschieht, was die Erinnerung wachhält – ob nun Steine oder Sand vom Himmel fallen, ob Kometen oder Nordlichter ‘bedrohlich’ am Himmel erscheinen und Finsternisse stattfinden –, würden die Opferpriester niemals Entwarnung geben, sondern auf immer zum Schutze der Menschen und zu ihrem eigenen Wohle opfern.

Wie wäre es bei den von Velikovsky vorgeschlagenen *Nahbegegnungen* zwischen Himmelskörpern, genauer gesagt *zwischen Planeten*? Seine Vorstellung war, dass sich Venus und Mars ein letztes Mal begegnen, ihre bisherigen, für die Erde bedrohlichen Bahnen verlassen und auf die heute bekannten einschwenken. Aber würde die weitere Beobachtung dieser Himmelskörper eine Gewähr dafür geben, dass der „himmlische Frieden“ sicher ist? Wenn man bedenkt, dass das Erkennen der Präzession durch Beobachtung 300 Jahre gedauert hat (Hipparch), dann fragt sich, nach wie vielen Jahrhunderten die Priester Entwarnung gegeben – und damit ihren eigenen Einfluss riskiert – hätten. Denn auch in diesen Zeiten des Abwartens wären Kometen erschienen, hätten Meteorite die Erde getroffen oder Nordlichter die Menschen neuerlich in Angst versetzt.

Was wäre noch vorstellbar? Das durch Andreas Otte in den *Zeitenstrüngen* ab Heft 2/2008 vorgestellte *Elektrische Universum* hätte mit Sicherheit einige Phänomene parat gehalten, die frühe Menschen schwer beeindruckt hätten. Aber wiederum hätte gegolten: Wie ließ sich erkennen, dass es sich um das letzte derartige, beängstigende Spektakulum gehandelt hätte?

Es ließe sich auch eine *Kollision* vorstellen: Ein Himmelskörper kommt (wiederholt) der Erde bedrohlich nahe und wird schließlich von einem dritten Objekt getroffen. Dabei würden die zersprengten Reste für das menschliche Auge abrupt unsichtbar und den Schluss erlauben, dass hier z. B. Seth, Apophis, Titanen oder die bösen Engel endgültig vernichtet worden seien. Dieser Schluss wäre bereits am Tag danach möglich gewesen und hätte sich nach wenigen Jahren definitiv bestätigt. Doch sichtbare Planeten gab es nur fünf; einer oder mehrere weitere sind mir aus der antiken Literatur nicht bekannt. Da müsste man schon Indizien akzeptieren, wie sie Zecharia Sitchin [1977] in seinem Präastronautikbuch *Der zwölfte Planet* zusammengestellt hat, was der Verfasser aber nicht macht.

Nun gäbe es den Hinweis auf die *Präselenen*, auf die Vormondmenschen, von denen der griechische Mythos gesprochen hat. Unter anderem wegen dieses Hinweises hat Hanns Hörbiger eine Abfolge von Monden postuliert, die der Reihe nach von der Erde eingefangen werden und schließlich in die Erde stürzen. Wenn wir einfach davon ausgingen, dass der Himmel einst mondlos war, dann wäre kein Himmelskörper verschwunden, sondern ganz im Gegen-

teil der Mond aufgetaucht. Er hätte eine Zeit gebraucht, um zu seiner gegenwärtigen Bahn zu finden, und wäre dann zum treuen Begleiter in keineswegs angstgeprägten Stunden geworden.

Die Astrophysik hat mit viel komplizierteren Thesen und noch komplizierteren Berechnungen ein ähnlich katastrophisches Modell konzipiert:

„Seit Mitte der 1980er-Jahre hat sich die Ansicht durchgesetzt, dass der Mond nach einem seitlichen Zusammenstoß der Proto-Erde mit einem etwa marsgroßen Körper, Theia genannt, entstanden ist. Nach dieser Kollisionstheorie ist ein großer Teil der abgeschlagenen Materie beider Körper in eine Umlaufbahn um die Erde gelangt und hat sich dort zum Mond geballt“ [wiki → Entstehung des Mondes].

Es gibt aber einen gravierenden Unterschied. 2005 wurde die Entstehungszeit des Erdmonds mit 4,5 Milliarden Jahren bestimmt [ebd.]; sein Entstehen vor wenigen Jahrtausenden würden allein bibeltreue Evangelikale akzeptieren.

Insofern bleibt hier die Frage unbeantwortet, was den Menschen die Sicherheit gab, dass die Himmelsbedrohungen Vergangenheit seien. Oder haben sie es selbst ausgetestet: mit dem immer kleineren, immer schlechteren Opfer, mit dem stellvertretenden Opfer, dem Aussetzen der Opfer und so fort? In diesem Fall hätten sich die Menschen psychisch schnell erholt gezeigt.

Anhang 1: Das hl. Praeputium

Es hat die Christen immer wieder begeistert, dass trotz der leiblichen Aufnahme Jesu Christi in den Himmel ein Teil seines Leibes auf Erden verblieben ist: die beschnittene Vorhaut. Wie wichtig das genommen worden ist, geht aus einer Legende hervor:

„Die Reliquie der heiligen Vorhaut soll Papst Leo III. von Karl dem Großen anlässlich seiner Kaiserkrönung am 25. Dezember 800 in Rom geschenkt worden sein. Karl wiederum soll sie von einem Engel oder von der Kaiserin Irene von Byzanz bekommen haben. Die heilige Vorhaut wurde zusammen mit anderen Reliquien in der Kapelle Sancta Sanctorum im Lateran aufbewahrt“ [wiki → Heilige Vorhaut].

„Non est in toto sanctior orbe locus – Kein Ort ist heiliger als dieser auf dem gesamten Erdenkreis“. So steht es auf dem Altar dieser Kapelle. Die Inschrift bezieht sich nicht allein auf das hl. Praeputium, sondern auch auf ein Acheiropoieton, also auf ein nicht von Menschenhand gemaltes, fast lebensgroßes Bild Jesu (für die Gläubigen begonnen vom Evangelisten Lukas, beendet von einem Engel), dazu weitere Reliquien Christi und früher die Häupter der hll. Petrus und Paulus. Zur Kapelle gelangt man über jene Treppe, die Jesus im Palast von Pontius Pilatus begangen haben soll (Scala Santa). Zu dem Gebäu-

dekomplex gehört auch das päpstliche Triclinium, geschmückt mit einem sehr stark erneuerten Apsismosaik, auf dem Petrus dem Papst das Pallium und Karl eine Lanze übergibt.

Angesichts der Bedeutung des hl. Praeputiums nimmt es nicht wunder, dass es mehrfach existiert.

„A. V. Müller führt 1907 in seiner Abhandlung über »Die hochheilige Vorhaut Christi« immerhin 13 Stätten auf, die sich des Besitzes der wahren Vorhaut Jesu rühmten: die Laterankirche in Rom, Charroux bei Poitiers, Antwerpen, Brügge, Paris, Boulogne, Besancon, Nancy, Metz, Le Puy, Conques, Hildesheim, Calcata. – Regelrechte praeputium-Mystiken und Vorhautkulte sind bezeugt: Speziell bestellte Vorhautkapläne sorgten beispielsweise in Antwerpen für die angemessene Liturgie, die bis zu feierlichen Hochämtern zu Ehren des hl. Teils reichten. [...]

Der Vatikan ordnete wegen des Spotts der Nicht-Katholiken über die angebliche Reliquie im Februar 1900 an, es sei unter Strafe des Kirchenbanns verboten, weiter über diese zu sprechen oder zu schreiben; die Fremdenverkehrswerbung durfte sich künftig nicht mehr des Themas annehmen“. [Herrmann, 218 f.]

„Unter den heiligen Vorhäuten hielt sich jene aus Calcata am längsten. Sie verschwand erst 1983 unter mysteriösen Umständen, die viel Material für Verschwörungstheorien lieferten. Einer zufolge war dem Vatikan nicht nur die Reliquienverehrung in dem Dorf peinlich, an der sich angeblich auch Gammler beteiligten. Ein noch wichtigerer Anlass für die Vortäuschung eines Diebstahls aus Gründen der Kirchenraison war ihr zufolge die Anfang der 1980er in greifbare Nähe gerückte Möglichkeit des Klonnens“ [heise].

Anhang 2: Eine Geschichte aus Ägypten

„Mir fällt die Geschichte von den drei türkischen Säbelfechtern ein, die sich an Fliegen versuchen, um ihre Treffsicherheit zu demonstrieren. Der erste fährt mit seiner Waffe durch die Luft, es ist der berühmte Mehmet, und gleich darauf fällt eine Fliege in zwei Hälften gespalten herunter. Dann zieht der große Jussuf seinen Säbel und vierteilt seine Fliege, zugegeben ein fetter Brummer. Als Letzter zeigt ein kleingewachsener, schnurrbärtiger Mann sein Können, zieht den Säbel, doch die Fliege fliegt schmerzlich summend davon. Daraufhin verbeugt sich der Meister und sagt zu der staunenden Menge: Gestatten, ich bin der Beschneider Ali“ [Frischmuth, 146 f.].

Literatur

- angeropfer* = 29. Kapitel. Giau Wen - [120] *Fragen über das Angeropfer*;
[http://www.zeno.org/Philosophie/M/Kong+Fu+Zi+\(Konfuzius\)/Gia+Y%C3%BC++Schulgespr%C3%A4che](http://www.zeno.org/Philosophie/M/Kong+Fu+Zi+(Konfuzius)/Gia+Y%C3%BC++Schulgespr%C3%A4che)
- Avichail, Eliahu (²1994): *Eine Einführung in die Grundlagen des jüdischen Glaubens und Gesetzes. »Koscheres« Essen*; München. 1997 ins Internet gestellt
<http://www.hagalil.com/kovar/avi3.htm>
- Bachmann, Johanna / Hensolt, Maria/ Sültz, Stefan (2012): *Opferrituale und Konfuziusverehrung*;
<http://www.lssin.uni-erlangen.de/content/Exkursion%20Qufu/Opferrituale%20und%20Konfuziusverehrung-neu.pdf>
- Bechert, Heinz (Hg. 1991-1997): *The Dating of the Historical Buddha*, 3 Bände; Göttingen
- Benecke, Mark (2004): Das Blutwunder von Neapel; *Skeptiker* (3) 114-117;123
http://wiki2.benecke.com/index.php?title=2004_Skeptiker_Magazin:_Das_Blutwunder_von_Neapel
- Bergmeier, Rolf (2012): *Schatten über Europa. Der Untergang der antiken Kultur*; Aschaffenburg
- Bibel (1980) = *Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung*; Freiburg · Basel · Wien
- Blaschke, Andreas (1998): *Beschneidung. Zeugnisse der Bibel und verwandter Texte. Texte und Arbeiten zum neutestamentlichen Zeitalter*, Tübingen · Basel (zugleich Dissertation an der Universität Heidelberg, 1997/98)
- blutwunder* = <http://kath-zdw.ch/maria/blutwunder.html>
- brit* = http://en.wikipedia.org/wiki/Brit_milah
- buddha* = <http://www.buddhachannel.tv/portail/spip.php?article10339>
- Burckhardt, Jacob (1898–1902): *Griechische Kulturgeschichte*; Berlin
<http://www.zeno.org/Geschichte/M/Burckhardt,+Jacob/Griechische+Kulturgeschichte>
- china* = <http://www.chinatoday.com.cn/chinaheute/2005n/5nn8/8n3n1.htm>
- Diebner, Bernd Jørg (2002): Genesis 23: »Auferstehung für Sadduzäer ‚lesbar‘ formuliert? Die Torah als Koexistenz-Basis für konträre Meinungen im antiken Judentum«; in Beltz, W./ Tubach, J. (Hg.): *Regionale Systeme koexistierender Religionsgemeinschaften: Leucorea Kolloquium 2001*. HBO 34, 129-148.
- (2005): »Das Buch Bere'shith / Genesis als gemeinsamer kultureller Code für die großen jüdischen Konfessionen, die Garizim- und die Zions-Gemeinde, zur Zeit ihrer politisch erzwungenen Koexistenz (2.Jh.v.Chr. - 1.Jh.n.Chr.)«; U. Pietruschka (Hg.): *Gemeinsame kulturelle Codes in koexistierenden Religionsgemeinschaften: Leucorea-Kolloquium 2003*. HBO 38, 127-144.
- dai* = <http://www.dainst.org/de/project/syrakus-gro%C3%9Fer-altar-hierons-ii?ft=all>
- Drosnin, Michael (1997): *The Bible-code*; New York
- efg* = http://www.efg-hohenstaufenstr.de/downloads/texte/is05_5saeulen.html
- Engelbrecht, Sebastian (2011): Der dritte Tempel von Jerusalem. Nationalreligiöse Israelis wollen den heiligen Berg zurückerobern; *Deutschlandfunk*, 14. 05.
<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/hintergrundpolitik/1457423/>

focus = *Islam-Lexikon A-J*;

http://www.focus.de/wissen/mensch/Islamlexikon_A-J/beschneidung_aid_12256.html

Frischmuth, Barbara (2008): *Vergiss Ägypten. Ein Reiseroman*; Berlin

Ghaemmaghani, Ayatollah (2010): Islamisches Recht. Erlaubt der Koran die Steinigung? *F.A.Z.*, 17. 11.

Günther, Karl (2003): Wann ist die Bibel entstanden? Zusammenfassung bisheriger und neuer Überlegungen; *Zeitensprünge* 15 (1) 30-45

hadsch = <http://www.enfal.de/hadsch.htm>

Heinsohn, Gunnar (2012): *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*; Gräffelfing

Herrmann, Horst (2003): *Lexikon der kuriosesten Reliquien*; Berlin

<http://haftgrund.twoday.net/stories/2018219/>

Illig, Heribert (1992): Wann starb Buddha? Indien am Beginn der Eisenzeit; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (2) 7-15

- (2002): Nachbemerkung zum 25. 12.; *Zeitensprünge* 14 (4) 655

judentum = <http://www.judentum-projekt.de/religion/juedischerlebenskreis/beschneidung/index.html>

Merkelbach, Reinhold (1998); *Mithras. Ein persisch-römischer Mysterienkult*; Wiesbaden

Mühlbauer, Peter (2009): Sanctum Praeputium. Die hochheilige Vorhaut Jesu und die Geschichte ihrer Verehrung; *Telepolis*, 06. 04.

<http://www.heise.de/tp/artikel/30/30079/1.html>

Rabinovici, Doron (2012): Kastrationsängste. Die Beschneidung ist ein Kulturgut; *SZ*, 11. 07.

Riemschneider, Margarete (1950): *Homer. Entwicklung und Stil*; Leipzig

Schilling, Albrecht (2012): Rose ohne Dorn. Die Vorteile der Beschneidung; *SZ*, 12. 07.

Schmidbauer, Wolfgang (2012): Die Beschneidung ist nicht harmlos ... sie wird aus unterschiedlichen Interessen nur so dargestellt; *SZ*, 03. 07.

Schulz, Matthias (2002): Der leere Thron; *Der Spiegel*, Nr. 52, 136-147

- (2012): Gottes vergessene Kinder; *Der Spiegel*, Nr. 15, 120-123

Sitchin, Zecharia (1977): *The twelfth planet*; London

stigma = <http://stigmatisation.parapsychologie.info/>

Ulansky, David (1998): *Die Ursprünge des Mithraskults. Kosmologie und Erlösung in der Antike*; Darmstadt (1989)

Velikovskiy, Immanuel (1978): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt a. M. (1950)

Vidal, Dominique / Algazy, Joseph (2010): Land der Gegensätze. Land der Ausgrenzungen. Risse im Fundament des Hauses Israel; *Le Monde diplomatique*, Nr. 5834, 14. 05.; S. 4-5.

wiki ↪ mit Titel genannter Artikel aus *Wikipedia der freien Enzyklopädie*

Wyner Mark, Elizabeth (Hg. 2003): *The Covenant of Circumcision. New perspectives on an ancient Jewish rite*; Hanover, N.H.

Zielcke, Andreas (2012): Ich tu dir weh. Brachiale Aufklärung: Das Urteil zur Strafbarkeit der männlichen Beschneidung hat von der Religionsfreiheit im säkularen Staat wenig verstanden; *SZ*, 06. 07.

Die vergessenen Samaritaner

Ein Hinweis von Heribert Illig

Der Hinweis erfolgt auf Basis des *Spiegel*-Artikels von

Schulz, Matthias (2012): Gottes vergessene Kinder. Das antike Volk der Juden hatte religiöse Konkurrenz. Ausgräber sind nahe Jerusalem auf einen zweiten riesigen Jahwe-Tempel gestoßen – eine Sensation. Die Erben der ersten Priester leben noch heute am Fuß der Ruinen; *Der Spiegel*, Nr. 15 vom 07. 04., 120-123.

Ganz selten hat eine Gruppierung überlebt, die gemäß ihren eigenen Geboten gar keine Überlebenschance gehabt haben dürfte. Es geht um Nachfahren von zwei der zehn verlorenen Stämme Israels, um die von Ephraim und Manasse. Ein heute schwer bestimmbarer Anteil blieb bei der großen assyrischen Deportation in der Heimat Israel zurück; da aber die Assyrer Reichspolitik mit gewaltsamen Umsiedlungen machten, kamen andere Völker hinzu, laut Bibel [2Kn 17,24] aus Babel, Kuta, Awa, Hamat und Sefarwajim. Von Flavius Josephus und den Rabbinern wurden die Samaritaner später Kutäer genannt – ähnlich den Guti, Gutäer, Quthäer oder Skythen, die Heinsohn [2007, 28 u.a.] aus mehreren Jahrtausenden identisch gesetzt hat. Sie selbst nannten sich Schamerim (Bewahrer) [wiki → Samaritaner].

Nach der Teilung in Nordreich (Israel mit 10 Stämmen) und Südreich (Juda mit den Stämmen Juda und Benjamin) war Israels Bevölkerung bis zur assyrischen Deportation deutlich in der Überzahl gewesen. Doch für die im Land verbliebenen Bewohner galt ein Glaubensgebot: „Niemand von euch darf außerhalb des gelobten Landes siedeln“ [Schulz]. So schrumpften die Samaritaner bis 1918 auf 146 Köpfe. Erst als das Verbot der Mischehe aufgehoben wurde und fünf Jüdinnen Aufnahme fanden, stieg ihre Zahl wieder auf heute rund 750 an.

Ähnlich restriktiv waren andere ihrer Gebote. So blieben sie beim Tieropfer, beim Tempel und bei ihren Hohen Priestern. Aus ihrer Sicht bewahren sie den eigentlichen Pentateuch, während die Juden vom wahren Weg abgewichen sind.

Die Juden sahen das umgekehrt. Als sie aus dem babylonischen Exil zurückkehrten und den zweiten Tempel begannen, wollten sich die Samaritaner beteiligen, doch sie wurden als mit den anderen fünf Völkern Vermischte zurückgewiesen [Esra 4,3]. Daraufhin bauten sie auf dem 881 m hohen Berg Garizim um -440 ihr eigenes Heiligtum. Da der Tempel in Jerusalem auch rund 750 m hoch liegt und der Nebi Samuel („Prophet Samuel“) als ein drittes

Heiligtum an einem fast 900 m hohen Berg hinzutritt, bleibt der Eindruck, dass die [2K_n 17,11] geschilderten Gräuelpfeil gegen ihren Herrn andauerten: „Auf allen Kulthöhen brachten sie Opfer dar wie die Völker, die der Herr vor ihnen vertrieben hatte“. Alle drei Kultorte liegen nur 50 km auseinander.

{Nebi Samuel liegt 10 km nördlich von Jerusalem und damit noch innerhalb judäischen Gebiets; seine Kuppe ist auf 30 x 30 m geglättet.

„Im vorläufigen (und nur in hebräischer Sprache vorliegenden) Grabungsbericht heißt es, dass die Stämme Israels hier den Himmel um Regen anriefen und andere »bedeutende religiöse Rituale« vollzogen. Noch im »2. Jahrhundert vor Christus« sei der Platz in Gebrauch gewesen.

Was für eine Entdeckung! Keine zehn Kilometer von Jerusalem entfernt, auf einem Berg und fast auf Sichtweite zum großen Jahwe-Heiligtum, wurden demnach selbst in hellenistischer Zeit noch heidnische Regentänze aufgeführt“ [Schulz 2002, 147].

Anders die *Jewish Agency* heute, für vielleicht ein anderes Gelände:

„Keine Überreste aus biblischer Zeit wurden seit 1980 gefunden, aber vielleicht wird es einmal möglich sein, durch intensive und fundamentale Grabungen die Theorien über die Identifikation des Ortes zu sichern“ [agency]. }

Ab da gibt es für Juden und Samaritaner zwei Geschichtsversionen. Die bislang ‘offizielle’ stammt von den Juden: Demnach spalteten sich die Samaritaner als radikale Sekte ab. „In der Bibel treten sie als Eigenbrötler und Götzendienen auf, sie sind böse“ und ahmen gemäß Josephus den Jerusalemer Tempel nach. Es handelt sich um keinen erwählten Ort, auch nicht um den Garizim, sondern um den Fluchberg Ebal [Schulz].

Eine deutlich abweichende neue Version wird derzeit aus samaritanischen Pentateuch-Fassungen und aus der Erde wiedergewonnen. Demnach war der Tempel auf dem Garizim größer und bedeutender als der von Jerusalem zu dieser Zeit. Seine Umfassungsmauer mit sechskammrigen Toren maß 96 x 98 m. Der Archäologe Jizchak Magen hat auf dem Garizim u. a. 400.000 Knochenreste von Opfertieren freigelegt. Dieser Berg ist der erwählte: Abraham hat dort eine Gottesvision, der Patriarch Jakob errichtet ein Heiligtum, Moses schickt sechs Stämme zum Garizim für die Segenssprüche, sechs zum Ebal für die Flüche, anschließend wird ein Heiligtum am erwählten Ort errichtet. So liest es sich in kürzlich entzifferten Qumran-Rollen.

Nach der assyrischen Deportation dürften die Priester in Jerusalem den Führungsanspruch erhoben haben, indem sie eine Heilsgeschichte erfanden:

„Demnach regierte bereits um 1000 vor Christus der Ur-König David von Jerusalem aus ein glänzendes Großreich. Sein Nachfolger Salomo schuf in der Stadt angeblich einen Tempel aus Zedernholz, »vollständig mit Gold

überzogen«. Über 180 000 Arbeiter hätten sich geplagt, so die Bibel. Alles Unsinn: Vom Sakrosanktum des Salomo wurde bis heute nicht ein Stein gefunden.“ [Schulz]

In Jerusalem hatten die Archäologen Israel Finkelstein und Neil A. Silberman [2002] die Abrissbirne geschwungen. Gunnar Heinsohn [2006; 2007] hat eine Gegenposition bezogen, wird doch seiner Meinung nach Salomos Zeit in zu tiefen und damit falschen Schichten gesucht.

Die Heilsgeschichte erhielt noch einen finsternen Hintergrund: die Samaritaner als üble, ethnisch unreine Menschen, die den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem aus Neid hintertrieben hätten, da sie keinen eigenen hatten. Dabei war damals der Garizim eine leuchtende Gottesfestung, die um -180 noch ausgebaut wurde. Zu dem neuen Geviert von 200 x 200 m pilgerten Tausende von Wallfahrern über eine monumentale Treppe.

Das Heiligtum auf dem Garizim äscherte -128 der jüdische Fürst Johannes Hyrkanos ein. Hier fand sich die andernorts oft vergeblich gesuchte „Feuerbrunstschicht“ ebenso wie zahlreiche Waffen.

Aber bereits -150 hätten laut dem Alttestamentler Stefan Schorch die Juden damit begonnen, die Tora zu verändern, seiner Meinung nach kein Betrug, sondern eine „Anpassung der Bibel an die eigene religiöse Sicht“. Nach Zerstörung des Garizim übernahmen die Juden endgültig die Deutungshoheit über die späteren heiligen Schriften; sie änderten möglicherweise bis +50 (s. S. 277). Aber es gibt noch alte samaritanische Fassungen des Pentateuchs. Bei ihnen findet sich der einzige Unterschied in der Bezeichnung des Kultorts: hier Garizim, dort Jerusalem. Die Schriftgelehrten rätseln, welches die Originalfassung darstellt.

Literatur

agency = <http://www.jafi.org.il/JewishAgency/English/Jewish+Education/German/Israel+und+Zionismus/Orte/Nebi+Samuel.htm>

Finkelstein, Israel / Silberman, Neil A. (2002): *Keine Posaunen vor Jericho*; München (2001). *The Bible unearthed. Archaeology's new vision of ancient Israel and the origins of its sacred texts*; New York

Heinsohn, Gunnar (2006): Kein König David? *Zeitensprünge* 18 (3) 551-559

- (2007a): Davids Palast in Jerusalem gefunden? *Zeitensprünge* 19 (1) 27-36

- (2007b): *Die Sumerer gab es nicht*; Gräffelfing (1988)

Schulz, Matthias (2002): Der leere Thron; *Der Spiegel*, Nr. 52, 136-147

Der Konstantinsbogen in Rom als posthumes Monument

Mathias Dumbs

Der Konstantinsbogen neben dem Kolosseum in Rom wird für ein besonders authentisches und daher informatives Zeugnis für Kaiser Konstantin d. Gr. gehalten. Im Kontrast hierzu steht die besonders ausgeprägte Verwendung von Spolien, die das Bauwerk aus vielen anderen der Spätantike heraushebt. In den Konstantinsbogen wurden Fragmente herausragender Bauten Roms verbaut, die im zweiten Jahrzehnt des 4. Jh. noch nicht zerstört gewesen sein können. Diese Bauteile deuten auf eine deutlich spätere Aufrichtung hin. Somit dürfte der Bogen nicht der Ehrung des Kaisers zu seinen Lebzeiten, sondern als Mittel zu seiner posthumen Verklärung gedient haben. Die nachfolgenden Argumente ergänzen die Überlegungen aus den zwei vorangegangenen Heften, dass in die Figur Kaiser Konstantin d. Gr. spätere historische Vorgänge hineinprojiziert worden sind [Dumbs 3/2011, 591 ff.; 1/2012, 18 ff.].

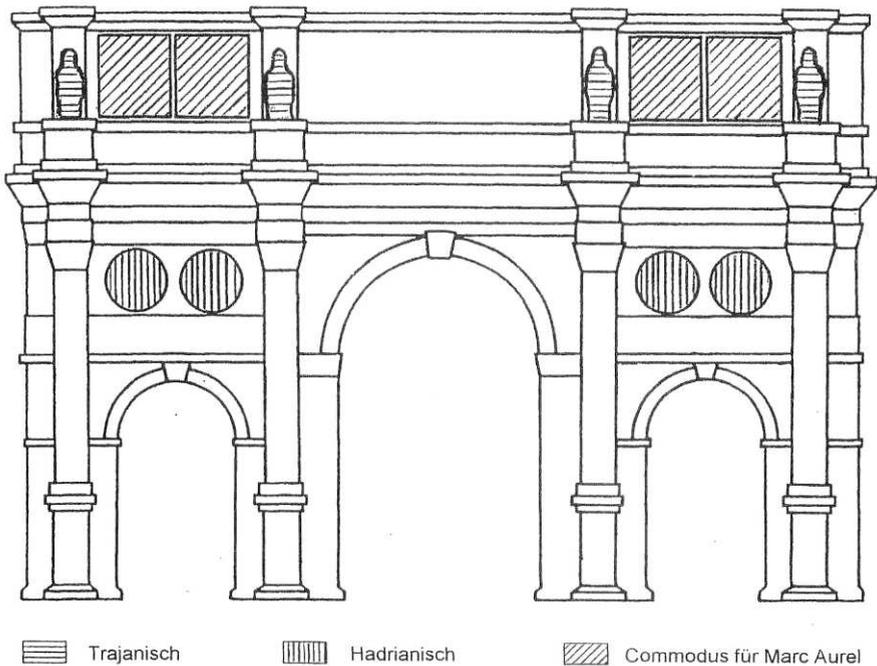
1. Zur Herkunft der Spolien des Konstantinsbogens

Der im Konstantinsbogen wiederverwendete figürliche Schmuck stammt nach Coarelli, der hier stellvertretend für andere zitiert wird, aus Bauwerken der Zeit Trajans, Hadrians und aus einem für Mark Aurel bestimmten aus der Zeit des Commodus, also aus Bauten für besonders prominente Kaiser. Demgemäß weisen diese Spolien eine besonders hohe Qualität auf. Bei der Herstellung des Bogens seien dann ergänzend Reliefs minderer Qualität in diesen eingearbeitet worden.

Für die Spolien nimmt Coarelli folgende Herkunftsorte an: So stammten die acht Statuen dakischer Krieger, die die Attikazone des Konstantinsbogens schmücken, vom Trajans-Forum. Dessen Bereich, vielleicht der Attika der Basilika Ulpia, wären auch Ausschnitte aus einem Relief von 3 m Höhe und ca. 20 m Länge mit großartigen Schlachtszenen entnommen worden, die an vier verschiedenen Stellen, nämlich auf den Querseiten der Attika des Konstantinsbogens und in seinem mittleren Durchgang angebracht worden sind. Die ursprünglich zusammengehörigen Szenen seien hierfür zerteilt und nur unvollständig an den erwähnten vier Stellen des Bogens angebracht worden. Acht große Rundbilder mit einem Durchmesser von mehr als 2 m, die wohl bedeutendsten stadtrömischen Skulpturen aus hadrianischer Zeit, zieren die Felder oberhalb der Seitendurchgänge. Sie scheinen zu einem Bogen mit drei Durchgängen gehört zu haben, vielleicht jenem vor dem Tempel, der spä-

ter dem Heliogabal geweiht wurde, und beziehen sich auf historische Ereignisse. Über 3 m hoch sind wiederum vier Reliefs auf den Längsseiten der Attika neben den Inschriften des Konstantinsbogens, die wahrscheinlich zu einem Denkmal des Commodus zu Ehren seines Vaters Marc Aurel gehörten, das ein vierseitiger Bogen gewesen sein könnte, dessen Standort man in der Nähe der etwa gleichzeitigen Marc-Aurel-Säule annimmt. Diese Spolien seien dann zu konstantinischer Zeit um ein Relief von etwas über 1 m Höhe, das oberhalb der Seitendurchgänge des Bogens um diesen herumläuft, sowie um weitere dekorative Schmuckelemente ergänzt worden, die unmittelbar in das Bauwerk eingearbeitet worden seien [Coarelli, 181 ff.].

Die unterschiedliche Herkunft der Spolien lässt sich aus den verschiedenen Stilen erschließen, die sie charakterisieren. Nach Coarelli sind die großen Reliefplatten Trajans in einer feierlich-prächtigen Art gehalten. In ihnen verschmolzen Elemente hellenistischen Ursprungs vollkommen mit einem



Konstantinsbogen, Schauseite, mit Herkunftsangaben zu den Spolienreliefs. Die traianischen befinden sich oben an den Schmalseiten [nach Coarelli, 181, verändert]

typisch römischen Inhalt. Für hellenistisch hält er die Darstellung von Räumlichkeit und Landschaft, die kluge Abstufung und Staffelung der Ebenen sowie die organische, bruchlose Verknüpfung der Szenen und der Einzelheiten innerhalb derselben. Als typisch römisch wertet er den historischen und erzählenden Inhalt, der überall eine ausdrucksvolle Spannung besäße. Der Stil gleiche dem der Trajanssäule, deren Erzählung sich in einigen zentralen Episoden zu Augenblicken intensiver, dichterischer Kraft steigere. Beide Reliefs müssten von demselben Meister stammen. Die Rundbilder aus hadrianischer Zeit zeichneten sich durch einen Klassizismus aus, der sich vom augusteischen doch grundlegend unterscheide. Er sei weniger streng und offiziell als dieser, dafür jedoch unruhiger und romantischer. Die Szenen, in denen Commodus seinen Vater Marc Aurel darstellen ließ, zeigten eine Auflösung der plastischen Masse in immer malerischere Formen, die für das ausgehende 2. Jh. typisch sei. In den angeblich konstantinischen Reliefs wäre die naturalistisch-perspektivische Räumlichkeit hellenistischen Ursprungs schließlich verschwunden und durch eine hierarchische, frontale Anordnung der Figuren ersetzt. Die verwendeten Ausdrucksmittel entstammten der Volkskunst und seien von der höfischen Kunst weit entfernt [Coarelli, 126 f., 181 ff.].

Diese stilistischen Unterschiede wurden nicht erst in neuester Zeit entdeckt. Brüggemann zitiert einen Brief Raffaels an Leo X. von 1519, in dem dieser die stilistische Inhomogenität des Bauwerks hervorhebt. Raffael lässt sich von Friesen begeistern, die er der Zeit des Trajan und des Antoninus Pius, der in der Renaissancezeit gelegentlich mit Marc Aurel verwechselt worden sei, zuordnet. Dagegen zeigt er sich schockiert von denjenigen, die als konstantinisch gelten [Brüggemann, 39 f.]. Knappe 40 Jahre zuvor tauschte schon Botticelli in seinem Bild mit dem Konstantinsbogen in der sixtinischen Kapelle des Vatikan die von ihm gleichermaßen missbilligten, Konstantin zugeschriebenen Szenen gegen andere aus, worin ihm Perugino auf seinem Gemälde mit dem Bogen auf der gegenüberliegenden Wand gefolgt sei [Brüggemann, 40, 131 f.].

Seit 1985 wurden unter der Leitung von Melucco Vaccaro archäologische Untersuchungen des Konstantinsbogens durchgeführt. Diese hätten ergeben, dass für sein Untergeschoss ein Bogen des Hadrian verbaut worden sei. Von dessen originaler Dekoration hätten die acht Rundbilder über den Durchgängen überdauert. Später seien ihm dann das Attikageschoss aufgesetzt, die bekannten Spolien als Dekoration eingesetzt und die konstantinische Dekoration eingearbeitet worden. Auch die freistehenden Säulen stammten aus der zweiten Bauphase [Melucco Vaccaro, 57 ff., *Abstract*, 82]. Diese Untersuchungen bestätigen, dass der Konstantinsbogen aus verschiedenen Bauwerken zusammengesetzt wurde. Die Verwendung prominenter Bauten reicht bis in die Bogenarchitektur hinein.

2. Zum Erhaltungszustand der Stadt Rom am Anfang des 5. Jh.

Gregorovius rekonstruiert in seiner Geschichte der Stadt Rom den Erhaltungszustand der Metropole an der Wende vom 4. zum 5. Jh. Bei der Wiedergabe seiner Beschreibung wird der Schwerpunkt auf Zitate zum Trajans-Forum gelegt:

„so prachtvoll war dies von den Cäsaren verlassene, vom Christentum hier und da angebrochene Rom noch zur Zeit des Kaisers Gratian um 384, daß der Rhetor Themistius ausrief: »Die herrliche und berühmte Roma ist unermeßlich und ein über jedes Wort erhabenes Meer von Schönheit.« Ihren Glanz und die Fülle ihrer Denkmäler priesen noch Ammianus Marcellinus, Claudian, Rutilius und Olympiodor mit hoher Begeisterung“ [Gregorovius, 14].

„Steigen wir auf dem Clivus Capitolinus, dem Wege der Triumphatoren, gegen das Forum hinunter (wir tun es zur Zeit des Honorius)“ [ebd. 19].

„Von hier trat man in die kaiserlichen Fora. [...] Sie dauerten in ungeschmälerter Schönheit [...]; das vierte mit jener Säule Trajans, die als ein heiliges Monument der Größe Roms selbst vom barbarischen Mittelalter gehütet wurde und allen Zeiten siegreich getrotzt hat. Noch bestaunte man dort die beiden Bibliotheken und die Reiterstatue des großen Kaisers; auch sein Triumphbogen stand wohl noch aufrecht. Weil dem Andenken Trajans mehrere Triumphbogen geweiht waren, wird die Annahme, daß es dieser auf seinem Forum war, den man der Skulpturen beraubte, um den Bogen Constantins damit zu schmücken, sehr zweifelhaft. Von der Herrlichkeit dieses Forums spricht noch Ammian mit Begeisterung. Es war 48 Jahre vor dem Einzuge des Honorius, als Constantius in Begleitung des persischen Prinzen Hormisdas Rom besuchte. »Indem der Kaiser«, so berichtet jener Geschichtsschreiber, »die zwischen den sieben Hügeln, auf den Abhängen und in den Tälern gelegenen Glieder der Stadt und ihre Umgebung musterte, meinte er, daß dasjenige, was er zuerst gesehen hatte, alles andere übertreffe: die Tempel des Tarpejischen Jupiter, die Provinzen gleich aufgebauten Bäder; die aus tiburtinischem Stein festgefügte Masse des Amphitheaters, zu dessen Gipfel der Menschenblick mühsam emporklimmt; das Pantheon hoch in den Lüften ragend wie eine schön gewölbte Himmelssphäre; die gewaltigen Säulen, die mit leicht ersteiglicher Treppe sich erheben, die Bildnisse der früheren Kaiser tragend; der Tempel der Stadt, das Forum des Friedens; das Theater des Pompejus, das Odeum und Stadium und sonst noch andere Zierden des ewigen Rom. Aber als er zum Forum Trajans gekommen war, einem Bau, wie wir glauben, einzig in seiner Art unter der Sonne und dem selbst die Götter ihre Bewunderung nicht versagen würden, da blieb er ergriffen stehen und

betrachtete staunend dies Riesenwerk, dessen Größe weder Worte auszudrücken, noch Sterbliche je wieder zu erreichen vermögen. Alle Hoffnung, irgend etwas der Art zu wagen, aufgebend, sagte er, nur das Pferd Trajans, welches mitten im Atrium diesen Fürsten trägt, wolle und könne er nachahmen. Der Prinz Hormidas stand neben ihm, und mit feinem Sinne bemerkte er: zuvor gebiete, o Kaiser, daß dem Pferde ein solcher Stall errichtet werde, wenn du es vermagst; das Roß, welches du aufzustellen vorhast, muß einen so herrlichen Raum haben, als dieser hier ist. Auf die Frage, was er von Rom denke, sagte er: nur das mißfalle ihm, zu wissen, daß auch hier die Menschen sterblich seien. Nachdem also der Kaiser vieles mit Erstaunen gesehen hatte, gestand er, daß die Fama, welche alles übertreibe, für die Herrlichkeit Roms nicht Worte habe; er beschloß endlich, die Zierden der Stadt dadurch zu vermehren, daß er im Circus Maximus einen Obelisk errichtete.«

Noch standen im Forum Trajans die Standbilder der großen Philosophen, Richter und Redner, und selbst neue Bildsäulen fügte man hinzu; Claudian, ja noch später Sidonius Apollinaris erhielten dort eine Ehrenstatue; und sogar noch im Anfang des VII. Jahrhunderts rezitierte man in den Sälen der Trajanischen Bibliothek die Gedichte Virgils und die armseligen Verse lebender Poeten.“ [Gregorovius, 20 f.]

Gregorovius bekundet in seiner Schilderung selbst, dass er eine Ausplünderung von Bauten auf dem Trajans-Forum, von der die Tradition damals auch ausging, nicht für wahrscheinlich hält. Die Datierung des Bogens zu Beginn des 4. Jh. hinterfragt er allerdings nicht, er kann sich nur die Nutzung von Bauten an weniger exponierten Stellen vorstellen. Es fragt sich jedoch, ob auch dort Bauwerke, die so herausragende Friese wie die des Konstantinsbogens enthielten, schon am Beginn des 4. Jh. abbruchreif gewesen sein sollen. Die Auflösung der Widersprüche könnte daher, anders als von Gregorovius vorgeschlagen, statt in der Suche nach alternativen Spenderbauten für die Spolien in der Datierung des Bogens in eine Zeit zu suchen sein, in der solch hervorragende Bauten schon nicht mehr respektiert wurden.

3. Zu einigen Eigenheiten der Inschrift des Bogens

In eine ähnliche Richtung weist die Inschrift in der Attika des Konstantinsbogens. In den Vorheften wurde schon auf den ungewöhnlich vagen Inhalt hingewiesen, der es zwar an einer genauer Information über den Geehrten fehlen lässt, dafür jedoch den Vorgang der Widmung selbst hervorhebt. Darüber hinaus weist der Text weitere sprachliche Auffälligkeiten auf.

So fehlen im Gegensatz zu anderen antiken Bögen auch Charakterisierungen der Person des Kaisers wie beispielsweise Angaben zu seinen Ämtern

oder seiner familiären Herkunft [Dumbs 2011, 592 f.; 2012, 19]. Statt dessen wird der Kaiser als „Imperator [...] Constantinus *Maximus*“ bezeichnet (Hvhg. MD). Diese Kennzeichnung als „der Größte“ ist ungewöhnlich. Ein solcher Namenszusatz ist in der Zeit, in die nach der Tradition die Aufrichtung des Bogens fällt und in der Konstantin noch kein Alleinherrscher war, nicht zu erwarten [Reber, 201]. Der Zusatz würde hingegen gut zu einer posthumen Ehrung des Kaisers passen.

Auffällig ist zudem der weitere Wortgebrauch. Der Bogen wird als „*arcus triumphis insignis*“ bezeichnet. Nach Brüggemann [15] ist für die Antike an vergleichbaren Bezeichnungen nur „*arcus triumphalis*“ in vier spätantiken Bauurkunden für Bögen in Afrika überliefert. Auch im Mittelalter sei der Begriff „*arcus triumphalis*“ gebräuchlich gewesen [ebd. 15 f., 24]. Als Verb steht für „widmen“ hingegen das kürzere „*dicavit*“ anstelle von „*dedicavit*“. Hier wäre interessant, ob diese Formulierung ein spätes, nichtklassisches Latein erkennen lassen, das vielleicht zusätzliche Hinweise zur Datierung des Bogens gibt.

Dass das Monument explizit für Triumphe errichtet wurde und der Vorgang seiner Widmung hervorgehoben wird, könnte darauf hindeuten, dass beides seinerzeit schon als etwas Außergewöhnliches erlebt wurde. Dies ist ebenfalls ein Indiz dafür, dass der Bogen in einer Zeit zusammengestellt wurde, in der die Aufrichtung solcher Bögen nicht mehr zur Normalität gehörte.

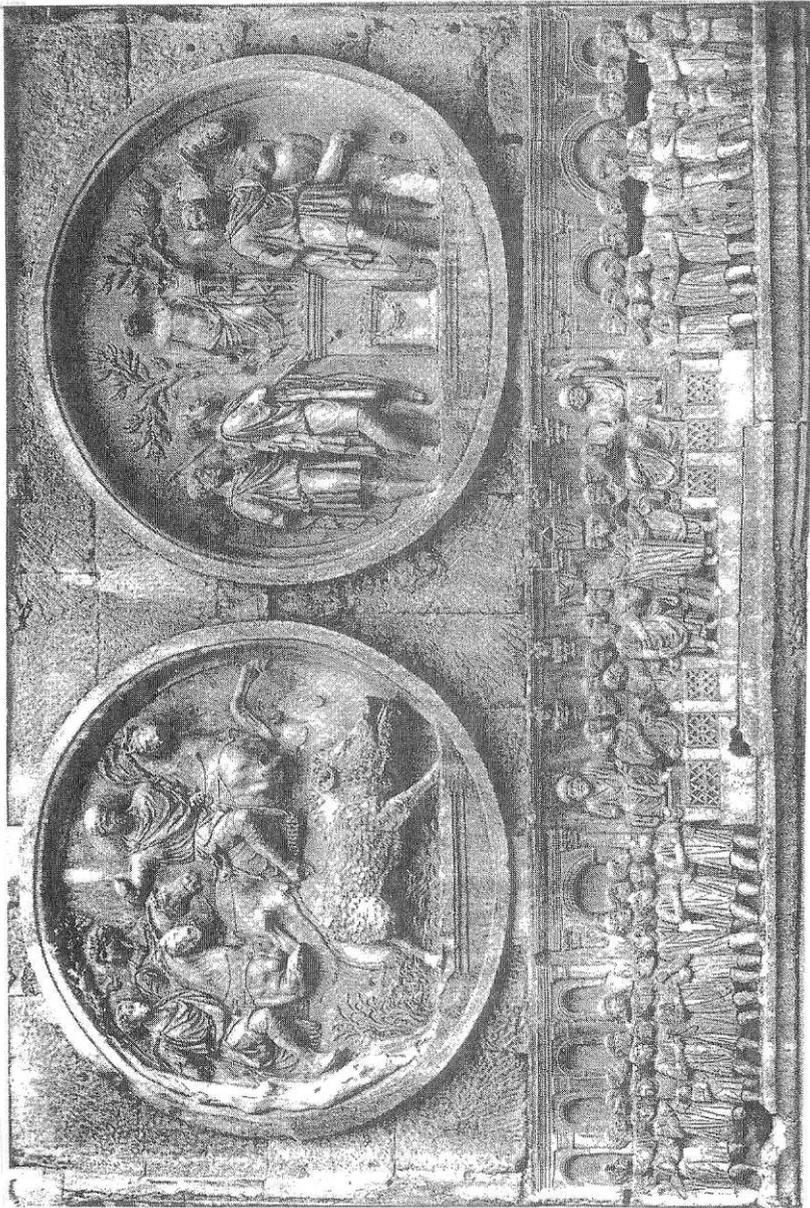
4. Zum juristischen Umfeld der Inschrift des Bogens

In seiner römischen Rechtsgeschichte hält Wieacker für das 4. Jh. einen grundlegenden Wandel im rechtlichen Denken fest. Er schildert ihn vor dem Hintergrund einer fachlichen Tradition, die trotz allen Wandels bis zum Ende des 3. Jh. ungebrochen angehalten hat. Die anschließenden grundlegenden Veränderungen sollen durch einige Auszüge aus seinem Werk veranschaulicht werden:

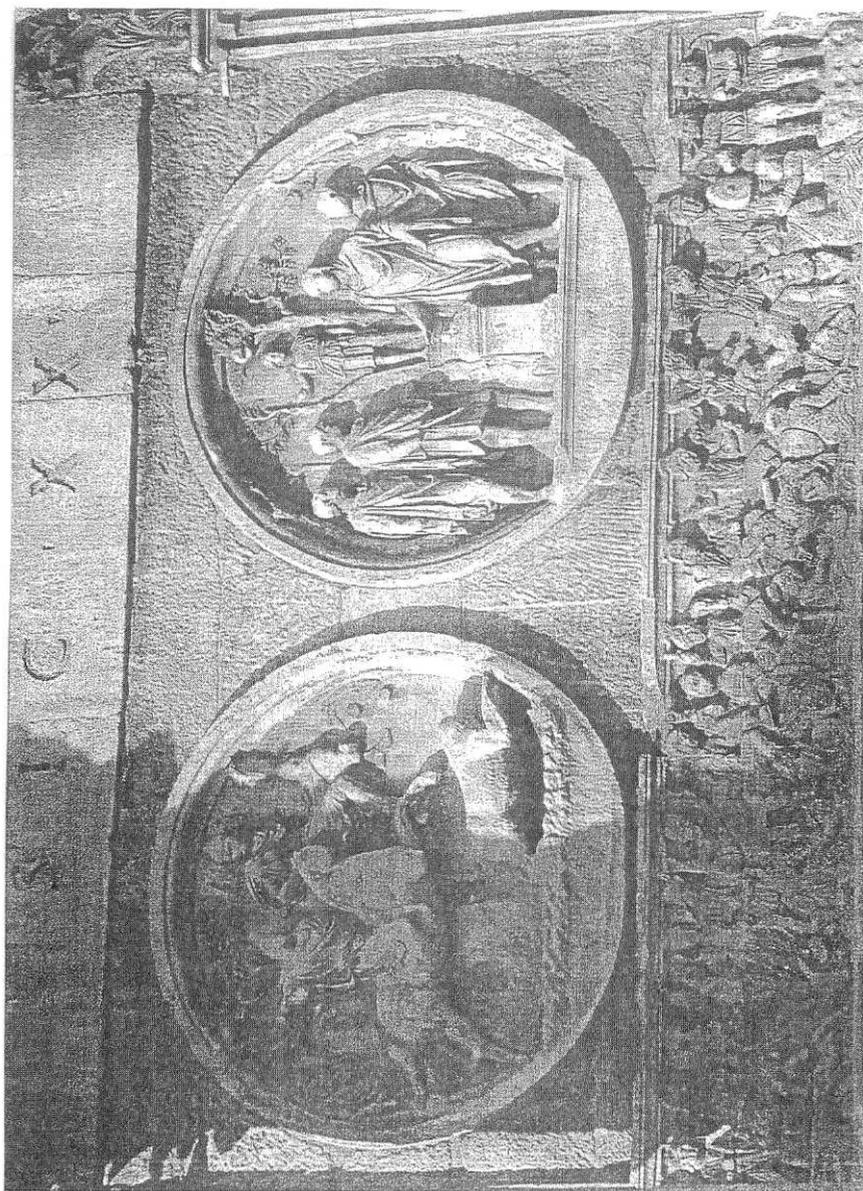
„Rechtsordnung und Jurisprudenz des späteren 3.Jhs. sind noch nicht ‚nachklassisch‘. Die kennzeichnenden Züge des ‚Nachklassischen‘: der byzantinische Absolutismus und das Gegenspiel von Vulgarismus und akademisch-offiziellern Klassizismus sind ihr noch fremd. Weder in den Reskripten noch in den fachjuristischen Handbüchern um die Wende zum 4.Jh. finden wir die Auflösungserscheinungen eines Übergangszeitalters, in denen inkonsistente Neuerungen die Trümmer zerfallener Institutionen überfluten.“ [Wieacker, 158 unter VI. 2.]

Für die Spätantike berichtet Wieacker dann, beginnend um 300, von einem Stilwandel in der juristischen Kanzleisprache:

„An die Stelle einer meist noch korrekten und einfachen Fachsprache tritt die von rhetorischen Figuren und Gemeinplätzen aufgeblähte literarische



Konstantin spricht auf dem Forum – aus dem umlaufenden Fries des Konstantinsbogens (östliche Nordseite) [Stützer Abb. 66 nach S. 112].



Schlacht an der Milvischen Brücke – aus dem umlaufenden Fries des Konstantinsbogens (östliche Südseite) [wiki ↪ Battle of the Milvian Bridge]

Kunstprosa der Konstitutionen. [...] Dies alles bedacht, bekundet der Stilwandel [...] das Zurücktreten des Fachjuristen und seiner Diktion in den Büros des Dominats und seine Ersetzung oder doch Ergänzung durch den literarisch-rhetorisch geschulten Redaktor. In der Sache wurden damit alte Träger der römischen Staats- und Rechtstradition durch Repräsentanten der hellenistisch-römischen Literatenbildung zurückgedrängt. Es bleibt kennzeichnend, daß seit dem Ende des 4. Jhs. mit der klassizistischen Rückwendung der oströmischen Zentrale zu der großen Literatur dieser Tradition auch die Gesetzessprache zu größerer technischer Genauigkeit zurückfand“. [ebd. 188]

Zu dieser Entwicklung hält Wieacker auch folgende, ihn überraschende Wirkungen fest:

„Erwartet man nämlich, daß im Bereich der lateinischen Kirche die altrömische Tradition des Fachjuristen beharrlicher festgehalten worden wäre als in dem mit allen Fasern der späthellenistischen Metaphysik verpflichteten Osten, so zeigt sich nahezu das Gegenteil. Im Westen drängt die Kultur der *artes liberales* und die forensische Schulung die alte Zivilrechtsjurisprudenz auch bei den Vorkämpfern des alten Glaubens zurück [...]; im Osten führt ein neurömischer Klassizismus gerade zur Restauration der großen Fachjurisprudenz, deren eigentlicher Vollstrecker – neben dem hierin freilich suspekten Tribonian – der dezidierte Glaubenseiferer und bedeutende Laientheologe Justinian wird“ [ebd. 189].

Wie der Verfall des klassischen juristischen Stils mit seiner Präzision nach dem Dominat zeigt, dürfte die vage Inschrift des Konstantinsbogens keinem Zufall entspringen. Dieses neue juristische Umfeld dürfte die Inschrift des Konstantinsbogens stärker beeinflusst haben als die Inschriftentradition der alten Bögen. Bei der Zusammenstellung des Konstantinsbogens war der alte Geist des 3. Jh. schon erloschen. Auch insofern spricht wenig für seine Aufrichtung gleich nach der Wende zum 4. Jh.

5. Zur Darstellung einer Ansprache Konstantins auf dem Forum Romanum

Anders als die sonstigen Friese sind die etwas über 1 m hohen und jeweils 5,5 bis 6,51 m langen Friese, die um das Untergeschoss des Bogens über den seitlichen Durchgängen herumlaufen, laut Coarelli speziell für dieses Bauwerk geschaffen worden. Darauf ist vorliegend eine Szene von der Nordseite links von besonderem Interesse, die eine Ansprache Konstantins auf dem Forum Romanum von den Rostra aus enthalte. Hinter der Rednerbühne sieht man die fünf diokletianischen Ehrensäulen, rechts den Bogen des Septimius Severus, links den des Tiberius und die Basilica Julia. Es handele sich um

eine der wichtigsten Darstellungen des Forum Romanum. Stilistisch ist für sie eine hierarchisch-frontale Anordnung der Figuren kennzeichnend [Coarelli, 181, 184 f.].

Einerseits sieht man den Kaiser auf einem Forum sprechen, das sich auf dem Fries noch als intakt darstellt. Um den Bogen für eben diesen Redner errichten zu können, seien andererseits einige der prominentesten politischen Bauwerke der Stadt zerstört worden. Noch dazu hätte die Zerstörung dieser Bauten im gleichen zweiten Jahrzehnt des 4. Jh. stattgefunden, in denen Konstantin die Maxentius-Basilika auf dem Forum Romanum vollendet haben soll [Dumbs 2011, 583 f.; 2012, 19]. Zu dieser Zeit wäre die Basilika Ulpia auf dem Trajans-Forum um eines Triumphbogens willen ihres gewaltigen Frieses beraubt worden. Dieser wäre dann für den Bogen zerteilt worden.

Hierin bestünde dann kein Widerspruch, wenn der angeblich konstantinische Fries lange Zeit nach der dargestellten Szene geschaffen wurde. Als Vorbild könnte dem Bildhauer eine ältere Vorlage gedient haben. Konstantin wäre auf dem Forum dann so dargestellt, wie sich der Schöpfer des Bildes die Szene vorstellte. Gezeigt würde eine „historische“ Szene, die ein Umfeld noch intakt abbildet, das zur Zeit der Herstellung des Frieses wohl nicht mehr unversehrt bestand. Die Wiederverwendung eines älteren Frieses scheint hingegen aus bautechnischen Gründen ausgeschlossen zu sein.

6. Zum Standort seitlich des Kolosseums

Eine Datierung des Monuments erst ins 5. Jh. oder 6. Jh. könnte dessen Standort seitlich des Kolosseums neben dem Forum Romanum erklären. Denn das Forum dürfte im Laufe des 4. Jh. zunehmend seine offiziellen Funktionen eingebüßt haben. Mango erwähnt, wenn auch explizit nur für den oströmischen Teil des Reiches, sowohl einen allmählichen Wandel der Religion im 4. Jh. als auch eine weitreichende kontinuierliche Veränderung im öffentlichen Leben allgemein, die zur Aufgabe vieler Funktionen zentraler öffentlicher Bauten geführt haben:

„Es gab im Stadtleben im 4. Jh. keine auffallende Umwälzung. Statt dessen stellen wir eine allmähliche Entwicklung fest, die sich am offenkundigsten im Wechsel der Religion manifestierte. Aber auch dieser Wandel trat nicht von heute auf morgen ein. Die Abschaffung des Heidentums erstreckte sich über zwei Jahrhunderte, von Konstantin bis Justinian. Das Gesetz des Kaisers Theodosios I. von 392, das die Ausübung aller heidnischen Kulte untersagte, zog nicht die unmittelbare Schließung aller Tempel nach sich, wie man ja auch dem Gesetz Theodosios' II. von 435, das ihre Schleifung befahl, nicht überall gehorchte. Manche wurden abgerissen, während man andere verfallen ließ. [...]

Andere Veränderungen hingen nicht mit der Religion zusammen. Wir sahen, daß die Läden immer mehr von der Agora hinweg zu den Straßenkolonnaden abwanderten und sich so dem Vorbild des orientalischen Basars annäherten. Der Untergang der städtischen Selbstverwaltung machte Gebäude wie die Buleuteria überflüssig. Im Bereich der Unterhaltung und des Sports kamen die Gymnasien und Stadien aus der Mode. Letztere waren zu klein, als daß man sie in Plätze für Wagenrennen hätte umwandeln können, jenen Sport, der in der frühbyzantinischen Periode zweifellos am populärsten war, sich jedoch nur in den größeren Städten mit einem Hippodrom durchführen ließ. Die Theater wurden weiterhin benutzt, natürlich nicht für Tragödie und Komödie, sondern für Momos und Pantomime sowie als öffentliche Versammlungsplätze. Die Tatsache, daß es darin häufig zu Unruhen kam, die Unanständigkeit der Darbietungen und die Mißbilligung der Kirche trugen gemeinsam dazu bei, daß sie allmählich aufgegeben wurden.“ [Mango, 35]

Ähnlich wie bei der Agora in den griechischen Städten dürften auch die römischen Fora mit der Zeit Handels- und politische Funktionen verloren haben. Dieser Effekt wurde in Rom noch verstärkt durch den Bedeutungsverlust als Hauptstadt des Reiches, seit Diokletians Tetrarchie zu einer Vielzahl von Residenzen im gesamten römischen Reich geführt hat [Krautheimer, 14 ff.]. Zugleich erfuhren andere Standorte zwangsläufig eine Aufwertung. Entsprechend dürfte auch der Standort des Konstantinsbogens neben dem Kolosseum an Wert gewonnen haben, weil sich der Bogen so einerseits zwar auf einer der zentralen Straßen Roms erhob, andererseits aber immerhin an das Forum Romanum angrenzte. Auch von einer solchen Bedeutungsverschiebung her spricht einiges für eine vergleichsweise späte Aufrichtung des Bogens.

7. Zur ikonographischen Botschaft des Konstantinsbogens

Die Stilvielfalt der Bauteile, aus denen der Konstantinsbogen errichtet worden ist, dürfte auch den Zeitgenossen seiner Erbauung aufgefallen sein [Dumbs 2011, 598]. Schließlich kannten die Zeitzeugen noch die Bauten, denen die im Konstantinsbogen wiederverwendeten Reliefs entnommen worden sind, und den Hadriansbogen, der den Kern des neuen Bauwerks bildete.

Eine solche Wiederverwendung der besagten Szenen und Bauten dürfte nur dann nicht als Abwertung des mit dem Bogen gewürdigten Kaisers empfunden worden sein, wenn die Bauten, die die Spolien spendeten, seinerzeit nicht mehr in so hohem Ansehen standen, dass sich ihre Beschädigung negativ auf den guten Ruf des Schädigers ausgewirkt hätte. Das Publikum wird wohl, sollte der Bogen das Ansehen dessen erhöhen, dem er gewidmet ist, nicht den Eindruck gehabt haben, dass der Bau für Konstantin auf Kosten der

Kaiser errichtet worden ist, die durch die ausgeplünderten Bauten geehrt wurden. Vorstellbar ist, dass der Ruf dieser Kaiser jedoch gut genug war, um es als Ehre aufzufassen, Bestandteile ihrer Bauwerke in den eigenen Bogen aufzunehmen. Eine offensichtliche Verwendung individuell identifizierbarer Spolien ergibt Sinn, wenn mit ihnen die Botschaft verbreitet werden soll, dass Kaiser Konstantin deren Tradition bis ins unmittelbar Sichtbare hinein übernommen und fortgeführt hat. Konstantin ruht auf den alten Kaisern auf und schafft doch – mit seinem Bogen und seiner Politik – etwas Eigenes, Neues. Die offene Verwendung der Spolien muss Programm gewesen sein.

In dieses Programm dürfte sich dann auch der für den Bogen eigens geschaffene Fries einordnen. Hierauf soll die Geschichte rund um die Schlacht an der Milvischen Brücke dargestellt sein [Coarelli, 181, 184 f.]. Konstantins Ansprache auf dem Forum nach der gewonnenen Schlacht, die oben besprochen wurde, bildet die vorletzte Szene dieser Erzählung.

An der Milvischen Brücke hat Konstantin d. Gr. nach der Überlieferung mit Maxentius das alte Rom besiegt und auf dieser Grundlage eine neue Herrschaft aufgebaut. So wie der Bogen baulich Neues aus Altem schafft, so gründet die Macht Konstantins auf der Zerstörung und zugleich der Fortführung des alten Rom.

Bei einem solchen Programm lässt sich den Reliefs keine gesicherte Information über Konstantin d. Gr. entnehmen. Statt dessen wird das Bauwerk und sein figürliches Programm einem späteren Herrscher gedient haben, der sich mit der Ehrung Konstantins eine eigene Legitimation verschafft hat. Das Dargestellte reflektiert eher dieses Legitimationsprogramm als die reale Herrschaft eines Konstantin des Großen.

Für diese Interpretation lässt sich in Eusebs Darstellung der Schlacht an der Milvischen Brücke eine Stütze finden. Darin liest sich der Tod des Maxentius im Tiber vor allem als Analogie zum Tod der Ägypter im Roten Meer und somit als die Geschichte der Neubegründung eines alten Volkes. Dieser Gedankengang wird hier aus der Kirchengeschichte zitiert [Buch IX, 9]:

„[...] unterlag Maxentius zu Rom der Macht Konstantins. [...] Im Vertrauen auf den göttlichen Beistand griff der Kaiser (Konstantin) die erste, zweite und dritte Stellung des Tyrannen an, die er alle spielend nahm, marschierte weiter im Inneren Italiens vor und kam bis in die Nähe Roms. Um Konstantin den Kampf mit den Römern, der ihm des Tyrannen wegen bevorstand, zu ersparen, zog Gott selber den Tyrannen wie an Ketten weit aus den Toren der Stadt heraus. Damit fanden jene uralten Erzählungen gegen die Gottlosen, wie sie in den heiligen Büchern niedergeschrieben sind [...], durch ihre eigene Klarheit bei allen, um es mit einem Worte zu

sagen, Gläubigen wie Ungläubigen, ihre Bestätigung, da sie das Wunderbare mit Augen schauten.

Wie Gott zur Zeit des Moses, da das Volk der Hebräer noch gottesfürchtig war, »die Streitwagen des Pharao und seine Heeresmacht, die auserlesenen Streiter, die zu dritt (auf jedem Streitwagen) waren, ins Meer stürzte, daß sie im Roten Meere versanken und die Wasser sie bedeckten«, so sanken Maxentius und seine Krieger und Gardien »wie ein Stein in die Tiefe«. Da er vor der göttlichen Macht, die sich mit Konstantin verbündet, floh und über den auf seinem Marsche liegenden Fluß setzen wollte, wurde ihm die Schiffbrücke, die er sorgfältig über denselben hatte schlagen lassen, zum Verderben. Von ihm konnte man sagen: »Eine Grube hat er gegraben und sie aufgeworfen: er wird hineinfallen in das Loch, das er gemacht hat. Sein Schaffen wird sich gegen sein Haupt wenden, und seine Ungerechtigkeit auf seinen Scheitel niedersteigen.« Denn die über den Fluß gelegte Brücke löste sich, der Boden wich unter den Füßen, und die Boote mitsamt der Mannschaft verschwanden in der Tiefe, und zwar er, der Allergottloseste, zuerst, und dann seine Leibwache, entsprechend der göttlichen Prophezeiung: »Sie gingen im tiefen Wasser unter wie Blei.« Mit Recht sangen daher die, welchen Gott den Sieg verliehen, gleich den Gefährten des großen Dieners Moses, wenn nicht mit Worten, so durch die Tat das Lied, das jene gegen den gottlosen Tyrannen der alten Zeit gesungen, und sprachen: »Lasset uns singen dem Herrn! Denn wunderbar hat er sich verherrlicht. Pferd und Fahrer stürzte er ins Meer. Der Herr ist mir Helfer und Beschützer geworden, um mich zu retten [...]«. Solche und ähnliche Lieder sang Konstantin durch seine Taten dem allwaltenden Gott, dem Urheber seines Sieges, und rückte im Triumphe in Rom ein, wo ihn alle Bewohner samt den Weibern und Kindern, die Senatoren und die übrigen hohen Beamten und das ganze römische Volk herzlich und strahlenden Auges als Erlöser, Heiland und Wohltäter unter Freudenrufen und unermeßlichem Jubel empfangen.“ [Eusebius 1932, 422 ff., unter Streichung der Fußnoten des Übersetzers mit den Fundstellennachweisen zu den Bibelzitenen].

Dieselbe Darstellung findet sich im Aufbau, in der Abfolge und in den Zitaten in Eusebs Darstellung des Lebens Konstantins fast identisch wieder [Buch I, 37-39; Eusebius 1913, 30 ff.; Eusebios 2007, 77 ff.].

Welche historische Substanz diese Geschichte überhaupt birgt, und wie die Darstellung auf dem Bogen mit den Schriften Eusebs zusammenhängt, muss hier offenbleiben. Dies gehört zu der Frage, wie sich die Legendenbildung um Konstantin im einzelnen entwickelte [Dumbs 2011, 605 ff.]. Die Bibelzitate Eusebs zeigen immerhin, dass sich die Geschichte rund um die Milvische Brücke und der Konstantinsbogen insgesamt als Dokumente verstehen lassen, welche bewusst und mit verschiedensten Mitteln eine Neugründung

Roms propagieren. Es spricht wenig dafür, dass ein solches Programm bereits im zweiten Jahrzehnt des 4. Jh. in so weitreichender Form ausgearbeitet worden war.

Literatur

- Brüggemann, Stefanie (2007), *Zur Rezeption von Triumphbögen in der italienischen Renaissancemalerei*,
<http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/brueggemann-stefanie-2007-11-14/PDF/brueggemann.pdf>
- Coarelli, Filippo (2000), *Rom, Ein archäologischer Führer*, neubearbeitet von Ada Gabucci, übersetzt von Agnes Allroggen-Bedel und Michaela Heissenberger, Mainz
- Dumbs, Mathias (2011), Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr., *Zeitensprünge* 23 (3) 581-610
- (2012), Zur Datierung des Konstantinsbogens in Rom, *Zeitensprünge* 24 (1) 1-28
- Eusebius Pamphili (1913), »Über das Leben des seligen Kaisers Konstantin«, aus dem Griechischen übersetzt von P. Johannes Maria Pfättisch, in: *Des Eusebius Pamphili Bischofs von Caesarea ausgewählte Schriften Band I, Bibliothek der Kirchenväter* (ca. 1913), Kempten · München, 1-190
- (1932): *Des Eusebius Pamphili Bischofs von Cäsarea Kirchengeschichte*, aus dem Griechischen übersetzt von Dr. phil. Haeuser, Bibliothek der Kirchenväter Zweite Reihe Band I, München
- (2007): *Über das Leben des glückseligen Kaisers Konstantin (De vita Constantini)*, Griechisch/Deutsch, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Paul Dräger, Oberhaid
- Gregorovius, Ferdinand (1988), *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter*, Band I,1, München
- Krautheimer, Richard (2004), *Rom, Schicksal einer Stadt, 312 – 1308*, aus dem Englischen übertragen von Toni Kienlechner und Ulrich Hoffmann, München
- Mango, Cyril (1986), *Weltgeschichte der Architektur, Byzanz*, aus dem Englischen übertragen von Grete und Karl-Eberhardt Felten, Stuttgart
- Melucco Vaccaro, Alessanda (2001): »L'arco dedicato a Costantino. Analisi e datazione della decorazione architettonica. Con un contributo di Dora Cirone«, in: *Römische Mitteilungen* 108, 57-82 (Englisches Abstract: S. 82)
- Reber, Franz (1991), *Die Ruinen Roms*, Kettwig (1863)
- Stützer, Herbert Alexander (1987), *Das antike Rom, Die Stadt der sieben Hügel: Plätze, Monumente, Kunstwerke. Geschichte und Leben im alten Rom*, Köln
wiki → genanntes Stichwort der englischen Ausgabe
- Wieacker, Franz (2006), *Römische Rechtsgeschichte, Die Jurisprudenz vom frühen Prinzipat bis zum Ausgang der Antike im weströmischen Reich und die oströmische Rechtswissenschaft bis zur Justinianischen Gesetzgebung, Ein Fragment*, Aus dem Nachlass von Franz Wieacker, herausgegeben von Joseph Georg Wolf, München

Mathias Dumbs, 78166 Donaueschingen, Am Schellenberg 1

Römische Rechtspflegeentwicklungen von Augustus bis Justinian

Marianne Koch

Mein *Zeitensprünge*-Beitrag von 2008 [Koch 2008, 134f] zur justinianischen Spurenlese beschäftigte sich mit dem Rätsel der chronologischen Verortung des herkömmlich Justinian I. genannten byzantinischen Kaisers (482/527–565) und seiner im *Corpus Iuris Civilis (CIC)* überlieferten verschiedenen umfangreichen Gesetzgebungsakte. Justinian selbst glaubt offenbar im 1. Drittel des 7. Jh. zu leben, wie sich aus dem Text von drei der Einführungskonstitutionen zum Erlass seiner Gesetzeswerke ergibt, während die formellen Erlassdaten an ihrem Schluss ebenso wie die von *Codex*, *Institutionen* und *Digesten*, genauso die der Einzelgesetze der *Novellen*, Daten aus dem 6. Jh. tragen. Zur Beleuchtung des Hintergrundes war hierbei in einem kurzen Überblick auf Form und historische Bearbeitung des Römischen Rechts im Hochmittelalter einzugehen. Meine damalige Untersuchung ist indes nur ein Fingerzeig auf die Möglichkeit chronologischer Überraschungen im 6. und frühen 7. Jh. Es bedarf entschieden umfassenderer Bearbeitungen der justinianischen Epoche. Im bauarchäologischen Bereich der Kirchen liefern Anwander [2011] und Meisegeier [2010, 2011] einige Anstöße. Anwanders Überlegungen zu Ähnlichkeiten bei Beschreibungen des justinianischen Zeitalters, seines Überkaisers samt imponierendem Kirchenbau der *Hagia Sophia*, im Vergleich mit Karl dem Großen, stellen an Chronologiekritiker unausgesprochen die Forderung, sich langfristig auf dieselbe Art und Weise Justinian zu widmen wie es Heribert Illig [2012] am Beispiel von Karl dem Großen und seinem Aachener Dombau methodologisch vorgeführt hat.

Meine aktuelle Arbeit will in diesem Zusammenhang einen Beitrag zur Untersuchung des sog. „justinianischen Zeitalters“ aus rechtsgeschichtlicher Sicht liefern und zeigen, dass die ‘klassische’ Beurteilung des Kaisers mit dem Programmnamen „Justinian“ seit über 100 Jahren vom Vorurteil historischer Interpreten geprägt wird, die Eigenaussagen des Herrschers zur rechtspolitischen Lage im Reich entstellend hervorheben oder übergehen. Diese Sichtweise ist hauptsächlich einer Überbewertung der Werke des angeblich zeitgenössischen Referenzautors Prokop geschuldet, durch dessen Brille das gesamte Zeitalter gesehen wird. Seit ca. 20 Jahren verschiebt sich nun in der akademischen Forschung diese Perspektive langsam. Prokop gerät in die Kritik, besonders seine faktische Berichterstattung wird zunehmend in Frage gestellt [Meier 2011, 7 f.]. Mein Beitrag stellt das gesetzgeberische Gesamtwerk

Justinians, das uns im *Corpus Iuris Civilis (CIC)* überliefert ist, in den Mittelpunkt. Es wird nicht nach dessen Rezeption bis in die Moderne gefragt, sondern ermittelt, welcher Stellenwert dem Gesetzeskomplex innerhalb der römischen Rechtspflege seit der Antike zukommt und welche zeitaktuelle sozialpolitische Bedeutung er für Justinian hat. Im ersten Teil der Arbeit wird die Rechtslage zur Zeit des Augustus in Kürze zusammengefasst und versucht, die römische Rechtsordnung in ihrer historischen Eigenart aufzuzeigen, um Kontinuität und Wechsel unter Justinian verstehen zu können. Es geht um den Zugang zu antikem römischem Rechtsdenken und die Rolle von Juristen beim Rechtsfindungsprozess. Was hat man konkret unter „Römischem Recht“ zu verstehen? In welcher Form präsentiert es sich uns bei Justinian und in vorjustinianischer Zeit? Wer sind seine Schöpfer?

Das Volumen und die anerkannte Bedeutung der justinianischen *Digesten*-kodifikation (auch *Pandekten* genannt) für die Rechtsprechung Europas im gesamten Zweiten christlichen Jahrtausend verführt Historiker und andere juristische Laien oftmals dazu, die *Digesten* stellvertretend für Römisches Recht schlechthin zu halten. Dabei geraten andere römische hoheitliche Regeln wie Kaiserspruch, Gesetzes-, Verfassungs- und Verwaltungsakte sowie *praetorische* Rechtsschöpfung, leicht aus dem Blickfeld. Falsche, mindestens verzerrte Aussagen zu Anwendbarkeit und strukturellen Veränderungen des Römischen Rechts im Laufe der Geschichte sind die Folge [zuletzt Heinsohn 2012, 72].

Recht soll befrieden und gestalten!

Rechtssuche und Rechtsprechung unter Augustus

Gesetz und Recht sind selbst im heutigen Gesetzesdschungel nicht immer deckungsgleich. *Formell* entsteht ein Gesetz, wenn der dafür zuständige Hoheitsträger – Herrscher, Parlament – auf dem dafür vorgeschriebenen Weg eine für die Allgemeinheit bzw. größere Teile davon gültige Regelung schriftlich veröffentlicht. Der *materielle* Inhalt eines Gesetzes ermöglicht es i.d.R. zu klagen oder beklagt bzw. angeklagt zu werden und sich zu wehren/verteidigen. Verordnungen und Verwaltungsakte sind Recht mit gesetzesgleicher Wirkung, wenn sie auf einem rechtmäßigen Gesetz beruhen. Höchstgerichtliche Urteile können das Recht unabhängig vom verfassungsmäßigen Gesetzgeber weiterbilden bzw. einschränken. Wenn sie Gesetzeslücken füllen oder Gesetze als nicht verfassungsgemäß zurückweisen, kommt ihnen dieselbe Geltung wie Gesetzen zu. Das anglo-amerikanische *Common Law* baut sogar in erster Linie auf richterliches Urteilsrecht, weniger auf geschriebene, kodifizierte Gesetze – dies Verhältnis verschiebt sich jedoch allmählich im Zuge der Internationalisierung.

Um einschätzen zu können, welche reale Wirksamkeit dem justinianischen Gesetzeswerk für seine eigene Zeit zukommt, ist seine Rezeption und Bedeutung für die Nachwelt gegenstandslos. Vielmehr sind Justinians wiederholte Eigenaussagen zur wirren Rechtslage unter seinen Vorgängern auf Glaubwürdigkeit zu prüfen, da er sein eigenes Gesetzeshandeln damit begründet. Justinian muss an den jurisdiktionellen Anstrengungen früherer Kaiser gemessen werden, um zu entscheiden, ob seine Gesetze aktuelle Rechtsprobleme aufgreifen und lösen.

Seit Augustus wird die sogenannte „Volksgewalt“, die zuvor durch den Volkstribun mit seiner *tribunitia potestas* verkörpert wurde, regelmäßig vom Kaiser selbst oder einem seiner engsten Vertrauten ausgeübt. Damit ist für die Zukunft im Prinzipat eine rechtsschöpfende gesetzgeberische Volksgewalt ausgeschaltet [wikipedia 2012 f.]. Die Kaiserpropaganda verkündet deren vertrauensvolle Übergabe in Herrscherhand als Institutionalisierung der kaiserlichen Rechtsschöpfungsmacht. Natürlich haben die Konsuln und andere Amtsträger der Republik im Rahmen ihrer Befehlsgewalt (*imperium*) zuvor bereits rechtsrelevante Verordnungen erlassen. Der Prinzeps führt dies selbstverständlich mit Edikten (den heutigen Rechtsverordnungen ähnliche „Rechtsprüche“) und Reskripten (heutigen Verwaltungsakten annähernd vergleichbar) fort. Aber nun erstellt er zusätzlich eigene Gesetze, die bei Augustus z.B. im Rahmen einer neuen Familienpolitik gestaltend in Gesellschaft und Rechtsordnung eingreifen. Solch Gesetz hat die Funktion einer Stellschraube, die wünschenswerte soziale Entwicklungen eröffnet und justiert. Da Augustus seine diktatorische Gewalt in das Konzept vom „Ersten unter Gleichen“ kleidet und die Würde des Senats propagandistisch wieder herstellt, bringt er seine Gesetze formal als Vorschläge im Senat ein, um sie dort abnicken zu lassen und dann als Senatskonsulte (-beschlüsse) zu verkünden. Im innenpolitisch reformierten Augustusstaat gibt es demnach alte republikanische Volksgesetze, Senatskonsulte, Edikte und Reskripte. Eine ansehnliche Fülle von gesetzlichen Vorschriften, die immer größer wird. Die meisten Gesetze konnten schon in der Republik nicht sofort und direkt umgesetzt werden, zum praktischen Gebrauch mussten sie von Juristen erläutert, in Details ergänzt und ‘fit’ für den Alltag gemacht werden. Die Gesetzesauslegung solch juristischer Gutachter und Kommentatoren geht regelmäßig in Prozesse und Vertragsgestaltungen ein, wodurch sie dauerhaft Rechtscharakter erhält.

Neben solch ausdrücklichen Gesetzen existiert aber schon in republikanischer Zeit noch eine weit umfangreichere Rechtsmasse – das *praetorische Recht!* Ein über die Jahrhunderte angewachsenes, kaum überschaubares „Fallrecht“, das nach Sachverhaltsbegehren differenziert und für jedes Streitbegehren besondere Klage- und Gegenklageprogramme vorgibt bzw. neu entwirft,

die zur Urteilsfindung abgearbeitet werden müssen. Hier tritt die Friedensfunktion von Recht in Erscheinung. Im Streitfall vor Gericht kommt ja erst der wahre Bedarf an objektivierenden Regularien ans Licht, der die Parteien überzeugt, sich lieber einem Streitschlichtungsverfahren wie dem Prozess zu unterziehen als gewaltsam aufeinander loszugehen. Hier kristallisieren sich die genauen materiellen Ansprüche erst heraus und müssen zu Rechtsschutzprogrammen generalisiert und institutionalisiert werden [Bürge 1999, 1 f.]. Ursprüngliche Quelle dieser Rechtsmasse ist der für die Rechtsprechung zuständige Magistrat – regelmäßig der Praetor (Stadtpraetor/Fremdenpraetor), für Marktaufsichtsfragen der Aedil. Dort werden unter Juristenbeihilfe die positiven und negativen Prozessverfahren gebündelt und systematisiert: in Definitionen, Institutionen, Verfahrensschritte, Rechte und Pflichten, kurz in „geltendes Recht“ gegossen. Auf dieser Grundlage veröffentlicht jeder Praetor auf weißen Tafeln (album) zu Beginn seiner einjährigen Amtszeit ein Verzeichnis von Rechtsschutzverheißungen auf dem Forum, das sind vorgeschriebene Klage- und Widerspruchformulare des Prozessprogramms, die von Amts wegen vor Gericht zugelassen werden: das *praetorische Edikt* [Bre-tone 1992, 103 f.]. Der Praetor übernimmt i.d.R. die Edikte seiner Vorgänger, sortiert diejenigen Formulare aus, die sich als praxisfremd erwiesen haben und fügt dort eigene hinzu, wo sich Rechtslücken oder Ungenauigkeiten aufgetan haben. Rechtsuchender Kläger und Beklagter müssen selbst die für ihren Fall zugeschnittenen korrespondierenden Formulare als Klage- und Gegenklageprogramm wählen, dann beantragt der Kläger beim Praetor die Annahme. Mit der offiziellen Zuweisung der speziellen Klagevorschrift eröffnet der Praetor den Prozess, als zweite Aufgabe hat er den zuständigen Richter (Iudex) für die Urteilsfindung im zweiten Teil des Verfahrens zu bestimmen.

Wer sich – Kläger/Beklagter – ein falsches Formular ausgesucht hat, verliert vor dem Iudex, auch wenn das jeweilige Anliegen offensichtlich berechtigt ist. Der Iudex darf nur nach „Ja/Nein“-Schema prüfen, ob die Bedingungen der vorgegebenen Formulare erfüllt sind oder nicht. Als Urteilsrichter kann er nicht aus eigener Kompetenz zu einem jeweils angemesseneren Formular wechseln, wie etwa heutige Richter einfach das zutreffendere Gesetz wählen. Erschwerend kommt hinzu, dass ein erneuter Prozess auf Grund desselben Sachverhalts i.d.R. nicht zugelassen wird. Ohne juristische Fachberatung sollte sich ein Laie möglichst nicht auf Gerichtsverfahren einlassen. Die juristischen Fachberater treten aber fast nie als Anwälte in unserem Sinn vor Gericht auf. Diese Funktion wird an Rhetoren delegiert oder man übernimmt sie selbst. Für unserer Verständnis überraschend ist, dass am unmittelbaren römischen Prozessgeschehen – Parteien, Richter – im Prinzip nur juristische Laien beteiligt sind. Praetor und Iudex sind gebildete Privatleute der römi-

schen Oberschicht auf ihrem vorgeschriebenen Aufstiegsweg in die hohen Staatsämter: dem *Cursus Honorium*. Auch sie bekommen beratende Unterstützung von Juristen ihres Klienteltrosses. Die *praetorischen Edikte* werden daher oftmals *Honorarrecht* genannt. Das für Juristen attraktivste Berufsfeld der Kommentatoren, Gutachter und Lehrbuchautoren wird größtenteils vom *praetorischen Recht* bestimmt, denn die *Edikte* müssen genau wie ausdrückliche Gesetze für den Praxisgebrauch aufbereitet und ausgestaltet werden. Wie im Fall der Gesetzeskommentierung wird also auch hier zusätzlich zur praetorischen Rechtsquelle Juristenrecht als Rechtsquelle eingeschleppt und übernimmt mehr und mehr den Führungsanspruch.

Juristen finden sich als Berater (*consilium*) sowohl im richterlichen Umfeld (Praetor/Iudex) wie auf dem freien Arbeitsmarkt als private Rechtslehrer, die zu renommierten Lehrbuchautoren aufsteigen können, deren Meinung vor Gericht ins Gewicht fällt. Sie sind gutachterliche Berater von Klägern und Beklagtem. Zur Vermeidung von Prozessen werden sie im Vorfeld bei der Vertragsgestaltung von Privatgeschäften tätig. Der konsiliare Tross des Prinzeips (Kaisers), der Statthalter und aller weiteren hochrangigen Amtsträger auch in jenen Provinzmetropolen, die sich weitreichend selbst verwalten, kommt nicht ohne sie aus. Es wimmelt im antiken Römerreich von Juristen; nur dort, wo wir gewöhnlich ihren Stamplatz suchen, erscheinen sie selten, eher zufällig: als Richter und Anwälte. Dies ist nicht der Berufsbereich, der antiken Rechtsspezialisten Ansehen und Einfluss verspricht.

Mit der Akzeptanz seiner veröffentlichten Rechtsansichten in Administration, Geschäftswelt und Prozesswesen wird jeder Jurist zur Rechtsschöpfungsquelle. Diese ständig weiter anschwellende Rechtsmasse wird zunehmend intransparent und bedroht das Gleichheitsprinzip. Urteile werden zu richterlichen Willkürakten. Augustus versucht mit der Ernennung von staatlich anerkannten Rechtsgutachtern – *Iuris Consulti* – gegenzusteuern. Allein ihre Meinungen sollen im Prozess den Ausschlag geben. Der Titel selbst setzt sich zwar besonders bei den im Kaiserumfeld stationierten Juristen durch, aber schon im Verlauf des 1. Jh. verliert er seinen reformerischen Impuls, weil sich jeder beliebige Jurist dieses Privileg unkontrolliert anmaßen kann.

Das *praetorische Recht* in seiner Ausformung als Juristenrecht bleibt langfristig ein Problem der römischen Innenpolitik. Hadrian und Theodosius II. versuchen auf diesem Feld mit anderen Mitteln ebenfalls zu reformieren (s.u.). Leider mit genau so wenig Erfolg! Die Aufgabe, ausufernde Rechtsquellenproduktion zu kontrollieren, bleibt während Antike und Spätantike ungelöst.

Recht ist allein Kaisersache!

Form und Inhalt des justinianischen Gesetzeswerkes

Bekannterweise besteht das juristische Gesamtwerk Justinians aus **vier** Teilen, die sich nach Umfang und Inhalt grundsätzlich voneinander unterscheiden, jedoch miteinander vernetzt sind. Sie sind uns im *Corpus Iuris Civilis (CIC)* mitsamt einiger Gesetze von Konrad II., Friedrich I. und II. sowie anderer überliefert [s. Koch 2008, 137 f.]. In der neuesten deutschen Edition des *CIC* werden die nicht-justinianischen Gesetze ausgeklammert. Bei Kurzzitationen als *Corpus Iuris* muss nicht nur die Verwechslungsgefahr mit dem kirchlichen Gesetzeswerk des *Corpus Iuris Canonice* (Abk. ebenfalls *CIC*) beachtet werden, sondern auch bedacht sein, dass die Vokabeln *Corpus* (Gesamtwerk) und *Codex* (Hauptbuch) nicht austauschbar sind.

a. *Codex Iustinianus* (Konstitutionen)

In den ersten Jahren nach Justinians Übernahme der kaiserlichen Gewalt (527) tritt unter dem Namen *Codex* 529 und 534 jeweils eine Gesetzessammlung mit ausgewählten kaiserlichen Verlautbarungen (Edikte, Konstitutionen) und Einzelfallweisungen (Reskripte) seit Hadrian (gest. 138) bis auf Justinian in Geltung. Sämtliche nicht aufgenommenen früheren „Gesetze“ werden mit Erlass der *Codices* ausdrücklich außer Kraft gesetzt. Vom Inhalt der 529er Ausgabe ist uns kaum etwas überliefert, da sie durch die Verkündung des 2. *Codex* von 534 wie die nicht aufgenommenen „früheren“ Konstitutionen anderer Kaiser automatisch kassiert und als aktuelle Rechtsgrundlage der justinianischen Zeit bedeutungslos wurde.

Der *Codex Iustinianus* (534) umfasst 12 Bücher mit Schwerpunkten im Privatrecht (2 - 8) und Verwaltungsrecht (10 - 12), Buch 1 enthält kirchenrechtliche Bestimmungen, Buch 9 strafrechtliche [wikipedia 2012a]. Die historische Aktualität des *Codex* beruht auf der Ausscheidung bzw. inhaltlichen Komprimierung und Ergänzung älterer kaiserlicher Konstitutionen und naturgemäß wenigen eigenen justinianischen Verlautbarungen, da der Kaiser erst wenige Jahre im Amt war. Vieles ist der kaiserlich erlassenen Vorgängersammlung *Codex Theodosianus* (439) aus der Zeit von Theodosius II. († 450) und Valentinian III. († 455) in bearbeiteter Form entnommen (s.u.). Einiges scheint den privaten Vorgängersammlungen des *Codex Gregorianus* und des *Codex Hermogenianus* Ende bzw. Anfang des 3./4. Jh. zu entstammen (s.u.). Zum *Iustinianus* gibt es formale und inhaltliche Unterschiede in der west- und oströmischen Überlieferung. Der Westen kennt den *Codex* anscheinend nur in stark verkürzter Form als *Epitome* (Auszug) [Lange 1997, 72]. Die meisten Konstitutionen verwenden die lateinische Sprache, einige das Griechische. Im Westen werden die griechischen Konstitutionen selten übersetzt, oft wegge-

lassen. Die erste Generation der Bologneser Juristen (Glossatoren), die im 11./12. Jh. das Römische Recht im Westen bearbeiten [Koch 2008, 136f], kennt nur den Text der ersten 9 Bücher. In den Folgejahren werden die übrigen 3 Bücher als sogen. *Tres libris* zwar bekannt, aber zusammen mit den justinianischen *Institutionen*, einigen *Novellen* Justinians und den *Libri feudorum* – den neuen Lehnsgesetzen des Hochmittelalters – in dem gesonderten Sammelwerk *Volumen parvum* getrennt vom *Codex* bearbeitet.

Unter Leitung von Tribonian wurden auf Anweisung Justinians aus dem überlieferten kaiserlichen Gesetzesmaterial nur solche Konstitutionen zur Aufnahme in den *Codex Iustinianus* ausgewählt, die für die aktuelle Gerichtsbarkeit weiterhin von Bedeutung waren. Sie wurden zudem praxisgerecht ‘gereinigt’ und verbessert, der Kaiser selbst, „gestärkt durch die himmlische Macht“, ist oberste Prüfinstanz [CIC 1995, 74 *Tanta*]. Der *Iustinianus* enthält demnach keine überholten Rechtsvorschriften. Mit der Verkündung wandeln sich seine aufbereiteten Edikte zum neuen Kaisergesetz, das mit Bewährtem gestalten will und ausgesiebten Gesetzen die Geltung entzieht.

b. *Novellae Iustiniani*

Die *Novellen* (neue Gesetze) ergänzen die Konstitutionen des *Codex* um Justinians kaiserliche Gesetzgebungsakte seit 535. Sie wirken aufgrund ihrer Einzelverkündung und sind nicht wie die 3 übrigen Teile des *CIC* als Sammelwerk später nochmals bestätigend in Kraft gesetzt worden. In neuzeitlichen Editionen umfasst die Sammlung 168 justinianische Gesetze, vorwiegend in griechischer Sprache, die auf eine Entdeckung des 16. Jh. zurückgehen. Dem Mittelalter waren sie im Westen in den Auszügen der lateinischen *Epitome Juliani* – 124 Stücke, davon 2 Dubletten – greifbar und nach 1000 im sog. *Authenticum*, einer Sammlung von 134 vollständigen *Novellen* Justinians, von denen die 120 ursprünglich griechischen sich durch oftmals schlechte lateinische Übersetzung und sachliche Mängel auszeichnen. Während die auf eine byzantinische Handschrift zurückgehende neuzeitliche Edition Gesetze bis zum Tode Justinians (565) erfasst, reichen die Edikte der beiden mittelalterlichen Westsammlungen nur bis ca. 555. Vor dem Hintergrund des byzantinischen Siegs über die Goten und der verwaltungstechnischen Eingliederung Italiens in das von Justinian beherrschte *Imperium Romanum* durch die *Pragmatische Sanktion* [wiki 2012b] von 554, ist dieser Befund befremdlich, aber meines Wissens bisher von Niemandem problematisiert.

Inhaltlich decken die *Novellen* genau wie die Konstitutionen des *Codex* das gesamte Spektrum des Rechts ab, wobei ab ca. 541 eine massive Schwerpunktverschiebung hin zu religiösen Rechtsvorschriften sowohl in der Anzahl der diesbezüglichen Edikte wie der internen Begründung bei äußerlich ande-

ren Bereichen zugehörigen Gesetzen zu verzeichnen ist [Noethlichs 2011, 54]. Justinians Gesetzgebungsakte in *Codex* und *Novellen* sind besonders beim Familien-, Erb- und Personenstandsrecht, im Verwaltungs- und Kirchenrecht innovative gesetzliche Festschreibungen in Reaktion auf langfristige und/oder aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen, selbst wenn die entsprechende Problematik manchmal bereits von Vorgängern angegangen wurde oder in der Rechtspraxis gewohnheitsrechtliche Lösungen gefunden worden sind. Justinians unbedingte Durchsetzung der Kaisermacht als einzige Quelle der Rechtsschöpfung, die als treibender Impuls alle vier Teile des *CIC* erst gebiert, entspricht in der antiken Rechtsgeschichte einem kalten Verfassungsbruch im legislativen und jurisdiktionellen Bereich, der von einzelnen kaiserlichen Vorgängern wie z.B. Theodosius II. wohl anvisiert, von Justinian aber zum nachhaltigen Erfolg geführt wird. Was er in den Einführungskonstitutionen und Gesetzesvorreden zu *Codex*, *Institutionen* und *Digesten* wie z.B. *Dedoken* [*CIC* 1995, 13 ff.] programmatisch verkündet hat – Recht ist allein Kaisersache –, wird nicht nur in den frühen justinianischen Gesetzessammlungen, sondern ebenso in seiner späteren Einzelgesetzgebung der *Novellen* konsequent durchgehalten.

Erst Justinian leitet solch umfassenden irdischen Herrschaftsanspruch aus der Übertragung der Totalität göttlicher Allmacht ab. Seine kaiserlichen Vorgänger seit Augustus erklärten dagegen ihre rechtsschöpfende konkurrierende Gesetzgebung aus der Übertragung der Volksgewalt an den Prinzeps (*tribunitia potestas*) und erhoben keinen Anspruch darauf, alleiniger Rechtsschöpfer/Gesetzgeber zu sein (s.o.). Die „Gotteswerkzeug“-Argumentation Justinians ist im Prinzip nicht neu, schon viele Kaiser, Heerführer, Bischöfe und Mönche vor ihm begründen damit einzelne wichtige politische oder kriegerische Siege bzw. Bibelauslegungen. Für das Recht, d.h. für juristische Entscheidungen und ihre Funktionsträger – seien sie Kaiser, Richter oder Rechtsberater – galt bis dato nichts dergleichen (s.o.). Damit erhebt Justinian die Kaisermacht zur allein gültigen Quelle der Rechtsschöpfung und Rechtsauslegung und schaltet historisch gewachsene alternative Rechtsschöpfungsquellen aus der Vergangenheit und für alle Zukunft aus.

Zwar mögen die alten Quellen im Verlauf der gesellschaftspolitischen Entwicklung oftmals bereits versiegt sein, aber das Recht, das sie geboren hatten, galt bis dato ja vor Gericht unvermindert fort. Seine Erwählung zum göttlichen Werkszeug verschafft Justinian die totale Souveränität der Kaisermacht – exekutiv, legislativ und jurisdiktionell. Keiner seiner antiken Vorgänger verfügt über eine derartig absolute – theoretisch unblutige – Gewalt bis in die Rechtspflege. Sie ist für Justinian das einzig wirksame Instrument, um rechtspolitische, d.h. innenpolitische Ordnung im Staat herzustellen und zu garantieren. Dies neue Selbstverständnis des Regenten pflanzt sich als „Got-

tesgnadentum“ im Herrschaftsanspruch europäischer Kaiser- und Königshäuser bis zu den bürgerlichen Revolutionen fort; es ist das unveräußerliche Herrschaftsattribut des Absolutismus. Trotz irdischer Allmachtspropaganda maß sich Justinian aber keine göttliche Stellvertreterposition an, er schafft ausdrücklich vergängliches, kein „göttliches Recht“ und überhöht seine Rechtssprüche nicht mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit. Dies zeigt sich in den *Novellen* besonders deutlich, wenn er eigene Edikte kassiert, weil sie sich nicht bewährt haben. Derselbe Maßstab mit dem für den *Codex* die alten Kaiserkonstitutionen geprüft worden sind, gilt auch für die eigene Gesetzgebung: 1. Bewährtes erhalten, 2. Erhaltenswertes verbessern, 3. Neues für veränderte Situationen schaffen [Noethlichs 2011, 44 f.]:

„Viele Gesetze wurden erlassen auch zur Verbesserung der eigenen Gesetzgebung. Wir erröten nicht, ... das, was als besser erkannt wurde, zum Gesetz zu erheben und die Verbesserung nicht anderen zu überlassen.“
[Novelle 22 von 536 zit. n. Noethlichs 2011, 45]

Die *Novellen* können ebenfalls nicht als antiquierte Gesetze verstanden werden.

c. *Institutionen*

Mit dem Rechtskundelehrbuch für Anfänger, gen. *Institutionen*, platziert Justinian einen Solitär nicht nur in der Rechtsgeschichte, sondern auch der Pädagogik. Von seinen in Theorie und Praxis erfahrenen Rechtsgelehrten Tribonian, Theophilus und Dorotheus lässt er unter hohem kaiserlichen Eigenengagement einen Leitfaden der Rechtskunde für Studenten in vier Büchern erarbeiten, den er 533 zusammen mit dem *Digestenwerk* als zusätzliches grundlegendes Gesetz in Kraft setzt. Der materielle Inhalt ist somit allgemein verbindlich, er verpflichtet nicht nur die unmittelbaren studentischen Adressaten. Ein Unikat, dem weder Antike noch Mittelalter oder Neuzeit Vergleichbares an die Seite stellen können, ist es nicht nur wegen seiner Gesetzesform. Sein erstes Buch macht es mit seiner von Begriffsdefinitionen ausgehenden Strukturvorgabe zum rechtswissenschaftlichen Kompendium, das Überblick und Einstieg in die Gesamtmaterie des Rechts wesentlich erleichtert, und leitet dann zur Gliederung und Untergliederung des römischen Privatrechts über. Diesem widmen sich die folgenden drei Bücher inklusive kurzer Einbeziehung des öffentlichen Strafrechts. Dabei werden Definitionen, Rechtsfiguren und Regelstrukturen mit Fallbeispielen und Hinweis auf geschichtliche Entwicklungen sowie aktuell veränderte Rechtslagen unter dem Aspekt von Entstehung, Wirkung und Beendigung anschaulich konkretisiert [Behrends in *CIC* 1997, 287]. Die *Institutionen* enthalten und systematisieren das dogmatische Werkzeug des Juristen, dessen man sich bis heute in Unterricht und Praxis bedient.

Im ersten Titel des ersten Buchs § 2 erläutert Justinian sein pädagogisches Vorhaben:

„[...] beginnen wir, das Recht des römischen Volkes darzulegen, das sich, wie uns scheint, am zweckmäßigsten vor allem in der Weise vermitteln läßt, daß die einzelnen Materien zunächst in leichter und einfacher Fassung vorgetragen werden und danach in sehr sorgfältiger und genauer. Andernfalls tritt, wenn wir den noch unkundigen und unsicheren Studenten gleich von Anfang an mit der Masse und Vielfalt des Stoffes belasten, eines von beiden ein: Entweder bewirken wir, daß er das Studium abbricht, oder wir bringen ihn unter großen Anstrengungen seinerseits, oft unter Selbstzweifeln, die junge Menschen so häufig entmutigen, allzu spät dahin, wohin er auf einem bequemeren Weg ohne große Anstrengungen und ohne Selbstzweifel rascher hätte gebracht werden können“ [CIC 1997, 1].

Zu meiner Studienzeit wären wir Erstsemester über eine derartige Einführung in die Rechtswissenschaften, ja einen ernsthaften Hinweis auf den Gebrauchswert der ‘alten’ *Institutionen* glücklich gewesen und hätten uns den heimlichen Gang zum Repetitor sparen können. Der inhaltliche Aufbau des Lehrbuchs, viele der Begriffe für Rechtsfiguren und Rechtsinstitute sind den wenigen Vorlesungsmitschriften und Handbüchern (*Enchiridium*, *Institutiones*) entnommen, die seit dem 2./3. Jh. umlaufen, als sich in Rom und den Provinzen der Rechtskundeunterricht mehr und mehr aus der Praxis in eigenständige Schulhäuser verlagert zu haben scheint. In der *Constitutio Imperatoriam*, die zur Gesetzeseinführung erlassen wird, beruft sich der Kaiser vor allem auf die Institutionen „unseres“ *Gaius* [CIC 1997, XV 6] als Vorläufer.

Dieser *Gaius* ist unter den römischen hoch- und spätclassischen Juristen des 2./3. Jh. unbekannt. Sein Name taucht erstmals im sogenannten *Zitiergesetz* von 426 auf, das Teil einer an den römischen Senat gerichteten umfassenderen Rede („*oratio*“ – nicht notwendig mündlich) zur Rechtsreformierung ist [wiki 2012c]. Galla Placidia († 450) als die Regentschaft ausübende Mutter des westlichen Kindkaisers Valentinian III. bestimmt darin, dass nur die Meinungen von 5 Juristen – *Gaius*, *Papinian*, *Ulpian*, *Julius Paulus* und *Modestinus* – vor Gericht rechtsrelevant sind. Die Bestimmung wird vom oströmischen Kaiser Theodosius II. in seine Gesetzessammlung des *Codex Theodosianus* von 438/39 übernommen und wandert dann mit Abwandlung bezüglich der Rangfolge dieser „Zitierjuristen“ weiter in die *Digesten* und das gesamte justinianische Rechtswerk. Von den vier letztgenannten Juristen sind einige biographische Daten belegbar. Vom justinianischen Werk unabhängige Fragmente aus ihren Kommentaren und Spezialerörterungen, in denen sie sich und andere gegenseitig zitieren und verschiedene Rechtsmeinungen diskutieren, erwähnen allerdings *Gaius* und dessen Rechtsäußerungen mit keinem Wort.

Selbst die Existenz des *Gaius* kann nur aus seinem Hauptwerk, den *gaianschen Institutionen* erschlossen und notdürftig chronologisch um 160 im Ostteil des Reichs verortet werden. Justinian demonstriert zu ihm als einzigem eine besondere Nähe, indem er ihn mehrfach mit dem Besitz anzeigenden Fürwort „unser *Gaius*“ auszeichnet. Erst 1816 wird der beinahe vollständige Text der *gaianschen Institutionen* von Barthold Georg Niebuhr auf einem Palimpsest, der bis heute einzig überlieferten Handschrift, entdeckt. Zuvor waren Bruchstücke nur über justinianische Zitate bekannt. Die herrschende Lehre (h.L.) hält die *Institutionen* des *Gaius* für eine Vorlesungsmitschrift, die als frühestes juristisches Anfängerlehrbuch 160/61 geschrieben und in Umlauf gebracht worden sein soll – sieht man von einem nur vermuteten Werk des Pomponius ab [Sallmann u.a.; hg. 1997, 188, 191 f.].

Auch wenn die *Institutionen* Justinians sich in Gliederung und teilweise im Text eng an *Gaius* anlehnen, geht der Kaiser weit über sein Vorbild hinaus; er will sogar mehr als nur den Rechtsunterricht per Gesetz auf sein besonderes Lehrbuch verpflichten. Mit der prägnanten kurzen Eröffnungserklärung im 1. Titel des 1. Buchs erhebt er die Kenntnis der Rechtsgrundlagen zum Fundament der menschlichen Urteilskraft. Immanent bedeutet das, seine *Institutionen* gelten nicht nur für Juristen, sie sind als Bildungsgut und Gewissensbausteine ebenso an jeden römischen Bürger adressiert. Ein Mindestmaß an Rechtskenntnis soll garantieren, nach gemeinsamem Maßstab bürgerliche Rechte und Pflichten wahrnehmen zu können:

„Über Gerechtigkeit und Recht

Gerechtigkeit ist der unwandelbare und dauerhafte Wille, jedem sein Recht zu gewähren.

1. Rechtswissenschaft ist die Kenntnis von den göttlichen und menschlichen Dingen, das Wissen vom Rechten und Unrechten.“ [CIC 1997, 1]

Bis zum Beginn des 19. Jh. erleben die *Institutionen* seit ihrer gedruckten Erstausgabe von 1468 in Mainz mehr als 660 weitere Ausgaben und werden neben der Bibel zum wichtigsten Lehrbuch Europas [Kupisch in CIC 1997, 289]. Selbst als „Gesetz“ sind sie keineswegs untergegangen. Bis heute bauen die kodifizierten Privatrechtsordnungen grundsätzlich auf ihre Gliederung und nutzen dieselben Begriffe und Definitionen. Die Trennung von Schuld- und Sachenrecht ist eine der wichtigsten Ausnahmen. Einige der überkommenen Erkenntnis- und Verfahrensregelungen bedurften ebenfalls einer modernen Anpassung, aber der justinianische Kern ist noch im seit 1900 gültigen deutschen BGB ohne Problem sichtbar. Ein „Gesetz“ wie Justinians *Institutionen*, das derart zeitlos die elementare Dogmatik des Rechts der Eigentümergesellschaft bewahrt und schafft, für veraltet zu halten, zeugt von wenig konkreter materieller Quellenkenntnis und Gewichtung.

d. *Digesten* (griech. *Pandekten*)

Zusammen mit den *Institutionen* erlangt 533 auch das umfangreichste der Sammelwerke, die *Digesten* (Geordnete) Gesetzeskraft [Koch 2008, 139]. Damit kreiert Justinian ein zweites Unikat der europäischen Rechtsgeschichte, indem er eine Sammlung in 50 Büchern mit ausgewählten Leitsatzkommentaren von Rechtsgelehrten zwischen -100 und ca. +250 zum Gesetz erhebt. Der zeitliche Schwerpunkt der bearbeiteten Literatur liegt im Prinzipat zwischen Kaiser Hadrian und den Severern. In der Masse der Rechtsmeinungen überwiegen die Anteile der bevorzugten 5 „Zitierjuristen“ – *Gaius*, *Papinian*, *Ulpian*, (*Julius*) *Paulus* und *Modestin*. Sie geben i.d.R. die rechtsrelevante dogmatische Ausdeutung vor.

Aus Gesetzesform und Inhalt der *Digesten* drängen sich drei Fragen auf:

1. Was veranlasst einen Gesetzgeber, einen Sammelkommentar zum Gesetz zu erheben?
2. Warum konserviert Justinian darin ausschließlich Rechtsfragen und -meinungen, die zu seiner Lebenszeit bereits Jahrhunderte alt sind?
3. In welchem Zusammenhang stehen die *Digesten* zu Justinians übrigen Gesetzeswerken?

d. 1

Diese Frage kommt der h.L. nicht in den Sinn. Man begnügt sich mit mehr oder weniger vollständigen Inhaltsangaben, dazu Spezialuntersuchungen zu Einzelregelungen bzw. Begriffen und kümmert sich dann sehr schnell und bedeutend lieber um rechtshistorische Rezeption und Einfluss des Werkes auf uns Nachgeborene. Manch Exeget frönt nebenbei seiner persönlichen antiquarischen Neugier auf vorjustinianisches ‘echtes’ römisches Recht. Das auf den Prokopwerken beruhende Bild vom übermächtigen Kaiser Justinian, der sein Selbstverständnis, sein außen- und innenpolitisches Programm aus der Verschmelzung einer rückwärts gewandten antiken Kaiseridee der Prinzipatszeit mit den Idealen christlicher Herrschaft schöpft, und ihm ständig unterstellt, das *Imperium Romanum* wieder herstellen zu wollen, färbt auf die Rechtsgeschichte ab. Wegen solch angeblich unrealistischer Großmachtträume traut man diesem Kaiser alles, nur keinen Realitätssinn zu und bewertet bis in die 90er Jahre des letzten Jahrhunderts seine Einzelleistungen nur aus diesem Blickwinkel.

Es wird demnach Zeit, endlich zu fragen, warum Justinian sich überhaupt gezwungen fühlt, dies Gesetzesunikum *Digesten* zu erschaffen. Nach der ersten Ausgabe der Konstitutionen im *Codex Justinianus* von 529 erteilt er mit der Konstitution *Deo Auctore* von 530 an Tribonian den Auftrag zur Sammlung von Juristenrecht. Unter dessen Leitung sollen 16 führende Rechtslehrer

und -praktiker die gesamte alte Lehre- und Gutachterliteratur bereinigen, selektieren, kompilieren (straffen) – man nennt sie deshalb später „Kompilatoren“ – und ergänzen [CIC 1995, 55-60].

Justinians Ausgangssituation ist hier dieselbe, die zur Konstitutionensammlung im *Codex* geführt hat, nur umfangreicher und komplizierter. Er stand ja zusätzlich einer riesigen Rechtsmasse gegenüber, für die wir heute nichts Vergleichbares kennen: dem *praetorischen Recht* und den rechtsverbindlichen Gutachten von *Juris Consulti* (s.o.). Gegenüber Konstitutionen, Edikten und Reskripten, die er im *Codex* in selektiver Auswahl hat sammeln lassen, bildet diese erdrückende Rechtsmasse die eigentliche Herausforderung an Justinians Justizreform. Er kann ebenso wenig wie seine kaiserlichen Vorgänger diese Art Recht einfach abschaffen, weil hier die wesentlichen Institute und Rechtsgrundsätze aus den Problemen des Prozessalltags entwickelt, klassifiziert und bewahrt werden. Von den ausdrücklichen Gesetzen wird dieser Inhalt stillschweigend vorausgesetzt und nicht wie in unserem kodifizierten Recht als Anspruchsgrundlagen, Tatbestände oder Prozessbedingungen und vieles mehr eigens verbalisiert. Ersatzlose Streichung aller Juristenmeinungen und Kommentierungen würde im gesamten Privatrecht, aber auch im öffentlichen Recht einen riesigen rechtsfreien Raum schaffen. Es käme zum Stillstand der Rechtspflege mit weitreichenden Folgen in der Wirtschaft und auf den Straßen! Die Rechtssicherheit im justinianischen Staat ruht also wesentlich auf der bereinigten Erhaltung und Umformatierung des alten Rechts in kaiserliches Gesetz. Das Juristenrecht wird für seine *materielle* Erhaltung in den *Digesten* deshalb von Justinian genauso modernisiert wie die „Gesetze“ des *Codex* und später die *Novellen*, indem es demselben Ausleseprozess unterworfen wird: Bewährtes erhalten, Erhaltenswertes verbessern. Die Promulgation (öffentliche Gesetzeslesung) der *Digesten* als ausdrückliches Gesetz vor dem Senat von Neurom/Konstantinopel aktualisiert altes Recht im neuen Gewand des Kaiserrechts, der von nun an ausschließlichen Rechtsschöpfungsquelle, die keinerlei rechtsgelehrte Kommentierung und Änderungen an ihren Verlautbarungen mehr duldet, außer durch eigenen Kaiserspruch [Koch 2008, 138].

Constitutio Omnem, 11: „Denn in Eurer Zeit ist es zu einem Tausch im Recht gekommen“ [CIC 1995, 71].

Constitutio Tanta, 19: „Diese Gesetze also sollt ihr befolgen, während alles ältere Recht zu verstummen hat“ [CIC 1995, 86].

Constitutio Dedoken, 21: „Im übrigen sollen sich die Juristen aber in keiner Weise an den Gesetzen zu schaffen machen und nicht erneut Anlaß dafür geben, daß im Recht Streit, Zweifel und Überfülle herrschen [...] Wenn sich nun aber etwas als zweifelhaft erweisen sollte, sei es den Parteien des Rechtsstreits oder den zum Urteilen Bestellten, dann wird der

Kaiser das durch seine Auslegung in richtiger Weise klären, was allein ihm von den Gesetzen erlaubt ist.“ [CIC 1995, 15]

Digesten und *Codex* sind als Geschwisterwerke zu qualifizieren! Beide entspringen der sozialpolitischen und wirtschaftlichen Notwendigkeit, eine übersichtliche, einheitliche Rechtsordnung zu schaffen, die Rechtssicherheit garantiert. Während sich die *Digesten* quasi als große Schwester des Juristenrechts (inklusive Praetorenrecht) annehmen, bewältigt der *Codex* das Kaiserrecht seit Hadrian. Der legislatorische Alleinvertretungsanspruch Justinians als Quelle von Gesetz und Rechtsauslegung, der mit „Gottesgnadentum“ untermauert und abgesichert wird, ist das adäquate Mittel, den spätantiken Rechtsdschungel zu lichten und zukünftige Entwicklungen zu kontrollieren. Frühere Kaiser waren an dieser Aufgabe mehrfach gescheitert und ihre Mittel hatten sich als stumpf erwiesen: *Iuris Consulti*, *Ständiges Edikt* (s.u.), *Zitiergesetz*. Gemessen an seinen Vorgängern ist Justinian ein erfolgreicher Modernisierer, kein versponnener, auf antike Größe fixierter Autokrat, der seinen Heiligenschein putzen lässt.

d. 2

Die Frage nach den angeblich ‘veralteten’ unzeitgemäßen Gesetzen Justinians wird selten laut gestellt; als Hintergrundmusik schwingt sie aber stets in den gängigen Justinianbeurteilungen mit, wenn dieser Kaiser mit dem beinahe wie ein Topos verwendeten Stempel „Restaurator des antiken *Imperium Romanum*“ versehen wird. Selbst führende Altphilologen wie Manfred Fuhrmann [1994, 328 f.] und gestandene Professoren des Römischen Rechts wie Okko Behrends, der für Herausgabe und Übersetzung der neusten *Digestenedition* von 1995 zeichnet, können sich dieser Jahrhunderte alten Einschätzung noch nicht entziehen [Behrends u.a. *CIC XIV*].

Ein Teil der Antwort ergibt sich bereits aus den Überlegungen zur 1. Frage. Es muss aber zugestanden werden, dass die *Digesten* bei oberflächlicher Betrachtung leicht zum Zeugen justinianischer Restauratorenräume aufgerufen werden können. Wesentliche Abschnitte des 1. Buchs sind zweifellos als Geschichtsbuch zur römischen Rechts- und Verfassungsgeschichte seit der legendären Königszeit angelegt. In den Titeln 1-4 und 9-22 wird ein Überblick über unterschiedliche Rechts- und Gesetzesarten, verfassungsmäßige Ämter als Staatsorgane und verfassungsändernde gesellschaftliche Brüche unter Angabe ihrer oftmals legendären Anführer gegeben. Herausragende Rechtsgelehrte bis zum Beginn der hadrianischen Zeit werden in einer sogenannten „Genealogie“ summarisch aufgezählt. Die späteren Helden der Rechtsgeschichte, die „Zitierjuristen“ und andere Rechtslehrer bis zur severischen Zeit genießen Einzelzitation. Diese sind die wichtigen Referenzlieferanten der rechtlichen Leitsatzkartei, aus der die restlichen 49 Bücher schöp-

fen. Jede Problemlösung in den *Digesten* nimmt von Prozesssituationen – tatsächlichen oder fiktiven streitigen Sachverhalten – her ihren Ausgang. Meistens ist die Sachlage von den Kompilatoren bereits derartig auf ihren Problemerkern reduziert, dass sie selbst nicht mehr erkennbar ist. Durch den Abgleich mehrerer Referenzstimmen anerkannter Vertreter antiker Rechtskultur, arbeiten die *Digesten* unter Beachtung der rechtlich-dogmatischen Einheit die essentiellen Elemente von Vertragsabschlüssen und Gerichtsverfahren heraus. In Summe beanspruchen die *Digesten*, jedweden Privatkonflikt und einige strafrechtliche Fälle beispielhaft durch Ausdifferenzierung der in den *Institutionen* komprimierten Dogmatik transparent, schlüssig und abschließend zu erörtern, um sie der Rechtspraxis als einzig rechtmäßigen Lösungsweg vorzuschreiben. Wenn gleichzeitig überflüssiger Rechtsballast aussortiert worden ist, wird so ein großes Maß an Rechtssicherheit gewonnen. Diese Aufgabe stellt der Kaiser seinem Juristenkonsilium unter Tribonians Leitung und erteilt ihm sehr genaue Vorschriften zur Herangehensweise. M.E. nimmt die herrschende Lehre die reichlich vorhandenen Quellen mit Justinians eigenen Äußerungen zu Gründen und Absichten seines Gesetzeswerks nicht ernst und übergeht sie allzu oft als typisch justinianische Selbstverherrlichung und unrealistische antikisierende Imperatorphantastik [Ausnahme neuerdings: Gizewski 2000 und Noethlichs 2011]. Um sich von Justinians Wirklichkeitssinn zu überzeugen, hilft ein längerer Blick in jene Konstitution, die Tribonian den Arbeitsauftrag für die *Digesten* erteilt [CIC 1995, 56 f.]:

Constitutio Deo Auctore, 4–13 (Auszüge):

„Wir gebieten euch also, die das römische Recht betreffenden Bücher der alten Rechtsgelehrten, denen die allerheiligsten Kaiser die Befugnis gewährt haben, Rechtsnormen zu setzen und auszulegen, sowohl zu lesen als auch zu reinigen, damit aus diesen der gesamte Stoff gesammelt wird, und zwar ohne daß (soweit das möglich ist) irgendeine Wiederholung oder irgendein Widerspruch übrig bleibt, vielmehr so, daß aus diesen Büchern jeweils das ausgewählt wird, was allein für alles übrige stehen kann. [...]

Und sobald dieser Stoff dank höchster göttlicher Güte gesammelt ist, gilt es, aus ihm ein herrliches Werk zu errichten und ihn gleichsam zu einem eigenen und allerheiligsten Tempel der Gerechtigkeit zu weihen und das ganze Recht in fünfzig Büchern und in bestimmten Titeln zu ordnen – sowohl nach dem Codex der Konstitutionen wie auch nach dem des Ständigen Edikts, je nachdem, wie es sich euch zweckmäßiger darstellen wird –, auf daß nichts [Wesentliches] außerhalb des erwähnten Werkes bleibe, vielmehr in diesen fünfzig Büchern das ganze alte Recht, das im Verlauf von fast vierzehnhundert [sic! M.K.] Jahren in Unordnung geraten war und von uns dann gereinigt worden ist, gleichsam durch eine Mauer geschützt nichts außerhalb seiner selbst läßt. Dabei sollen alle Rechtsleh-

rer mit gleichem Rang gelten und keinem soll irgendein Vorzug eingeräumt werden, weil niemand für alles, sondern bestimmte Rechtslehrer jeweils für Bestimmtes sich entweder als besser oder als schlechter erweisen. [...]

Ihr sollt aber auch nichts nach der größeren Zahl der Rechtslehrer entscheiden, was besser und gerechter ist, da die Meinung eines einzigen und Geringgeschätzten vielleicht in irgendeinem Bereich die Mehrheit und auch die Angesehenen übertreffen kann. [...]

Aber auch darauf sollt ihr nach unserem Willen eure Bemühungen richten: Wenn ihr in den alten Büchern etwas findet, das nicht gut geregelt ist, oder etwas Überflüssiges oder wenig Vollkommenes, dann sollt ihr unter Beseitigung überflüssiger Längen das, was unvollkommen ist, ergänzen und überhaupt das ganze Werk wohlgeordnet und so schön wie möglich darstellen. Dabei sollt ihr ebenso sehr auch das beachten: Falls ihr irgend etwas in den alten Volksgesetzen und Kaiserkonstitutionen, welche die alten Juristen in ihre Bücher aufgenommen haben, nicht richtig gefaßt findet, sollt ihr auch das verbessern und in eine wohlgestaltete Ordnung bringen, damit das als das Wahre und das Beste und das gleichsam von Anfang an so Verfaßte erscheine, was von euch ausgewählt und dort aufgenommen worden ist; und niemand soll es wagen, diesen Text durch einen Vergleich mit einem alten Werk als falsch anzugreifen. Denn da durch das alte Gesetz, das man das königliche zu nennen pflegte, alles Recht und alle Gewalt des römischen Volkes in die kaiserliche Gewalt übergeleitet worden ist, wir aber unsererseits die ganze Rechtsordnung nicht nach denen, die Recht setzen, in verschiedene Teile gliedern, sondern wollen, daß sie als Ganze die unsere ist. [...]

Es darf aber in keinem Teil des erwähnten Gesetzbuches eine Antinomie [...] irgendwo Raum für sich in Anspruch nehmen; vielmehr herrsche, da keine Gegenmeinung zugelassen ist, eine einzige Eintracht und Folgerichtigkeit. [...]

Aber auch Wiederholungen wollen wir von diesem Werk fernhalten [...] da wir lediglich das gelten lassen wollen, was entweder ganz regelmäßig im Verfahren der Gerichte angewendet wird oder durch lang anhaltende Gewohnheit dieser erhabenen Stadt gebilligt ist. [...] Unter Rom ist aber nicht nur die erste zu verstehen, sondern auch unser königliches, das durch die Gnade Gottes unter besseren Vorzeichen gegründet worden ist. [...]

Unser Werk, das von euch mit Gottes Segen geschaffen werden wird, soll aber, wie wir hiermit bestimmen, den Namen Digesten oder Pandekten tragen, und kein Rechtsgelehrter wage es in Zukunft, ihm Kommentare hinzuzufügen [...] vielmehr muß es genügen, daß man lediglich durch

Inhaltsangaben und Titelerläuterungen, die Paratitla genannt werden, zu ihm einige Hinweise geben kann, wobei auch aus deren Auslegung kein Schaden entstehen darf. [...]

Damit aber nicht durch die Schreibweise in der Folgezeit Zweifel entstehen können, befehlen wir, daß der Text dieses Gesetzbuches nicht in verfügblichen Siglen oder rätselhaften Abkürzungen geschrieben wird, die durch sich selbst und die ihnen innewohnenden Mängel viele Antinomien aufgebracht haben“.

Die Bologneser Glossatoren des 11./12. Jh. und alle Nachfolger hielten sich zwar nicht an die äußerlichen Anweisungen Justinians, sie legten aus und kommentierten lebhaft, benutzten Abkürzungen und Siglen. In unserer Redewendung „etwas aus dem Effeff beherrschen“ hat sich ihr hochmittelalterliches Sigle für die *Digesten* erhalten: ff! Die Qualitätsforderungen des Kaisers nach Folgerichtigkeit, Einheit, Widerspruchslosigkeit, das Werk gleichsam als „geschützten Tempel der Gerechtigkeit“ zu betrachten, haben sie aber beachtet und es wie eine Bibel des Rechts ausgelegt.

Es ist kein Zufall, dass sowohl *Codex* wie *Digesten* die konkrete Erfassung des Rechtsstoffs in der Zeit Hadrians beginnen. Dieser Kaiser hat im Jahr 131 sämtliche *praetorischen Edikte* (s.o.) in einem „Ewigen“ systematisch zusammengefasst: *Edictum Perpetuum* (*Ständiges Edikt*) und die jährlichen Einzelausgaben des Praetors abgeschafft. Damit versiegte zumindest die ursprüngliche praetorische Rechtsschöpfungsquelle für die Zukunft. Für die Redaktion verantwortlich war sein Quaestor *Salvius Julianus*, der in späteren Jahren besonders als Autor von eigenen *Digesten* zu juristischer Berühmtheit gelangt ist [Sallmann u.a. 1997, 83 f., 104]. Im justinianischen Autorenkatalog der *Digesten* wird er an erster Stelle genannt. Das Edikt Hadrians verhindert neue *praetorische* Rechtsschöpfung, eliminiert das daraus entstandene alte Recht aber nicht wirksam. Die Rechtssetzungsmaschinerie der Juristen verschiebt sich zudem nun auf Lehrbücher, Gutachtensammlungen und Kommentare zum *Ständigen Edikt* und blüht munter weiter.

Mit dem Geschichtsteil des 1. Buchs der *Digesten* stellt sich Justinian gerade nicht als Propagandist des antiken Imperiumgedankens dar, wie die h.L. gewöhnlich annimmt, sondern reiht sich in die Reihen der römischen rechts- und verfassungsändernden Staatsmänner, Kaiser und Rechtsgelehrten ein, um sein jurisdiktionelles Vorgehen auch auf antikem traditionellem Weg zu legitimieren. Er steht dabei auf mehreren Schultern: des Augustus, der die Volksgesetzgebung gut kaiserlich vereinnahmt und die staatliche Ernennung von Rechtsgelehrten als *Iuris Consulti* einführt [CIC 1995, 56 d.i. *Deo Auctore* 4]; auf Hadrians, dessen Reformversuch *Ständiges Edikt* steht ihm besonders vor Augen (s.u. *tanta*). Als weiterer Ausweis kommen die versammelten Juristenschultern hinzu. Obwohl Justinian die Auflistung von bedeutenden Rechtsleh-

ren der Vergangenheit ausdrücklich als Ehrengalerie präsentiert, wird aus anderen Äußerungen z.B. in den Einführungskonstitutionen klar, wo sein eigentliches Motiv für solch historische Rückblicke liegt: Er reiht sich ein, um sich gleichzeitig die legitime Krone als der Vollender und Überwinder ihrer Werke zu verschaffen. Ähnliches gilt für sein Verhältnis zu den kaiserlichen Vorgängern, deren rechtspolitische Reformen letztlich gescheitert sind. Ihren Mitteln, die Rechtsproduktion einzudämmen, fehlte die konsequente Quellenkanalisierung zu Kaiserrecht. Justinian hat aus ihren Teilerfolgen und Fehlern gelernt:

Constitutio Tanta 18:

„Denn auch Julian, der überaus scharfsinnige Rechtsschöpfer und Begründer des Ständigen Edikts, hat in seinen Schriften ausgeführt, daß dann, wenn man etwas unvollkommen geregelt findet, dies von der kaiserlichen Rechtssetzung ergänzt werden soll. Aber nicht nur er allein, auch der vergöttlichte Kaiser Hadrian hat bei der Neuordnung des Edikts und in dem Senatsbeschluss der ihr folgte, in sehr klarer Weise die Bestimmung getroffen, daß dann, wenn sich etwas im Edikt nicht geregelt findet, aufgrund der Vorschriften des Edikts und der von ihnen aus möglichen Schlußfolgerungen und Analogien neue gültige Regelungen getroffen werden können.“ [CIC 1995, 86]

Constitutio Tanta 21:

„Daß sie [die Juristen; M.K.] sich aber darüber hinaus mit Auslegungen oder – viel besser gesagt – mit Verdrehungen des Rechts brüsten, gestatten wir nicht, damit nicht ihre Geschwätzigkeit unsere Rechtssetzung durch Verwirrung entehre. Denn gerade das ist bei den alten Interpreten des Ständigen Edikts geschehen. Sie haben ein Werk von maßvollem Umfang, indem sie an dieser oder jener Stelle immer wieder unterschiedliche Meinungen anbrachten, ins Unendliche ausgedehnt, so daß fast die ganze römische Rechtsordnung in Verwirrung geriet. Wenn wir dies bei den alten Juristen nicht länger geduldet haben, wie könnten da solche eiteln Streitigkeiten für die Zukunft erlaubt sein?“ [CIC 1995, 87]

Die Geschichtsausflüge des Kaisers sind demnach kein Indiz altertümelnder Großmachtwünsche eines realitätsblinden Herrschertrotzels, der nicht merkt, dass mit seinen Gesetzen kein Staat zu machen ist, sondern erfüllen Legitimationszwecke, die zum „Gottesgnadentum“ hinzutreten und es gleichzeitig auch bestätigen.

Warum endet die justinianische Text- und Interpretenauswahl mit dem Untergang der severischen Dynastie, knapp 300 Jahre vor Justinian? Bisher vorgebrachte Erklärungen verhandeln folgende Argumentationskomponenten:

d. 2. 1

Die Reichskrise der Zeit der Soldatenkaiser von Maximinus Thrax (Kaiser von 235–238) bis zu Diokletians Machtantritt (284/85) führt gemäß h.L. zu politischer Anarchie im Lande. Da die literarisch führenden Rechtslehrer im Verlauf des 2. Jh. immer mehr in die staatliche Administration einbezogen worden sind und Karriere in Kaisernähe machen,

„werden [im 3. Jh.; M.K.] noch mehr exponierte Juristen als in den Jahrzehnten zuvor [...] umgebracht worden sein; denn wenn die Lücken in der Reskriptenüberlieferung mit dem gewaltsamen Sturz der betreffenden Kaiser zusammenhängen [...], dann hat man wohl mit dem Herrscher auch seine engsten Mitarbeiter, darunter Epistel- und Libellsekretär erschlagen und ihre Archive zerstört. Erst Diokletian brach mit dieser Unsitte, wodurch er z.B. einen Mann wie Gregorius gewinnen sollte“ [Sallmann u.a. 1997, 217].

Dies Argument trägt nur sehr begrenzt. Die sogenannte ca. 50-jährige Reichskrise führte sicher zeitweise in Rom, dem Haupt des Imperiums, zu turbulenten Auseinandersetzungen innerhalb der Bürger- und Beamtschaft. Die Feststellung einer durchweg reichsweiten politischen Anarchie während dieser Jahre spiegelt aber nur den pauschalen Blick vom hohen Ross der Nachgeborenen. Tatsächlich wirken sich die schnellen, meist gewaltsamen Regentenwechsel sowie die Usurpatorenkonkurrenz in den verschiedenen Provinzen unterschiedlich und nicht immer gleichzeitig aus. Große Bereiche prosperieren zeitweise sogar unter ihren Ersatzkaisern – z.B. anscheinend das Gallische Sonderreich unter Postumus im Westen und das östliche palmyrische Sonderreich unter Odaenathus und seiner Frau Zenobia als Nachfolgerin. Insgesamt besteht noch bedeutender Forschungsbedarf zur „Reichskrise“, der sich besonders um die konkreten regionalen Auswirkungen im ökonomischen und kulturellen bzw. religiösen Bereich kümmern müsste. Jedenfalls ist die Vorstellung einer allgemeinen 50-jährigen Anarchie, wo in allen sozialen Schichten Jeder gegen Jeden kämpft, ein nichts erklärender Allgemeinplatz.

Zum Anderen haben Kaiser, Gegenkaiser und Usurpatoren trotz ihrer gewaltsamen Machtübernahme schon aus steuerlichen und logistischen Gründen hohes Interesse an einer möglichst reibungslos weiter funktionierenden Administration, die sie gewöhnlich nicht allein aus eigenen Mitläufern auffüllen können. Man darf tatsächlich nur besonders gefährliche Köpfe rollen lassen; ob Epistel- und Libellsekretäre generell dazu gehören, ist mehr als fraglich. Aus derartigen Gründen sogar Archivzerstörungen anzunehmen, die zum Verlust an Rechtssicherheit führen, müsste man dann wohl eher den Vertretern der Altmacht – zur Vertuschung eigener Machenschaften – unterstellen, als den neuen Gewaltinhabern.

d. 2. 2

Karriereinteresse und Kaisernähe der Juristen sollen das Klima für unbefangene Rechtsdiskurse zerstört und kritischen Abhandlungen den Nährboden entzogen haben [aaO]. Dieser Aspekt mag auf Einzelfälle zutreffen, trägt aber nicht generell. Denn in der bis dato traditionellen gelehrten Rechtsliteratur ist der Anteil an expliziter Kaiserkritik verschwindend gering; man beschäftigt sich vielmehr mit der Ausarbeitung und Darlegung dogmatischer Rechtsfiguren, betrachtet kaiserliche gesetzliche Eingriffe eher als Stellschrauben zur Rechtsjustierung und arbeitet sie dogmatisch positiv ein. Warum sollte sich das unter den Soldatenkaisern allgemein geändert haben?

d. 2. 3

Als dritten Gesichtspunkt führt die h.L. das übermächtige Ansehen und die teilweise voluminöse Literaturproduktion der marktbeherrschenden „alten Herren“ unter den Rechtslehrern an. *Papinian*, *Ulpian* und *Paulus* seien wie „Götter“ oder Heilige kanonisiert worden, und neue Stimmen hätten daneben keinen Platz mehr gefunden bzw. sich selbst erst gar nicht an einer Konkurrenz versucht [aaO]. Dies Argument verquickt zwei Aspekte: die faktische Tatsache der Anerkennung und Bewährung dieser Rechtsgelehrten mit der psychologischen Annahme, dass große Vorbilder einschüchtern und nicht herausfordern. Wiederum lässt sich dazu festhalten, dass solch hypothetischer Einzelfall vorstellbar ist, nach allgemeiner Erfahrung wird von Leistungsträgern in Vorbildern aber eher eine beflügelnde Herausforderung gesehen.

d. 2. 4

Auch im Zusammenhang bieten die ausdrücklich als Komponenten angebotenen Erklärungsmuster der h.L. keine befriedigende Begründung für die nachhaltige qualitative Verarmung der juristischen Literatur seit ca. Mitte des 3. Jh., die sich ihrerseits notwendig auf die Textauswahl der *Digesten* unter Justinian ausgewirkt haben muss. Unter Einbeziehung weiterer bekannter vorjustinianischer Rechtsentwicklungen kann man demgegenüber ein schlüssigeres alternatives Erklärungsmodell entwerfen. Hier sollen dessen Eckpunkte kurz angesprochen werden:

Zu den spätesten Juristenstimmen der *Digesten* gehört die den „Helden“ folgende Generation von *Rufin*, *Marcian* und *Modestin*. Letzterer ist in der Administration unter Alexander Severus (gest. 235) glaubhaft belegt. Bereits ihre Schriften nehmen im Wesentlichen die dogmatischen Grundzüge der „Altvorderen“ nur auf und teilen Fallergebnisse mit, die daraus gewonnen werden. Für Spezialbereiche wie z.B. Hypothekenrecht erscheinen noch den Klassikern ebenbürtige Monographien mit neuen Gedankengängen. Eine wei-

tere Generation danach, während der Regierung Diokletians (284–305), erscheinen kaum mehr neue umfangreiche Lehrbücher und Kommentare. Die Sammlungen von Fallanalysen zu kaiserlichen Urteilen und Rechtsweisungen werden selten. Der juristische Literaturmarkt verlangt nach Kompendien und Gesetzessammlungen [Sallmann u.a. 1997, 216; Herzog 1989, 61 f.]. Hierher gehören *Codex Gregorianus* und *Codex Hermogenianus*, beides Privatunternehmungen aus dem Umfeld Diokletians, ebenso natürlich der offizielle *Codex Theodosianus*. Von den beiden ersten waren bisher keine direkten Überlieferungen bekannt, sie mussten aus Fragmenten anderer Handschriften erschlossen werden; jüngst wurde allerdings die sensationelle Entdeckung einiger Fragmente des *Gregorianus* gemeldet, deren Ursprung man im Ostrom des 5. Jh. vermutet [Mey 2010].

d. 2. 4. 1

Der *Codex Gregorianus* ist eine private Konstitutionensammlung ab Hadrian bis 391, die ihr Material hauptsächlich aus kaiserlichen Rechtsweisungen an Privatbürger bezieht. Er war in 13, eventuell 15 Bücher nach Titeln untergliedert und umfasste vorwiegend Privatrecht und staatliches Strafrecht. Der *Codex Hermogenianus* ist nur in Titelunterteilungen bekannt, demnach ergänzte er seinen Vorläufer *Gregorianus* um die Gesetze Diokletians von 293/94. Beide *Codices* sind vielleicht sogar noch zu Lebzeiten der Sammler ergänzt worden [Bretone 1992, 246]. Einzelne ihrer Bestimmungen gehen über den Umweg des *Theodosianus* in die justinianischen Gesetzeswerke ein.

Mit dem *Codex Theodosianus* tritt unter Theodosius II. im Osten und Valentinian III. im Westen zu Jahresbeginn 439 zum ersten Mal ein offizielles kaiserliches Sammelwerk als Gesetz in Kraft. Er ist offenbar das einzige Ergebnis eines ursprünglich viel umfassender ausgelegten kaiserlichen Reformprogramms zur Rechtsklärung und -bereinigung, das nach ca. zehnjähriger Spezialistenarbeit der Öffentlichkeit übergeben werden kann. Sein Aufbau und seine Textauswahl unterscheiden sich stark von den beiden vorhergehenden Privatsammlungen [aaO 248].

Abgesehen von der Aktualisierung der Konstitutionen seit Hadrian bis in die eigene Zeit, wie beispielsweise Aufnahme des *Zitiergesetzes* (s.o.), nimmt das Privatrecht (4 Bücher) im Verhältnis zum öffentlichen Recht bei den insgesamt 16 Büchern wenig Raum ein. Die 12 anderen Bücher enthalten Prozessvorschriften, Amts- und Beamtenrecht, Militär- und Finanzrecht, Städte- und Vereinsrecht, Strafrecht und Kirchenordnung (Häretiker!). In den Einzelbüchern folgen die Konstitutionen einander mehrheitlich chronologisch. Viele Soldatenkaiser der „Reichskrisenzeit“ haben Gesetzeserlasse beige-steuert. So ist z.B. Philipp Arabs (Kaiser 244–249) in *Codex Theodosianus* und *Gregorianus* insgesamt mit 80 Reskripten vertreten, von denen die sogenannte „Ara-

guener Petition“ zusätzlich als epigraphische Inschrift aufgefunden worden ist [Körner 2002, 159].

Die Alltagstauglichkeit des *Theodosianus* vor Gericht erweist sich besonders an der Übernahme vieler seiner Bestimmungen ins Vulgarrecht der Spätantike. Die sogen. germanischen Volksrechte haben ihre Fundamente ebenfalls im theodosianisch wahrgenommenen Römischen Recht, das für die Bedürfnisse der Einzelregionen noch mehr zurechtgestutzt d.h. vulgarisiert worden ist. Die Sicht auf sie als germanische Stammesüberlieferungen und Leugnung ihrer römischen Rechtswurzeln ist den zunehmend nationaler fixierten Historikergenerationen seit der Humanistenzeit geschuldet. Der heutige akademische Lehrbetrieb hält sie für überwunden [Wiki 2012d]. Es zeigt sich deutlich, dass sich die Rezeption des *Codex Theodosianus* eben nicht nur in den gesetzlichen Sammelwerken Justinians spiegelt, sondern sich in vereinfachter Regionalform seit dem 5. Jh. über fast alle Provinzen des ehemaligen römischen Gesamtreichs und noch darüber hinaus erstreckt. Trotz breiter Akzeptanz und *Zitiergesetz* kann der *Codex* den Wust an Juristenrecht aber ebenfalls nicht einschränken, da Theodosius II. bzw. Valentian III. nicht auf den Gedanken kommen, einen kaiserlichen Ausschließlichkeitsanspruch als Rechtsschöpfungsquelle zu erheben wie später Justinian.

d. 2. 4. 2

Die Rolle des provinziellen Rechtsbedarfs und ihr Einfluss auf den vorwiegend stadtrömisch zentrierten Literaturmarkt ist deshalb bei der Frage nach dem Verstummen der rechtlichen Hochliteratur und ihrer Koryphäen seit Mitte des 3. Jh. zu berücksichtigen und zu gewichten. Mit der Generation um *Modestin* ca. 240 scheint die für Spezialisten interessante rechtsdogmatische Entwicklung weitgehend abgeschlossen (s.o.). Es bleibt tatsächlich wenig Raum für innovative Gedankengänge. Allerdings nicht, wie die h.L. meint, wegen Ausrottung oder psychologischer Disposition der Rechtsinterpreten, sondern weil kein Bedarf nach weiteren Lehrbüchern und Kommentaren, die nur wiederholen können, besteht [Bretone 1992, 241 f.].

In den Provinzen ist es schon geraume Zeit früher zu einer gegenläufigen Bewegung der Rechtskomprimierung und Vereinfachung gekommen. Seit Einrichtung dieser besonderen Reichsteile und Munizipien gilt dort in ständig erweitertem Umfang Römisches Recht mindestens subsidiär (nachrangig). Die Rechtsprechung gehört zu den Kernkompetenzen der Statthalterschaft. Diese Vertreter Roms bringen zunächst ihren privaten juristischen Tross als Berater mit, der dann aber auch mit ihnen wieder verschwindet. Ab Mitte des 2. Jh. lassen sich zunehmend selbstständige Rechtsspezialisten gegen Entlohnung nieder, die oft ihre Ausbildung in der Hauptstadt absolviert haben, aber sich im Land vor Ort nicht mit für die Praxis überflüssigem rechtstheoreti-

schem Ballast und den dazugehörigen kostspieligen Werken belasten wollen. Sie sind am kompakten Überblick eines Kompendiums und aktuellen Konstitutionen interessiert [Sallmann u.a. 1997, 210 f.]. Mit Caracallas *Constitutio Antoniana* von 212, die allen auf römischem Reichsboden Freigeborenen automatisch das römische Bürgerrecht zuerkennt (Ausnahme: *dededitii*/Unterworfenen) [wiki 2012e], gewinnt diese zunächst eher unspektakuläre Bewegung größten Aufschwung und erhebliches Gewicht. Plötzlich haben weit größere Bevölkerungsanteile allgemeinverständlichen konkreten Beratungsbedarf in Alltagsgeschäften und/oder müssen bei Streitfällen versorgt werden. Der Markt für hohe Rechtstheorie kippt endgültig zugunsten einfacher Praxisversorgung. Zusätzlich nehmen dezentrale Rechtsschulen z.B. in Beryt (Beirut), Alexandria und Caesarea ihren Ausbildungsbetrieb auf [Herzog/Schmidt 1989, 55/56], um den Bedarf an zusätzlichen juristischen Beratern zu decken.

Zusammenfassend muss die Frage nach der von der h.L. konstatierten Verarmung der Rechtsliteratur und dem Verstummen ihrer Interpreten als Produkt eines akademischen Tunnelblicks entschleiart werden. Eine „Verarmung“ im Sinne eines plötzlich erloschenen gesellschaftlichen Interesses an Rechtsfragen oder gar des kollektiven Untergangs ihrer Fachleute findet nicht statt. Da die Gleichzeitigkeit der zunehmenden Provinzialjurisdiktion nicht gewichtet wird, kann der veränderte Marktbedarf von h.L. nicht wahrgenommen und für die Analyse genutzt werden. Im Hinblick auf die Literaturo Auswahl der justinianischen Gesetzeswerke, insbesondere der *Digesten* muss in erster Linie berücksichtigt werden, dass die dogmatische Feldarbeit um 250 abgeschlossen ist. Die qualitativ anspruchsvollsten Arbeiten der beteiligten Interpreten liegen den *Digesten* zu Grunde, mehr wird nicht benötigt. Provinzialjurisprudenz kann vernachlässigt werden, weil sie zur Dogmatik nichts beiträgt. Hier könnte *Gaius* eventuell als Ausnahme gelten, denn die h.L. macht ihn um 160 zu einem Provinzialjuristen in der Nähe von Beryt [Sallmann 1997, 188].

d. 3

Die dritte Frage zur Einordnung der *Digesten* vermutet einen Gesamtzusammenhang der drei großen justinianischen Gesetzeswerke von *Codex*, *Institutionen* und *Digesten* über deren zeitliche Koinzidenz hinaus. Auch diese Frage wird von der h.L. gewöhnlich nicht dezidiert geprüft, weil man mit dem Restauratorstempel für Justinian meint, alles über einen Kamm scheren zu können. So wird sein Gesetzeswerk insgesamt ins Antiquariat verdammt, einzig gut als ergiebige Fundgrube für Exegeten, die sich der Ermittlung eines römischen „Originalrechts“ verschrieben haben, denn der größte Teil des Römischen Rechts ist uns nur durch die justinianische Vermittlung überliefert. Dabei stören dann freilich die von Justinian ausdrücklich geforderten Rechts-

berichtigungen. So versteigt sich manch neuzeitlicher Textkritiker gar dazu, dem Kaiser bzw. seinen Mitarbeitern „Fälschung des antiken Rechts“ vorzuwerfen.

Justinian hat an vielen Stellen der Werke in den Einleitungsteilen und wo sonst sinnvoll auch im Text mit eigener Stimme seine Absichten dargelegt und Missstände kommentiert. Verwunderlich, wie die h.L. dies ständig bei Seite schiebt – Ausnahmen sind neuerdings Gizewski [2000] und Noethlichs [2011]. Besonders deutlich wird Justinian in den entsprechenden Einföhrungskonstitutionen. Die *Constitutio Omnem* nimmt unter ihnen eine hervorragende Stellung ein, weil der Kaiser mit ihr wieder ein rechtspolitisches Novum zum Gesetz macht. *Omnem* ist an die Lehrerschaft der drei staatlich anerkannten Rechtsuniversitaten in den beiden Rom und in Beryt gerichtet. Andere Rechtslehrstatten z.B. in Alexandria und Caesarea werden verboten. Hier schreibt ein Gesetz als Curriculum erstmals in der europäischen Geschichte Ausbildungsgang und Lehrplan für Studierende vor. Den Lehrenden wird vom Kaiser persönlich befohlen, wie sie ihren Unterricht aufzubauen haben. Das Studium läuft über fünf Jahre, wovon das letzte bereits den Übergang in die Praxis als „fortgeschrittene Fallloser“ (etwa Assessor) markiert. Im ersten Studienjahr sollen die *Institutionen* in zwei Durchgängen den Einstieg ins Recht insgesamt erleichtern (s.o.), aber auch den Umgang mit zugehörigen Konstitutionen üben; dazu, falls Zeit bleibt, sollen die ersten vier Bücher der *Digesten* erläutert werden. Das zweite Jahr muss wahlweise entweder den *Digestenbuchern* zum Gerichtsverfahren (5-11) oder dem Sachenrecht (*Digesten* Buch 12-19) gewidmet werden, hinzu kommen vier weitere speziell ausgewählte *Digestenbucher*. Die Jahrgänge drei und vier werden vom Kaiser genauso durchgeplant, hier findet auch der *Codex* seinen Platz. Im Gesamtstudium müssen von den 50 *Digestenbuchern* 36 genau bestimmte durchgenommen werden. Die restlichen 14 werden zur Erarbeitung für die Praxiszeit bestimmt und im Studium ausgelassen. Aus diesem Lehrplan geht deutlich hervor, wie sich Justinian das Verhältnis seiner Gesetzeswerke zueinander vorstellt. Sie sind durchgängig miteinander vernetzt und bilden ein geschlossenes Gebrauchskunstwerk, dessen praktische Anwendung im späteren Berufsleben dem einzelnen Absolventen persönlichen Erfolg und dem Recht suchenden Publikum Gerechtigkeit garantiert.

Constitutio Omnem 5/6 (Auszug):

„dann wird ihnen an Kenntnissen in den Rechtswissenschaften nichts fehlen; vielmehr werden sie diese mit ihrem Verstand als Ganze von Anfang bis Ende umfassen, und es wird (was fast in keiner anderen Wissenschaft der Fall ist, da sie, mögen sie auch noch so niedrig einzustufen sein, gleichwohl alle unendlich sind) diese Wissenschaft als einzige einen

bewunderungswürdigen Abschluss finden, der ihr in gegenwärtiger Zeit von uns zuteil geworden ist. [...]

Für die Schüler des Rechts wird es folglich, da ihnen alle Geheimnisse des Rechts erschlossen worden sind, nichts Verborgenes geben; vielmehr werden sie [...] sich als tüchtige Sachwalter und Diener der Gerechtigkeit und auch in den Gerichten als die Besten erweisen, ebenso als kämpferische Anwälte wie als streitschlichtende Richter, an allen Orten und zu allen Zeiten vom Glück begünstigt.“ [CIC 1995, 68 f.]

Mit der staatlich gesteuerten Reorganisation des Rechtsstudiums will Justinian demnach nicht nur die erneuerten gesetzlichen Rechtsgrundlagen als Netzwerk vermitteln und zum einzigen Arbeitsmittel für künftige Rechtsberufe machen, sondern er professionalisiert gleichzeitig auch die Organe der Rechtsprechung, einschließlich der Anwaltschaft. Was sich in der Praxis längst angebahnt hatte, aber nicht mit Ausschließlichkeit durchsetzen konnte, wird gesetzliche Vorschrift: Die Beteiligung von juristischen Laien in den Gerichtsverfahren wird auf ihre Kläger-/Beklagtenrolle reduziert. Allen anderen wird eine staatlich reglementierte Ausbildung vorgeschrieben. Das bis dato traditionelle juristische Berufsfeld, das in Lehre und gutachterlicher Tätigkeit durch die neue kaiserliche Gesetzgebung bereits seine Rechtsquellenqualität verloren hat, wird auf Träger einer staatlich gelenkten Ausbildung beschränkt. Richter und Anwälte werden von Justinian auf den bis heute vorgeschriebenen Berufsweg geschickt. Nur die bischöfliche Rechtsprechung der *Audentia Episcopalis* (bischöfliche Anhörung) scheint davon ausgenommen.

Ergebnisse

1. Der kurze Blick zurück auf Stand und Entwicklung der römischen Rechtsordnung seit den Anfängen des Prinzipats entschleiern ein anhaltendes innenpolitisches Problem des römischen Staates: die Überproduktion von Rechtsmaterie hat zu Intransparenz geführt und gefährdet die Rechtssicherheit, sprich die gerechte Gleichbehandlung vor Gericht. Dies resultiert aus der konkurrierenden Gesetzgebungskompetenz von Kaisermacht und Rechtsschöpfung durch Praetoren und Juristen. Trotz kaiserlicher Reformversuche bleibt das Problem bis zur Justinianzeit ungelöst.
2. Justinian stellt sich der Mammutaufgabe, die nebeneinander existierenden beiden Rechtsschöpfungsquellen und ihre Rechtsprodukte in einer einzigen Quelle als Kaiserrecht zusammenzuführen. Seine Mittel sind:
 - Die traditionelle Siegerdevotion „Gotteswerkzeug“ mit dem Allmachtattribut des Christengottes aufzudimensionieren und als automatische Herrschereigenschaft zu adaptieren.

- Ausbau der Herrschermacht zur absoluten Souveränität. Das neu erfundene Kaiserattribut wird zum Herrschaftsinstrument funktionalisiert und begründet die Abschaltung der Quellen des Juristenrechts als legitim.
- Transformation und Modernisierung des Juristenrechts in Kaiserrecht durch den Gesamtrechtskomplex von *Codex*, *Institutionen* und *Digesten* als Netzwerk. *Codex* und *Digesten* sind Geschwisterwerke. Die *Institutionen* bewahren die im Juristenrecht erarbeitete Rechtsdogmatik, sie sind das juristische Handwerkszeug zu Verständnis und Auslegung von *Codex* und *Digesten*. Der Lehrbuchcharakter der *Institutionen* ermöglicht eine einheitliche Juristenausbildung.
- Umstrukturierung und Professionalisierung des juristischen Berufsstandes durch die Einführungskonstitution *Omnem* mit ihrem staatlich vorgeschriebenem Curriculum, das die Vernetzung der 3 Hauptwerke besonders einschärft.

Justinians Maßnahmen sind geeignet, das antike 'ewige' Problem der überbordenden unkontrollierbaren Rechtsproduktion zu lösen. Seine zusätzlichen Maßnahmen zur Standardisierung der Juristenausbildung unterfüttern seine Reform. Der Gerichtspraxis werden qualifizierte Richter und Anwälte vorgeschrieben, so dass auch auf der unteren judikativen Ebene Rechtssicherheit in Gerechtigkeit umgesetzt werden kann und Richterwillkür vorgebeugt wird.

3. Die Behauptung, die justinianischen Gesetze seien praxisfernes antiquiertes Recht, ist falsch:

- Die in die Gesetze aufgenommenen unterschiedlichen Rechtsmassen – Kaiserrecht (*Codex*) und Praetoren-/Juristenrecht (*Digesten*) – beweisen ihre zeitliche Aktualität durch „Reinigung“, d.i. Ausscheidung, Kompilierung, Ergänzung. Die *Institutionen* bewahren die für die Eigentumsgesellschaft grundlegenden zeitlosen Definitionen, Institute und Regelungen einer einheitlichen Dogmatik; eingefügte Hinweise auf aktuelle justinianische Konstitutionen verdeutlichen den Gegenwartsbezug. Die *Novellen* sind per Eigendefinition aktuell und bestätigen dies besonders im Bereich der Religionsregelungen, aber auch dort, wo sie begründend oder vergleichend historische Zustände einflechten.
- Die Geschichtsausflüge der *Digesten* werden besonders gerne zum Beweis herangezogen, dass Justinian von der Idee besessen ist, die antike Idee des *Imperium Romanum* unter seiner Herrschaft wieder zu erwecken. Diesen Traum habe er auch mit seiner Gesetzgebung verfolgt und seiner Zeit unpraktikables Recht verordnet. Im Gegensatz zur Prokop-befangenen Interpretation der h.L. wird hier entschlüsselt, dass Justinians Geschichtsexkurs dazu dient, sich mit dem traditionellen Mittel als Glied einer bedeutenden Ahnenreihe zu legitimieren, um seine Autorität als Reformier

zusätzlich zu untermauern. Justinian findet seine spezifischen Ahnherrn in zwei Stämmen. Er steht sowohl auf den Schultern von Rechtslehrern als auch von Recht reformierenden Herrschergestalten wie Augustus und Hadrian. In den zugehörigen Einführungskonstitutionen macht er aber klar, dass er sie überragt, weil seine Gesetzgebung im Gegensatz zu ihren Reformen das alte Problem der „Rechtsverwirrung“ endgültig gelöst hat. Justinian bekennt sich als Neuerer im Sinne von Reformator, er ist kein „Erneuerer“ im Sinne von Restaurator der alten Rechtslage. Seine Sicht auf das erste Rom und seine Herrscher ist realistisch und kritisch, bewahrt aber deren Leistungen ehrenvoll.

- Die Begrenzung der Literatúrauswahl in den *Digesten* auf Texte und Rechtsgelehrte bis ca. 250 erklärt sich mit der Feststellung, dass die Aufgabe, den Rechtsstoff dogmatisch zu klären und praktisch zu erläutern, von der rechtsgelehrten „hohen“ Jurisprudenz zwischen ca. 160 und 250 erschöpfend erledigt worden ist. Spätere Texte, die nur referieren können, braucht man nicht. Hinzu kommt der von der Provinz ausgehende qualitativ veränderte Bedarf an Rechtsliteratur. Der Markt kippt zugunsten eines stark vereinfachenden Provinzialrechts, das für die *Digesten* irrelevant ist.
4. Zusammenfassend enthüllt die unvoreingenommene Wahrnehmung des justinianischen Gesetzeswerkes vor dem Hintergrund der überkommenen antiken und spätantiken Rechtspflegeproblematik einen Herrscher, der dem Justinianbild der h.L. diametral widerspricht. Justinian erweist sich als genialer Autokrat, der das Kaisertum mit der Allmachtsfunktion des „Gottesgnadentums“ ausstattet und so zu absoluter Souveränität ausweitet. Seine Arbeitsanweisungen zu Gesetzessammlungen und Lehrplänen ebenso wie die Reorganisation des Juristenstandes zeigen den erfahrenen Realisten und effizienten Manager. Sein mehrteiliges Gesamtgesetzwerk ist inhaltlich kohärent, die Teile ergänzen einander. Es zeugt von Professionalität und ist verblüffend modern. Allerdings ist eine zeitnahe Rezeption kaum nachweisbar. Im Gegensatz zum theodosianischen Recht, dessen spätantike nachhaltige Rezeption reichsweit belegt ist, sind Erwähnungen und Fragmente der justinianische Gesetzgebung aus dieser Zeit äußerst rar und fragwürdig.

Folgerungen

Meine 2008 aufgeworfene Frage nach der chronologischen Verortung des Gesetzeswerkes kann aus dem Recht allein nicht beantwortet werden. Dazu bedarf es der methodischen Kleinarbeit zur Spätantike, speziell zum 6. Jh., auf archäologischem, kunsthistorischem und technologischem Gebiet. Ebenso wichtig können Untersuchungen zur dogmatischen Entwicklung des Christen-

tums sein, das unter Justinians Ägide mit der Reorganisation der Rechtspflege zu korrespondieren scheint. Arbeiten der neuen akademischen Diskussion zum Perspektivewechsel in der Bewertung Prokops sollten auf ihren Ertrag für die chronologiekritische Befragung des Justinianischen Zeitalters geprüft werden. Stellt man Modernität der justinianischen Gesetzgebung und mangelnde Rezeption gemeinsam in Rechnung, muss auch außerhalb des 6. Jh. nach einem Gesetzgeber von Justinians Qualitäten und dem entsprechenden sozialen Umfeld gesucht werden. Wie bereits 2008 von mir erwogen, gerät damit u.a. die Rechtspflege unter der Makedonischen Dynastie im Byzanz des 9. und 10. Jh. ins Visier. Leider hindert mich die griechische Sprachbarriere, die *Basilikengesetzgebung* der Makedonen ebenso zu beleuchten wie das Justinianische Werk.

Abgesehen von der durch das Kalenderargument vorgegebenen zeitlichen Begrenzung scheitert eine Verlängerung der Phantomzeit oder eine entsprechende Verschiebung der östlichen Phantomzeit in Richtung Antike von mehr als 100 Jahren aus Sicht der Rechtsgeschichte zusätzlich an den Belegen zum theodosianischen Recht, die in Einzelfällen nicht nur auf pergamentene Quellen zurückgreifen können, sondern ebenso auf epigraphische steinerne Relikte.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2011): Kritik am spätantiken Byzanz, insbesondere an Justinian I.; *Zeitensprünge* 23 (2) 402-423
- Behrends, Okko u.a. (1995): Zur Wirkungsgeschichte des Corpus Iuris Civilis; *CIC* 1995, S. XIII-XXII, Heidelberg
- Bretone, Mario (1992): *Geschichte des römischen Rechts*, München
- Bürge, Alfons (1999): *Römisches Privatrecht. Rechtsdenken und gesellschaftliche Verankerung Eine Einführung*; Darmstadt
- CIC – Corpus Iuris Civilis* (1995): *Bd. II, Digesten Text und Übersetzung*, hg. Okko Behrends u.a., Heidelberg
- (1997): *Bd. I, Institutionen Text u. Übers* (Hg. Okko Behrends u.a.), Heidelberg
- Fuhrmann, Manfred (1994): *Rom in der Spätantike*; Zürich
- Gizewski, Christian (2000): *Eine spätantike Vorform der Rechtsstaatlichkeit: zur Komplementarität von Rechtstradition und Codextext*, Vortragstext auf <http://agiw.fak1.tu-berlin.de/Scriptorium/S20.htm>
- Heinsohn, Gunnar (2012): Nur 3. und 6. Jahrhundert im Münzhort von San Giusto; *Zeitensprünge* 24 (1) 64-73
- Herzog, Reinhart u.a. (Hg. 1989): *Restauration und Erneuerung, Die lateinische Literatur von 284 bis 374 n.Chr.*; *Handbuch der lateinischen Literatur der Antike*, Abt. 8 (Hg. Herzog/Schmidt)
- Illig, Heribert (?2012): *Aachen ohne Karl den Großen – Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräffelfing

- Koch, Marianne (2008): Prüfstein Rechtsgeschichte. Justinianische Spurenlese; *Zeitensprünge* 20 (1) 134-145
- Körner, Christian (2002): *Philippus Arabs – Ein Soldatenkaiser in der Tradition des antoninisch-severischen Prinzipats*; Berlin · New York
- Lange, Hermann (1997): *Römisches Recht im Mittelalter Bd. I Die Glossatoren*; München
- Meier, Mischa, (2011): Justinian zur Einführung; in Meier, M. (Hg.): *Justinian*, 7-12; Darmstadt
- Meisegeier, Michael (2010): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel; *Zeitensprünge* 22 (3) 612-639
- (2011): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! Teil 2: Italien (ohne Rom) und Thessaloniki; *Zeitensprünge* 23 (2) 375-401
- Mey, Nicole (2010): Antiker römischer Gesetzestext wiederentdeckt; *EPOC*, 27. 01.
- Noethlichs, Karl Leo (2011): Quid possit antiquitas nostris legibus abrogare?; in M. Meier (Hg. 2011): *Justinian*; Darmstadt, 39-57
- Sallmann, Klaus u.a. hg. (1997): Die Literatur des Umbruchs: von der römischen zur christlichen Literatur; 117 bis 284 n. Chr.; *Handbuch der lateinischen Literatur der Antike Bd. 4; Reihe Handbuch der Altertumswissenschaft, Abt. 8* (Hg. Herzog/Schmidt), München
- Wiki (2012a): http://de.wikipedia.org/wiki/Codex_Iustinianus
- Wiki (2012b): [http://de.wikipedia.org/wiki/Pragmatische_Sanktion_\(Römisches_Recht\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Pragmatische_Sanktion_(Römisches_Recht))
- Wiki (2012c): <http://de.wikipedia.org/wiki/Zitiergesetz>
- Wiki (2012d): http://de.wikipedia.org/wiki/Germanische_Stammesrechte
- Wiki (2012e): http://de.wikipedia.org/wiki/Constitutio_Antoniniana
- Wiki (2012f): http://de.wikipedia.org/wiki/Tribunizische_Gewalt

Marianne Koch, MarianneKoch1@gmx.de

Von der Mühle... und dem Untergang Roms Gedanken zu einer aktuellen Debatte

von Zainab A. Müller

„Bernardus vallus Benedictus montes anabas“

(Bernhardiner = Zisterzienser im Tal, Benediktiner auf Bergen.)

Diesen erhellenden Vers verdanke ich Herrn Peter Kukulka (Jg. 1932) aus Karnabrunn, der ihn in seiner Schulzeit lernte und mir im Jahr 2000 anvertraute.

Für „steigende Gewässer-Pegel“ im 10./11. Jh. gab es regional sehr unterschiedliche Gründe, manchmal mögen mehrere zugleich gelten, und sicher ist es gut, sie für chronologiekritische Überlegungen zu unterscheiden, soweit dies möglich ist. Volker Friedrich [51 f.] nennt die Abholzung und starken Dauerregen. Abholzung führt zu steigenden Wasserständen in den Gewässern, aber zu sinkendem Grundwasserspiegel.

Hier erinnerte ich mich an die Wenden und Slawen östlich der Elbe: Sie sollen durch Rodung ihrer Wälder „zur Vermehrung ackerbaueigneten Landes“ (letzteres zwecks und in Folge von Zuwanderern, bzw. Kolonisten) und Eindeichung im Oberlauf ihrer Flüsse zwar im Überfluss Getreide produziert haben, aber durch diese „Umstrukturierung der Landwirtschaft“ teilweise sogar ihre Wohnsiedlungen verlegt haben müssen und letztlich den Untergang ihrer traditionellen Kultur verursacht haben [vgl. Bünz, 155]. Wieso taten sie so etwas Dummes, nach jahrhundertlangem Erfolg ihrer Wirtschaftsweise?

Dauerregen hat offenbar mehrfach ganze Landstriche in Sumpf oder Schlamm verwandelt [wie Illig z.B. erwähnt, 187], doch sollten sie bei natürlichen Abflussmöglichkeiten nach geraumer Zeit wieder trocken sein, noch dazu in einer mit dem Wasserbau vertrauten Kultur. Dennoch gab es Hungersnöte mit weiteren katastrophalen Folgen. Illig erwähnt dies im Zusammenhang mit der „wassergetriebenen Kornmühle“, deren Technologie im 11./12. Jh. durch verbesserte Eisenverarbeitung rasante Verbreitung fand, was – so mag man annehmen – dem Hunger abhelfen sollte.

Mir fiel dabei wieder ein, dass ich bereits zweimal über die schädliche, den Wasserspiegel anhebende Wirkung dieser Mühlen hörte, was ich hier aus der Erinnerung wiedergebe und mit eigenen Überlegungen verbinde.

Ein erstes Mal erfuhr ich davon bei einer Wanderung in und um die Stadt Brandenburg angesichts der großen Mühle, die an der Brücke zum Dom stand: Der durch sie steigende Wasserstand auf den versumpfenden Feldern

ringsum führte zu Aufständen der Bauern gegen die Mühle und den Bischof, was ihnen aber nichts half.

Einige Zeit später schilderte uns Klaus Goldmann in einem Vortrag des Berliner Geschichtssalons die großartige und fruchtbare Kultur der Wenden und Sorben, die auf Fischfang, Feldbau, Graswirtschaft und Hochwäldern basierte, ganze Flüsse umlenkte, landschaftsprägende Dämme errichtete, Feuchtgebiete trockenlegte und ihre Felder von der Frühjahrsüberflutung gezielt mit Schlamm düngen ließ, – und die er zerstört sah durch die Dummheit des Klerus, der seit Mitte des 12. Jh. auch östlich der Elbe diese Mühlen errichtete, und weder von der Ökologie des Wasserbaus noch von der ökologischen Auswirkung dieser Technologie die geringste Ahnung hatte.

Das Drama der Abholzung begann mit den ersten Benediktinern, die ihre Klöster auf Bergen und den bewaldeten Hochebenen errichteten (ob wir uns dies mit Genehmigung der Einheimischen vorstellen müssen, ist offen) und eskalierte mit den Zisterziensern, die sich überall niederließen, wo sie Kalk-, Ton- und Eisengewinnung sowie -verarbeitung profitabel betreiben konnten, und damit rohstoffintensive Handwerke (in Kalkbrennereien, Ziegeleien, Glashütten, Schmieden...) und zusätzlich die schon in Südfrankreich entwickelte Dreifelderwirtschaft (samt Lehnswesen) einführten [Letzteres nach Bromme, 39 ff.] – und gipfelte in den großen, leistungsstarken Kornmühlen, die an zentralen Brücken platziert waren und zunächst fast alle den Bischöfen unterstanden (bis seit Ende 13. Jh. auch wohlhabend gewordene Städter Mühlen errichteten).

Durch die Mühlen kam es zum „Mühlenstau der meisten Fließgewässer, der das alte Kulturland unter Wasser setzte“. Es kam zur (Wieder-)Versumpfung der einst trockengelegten Talauen, und zu Dünenbildungen auf den abgeholzten Hochflächen, von denen der Lehm in die einst fruchtbaren Täler gespült wurde [Goldmann, 91]. Unwetter taten ein Übriges; die Erträge der Bauern gingen zurück. Sie waren gezwungen, sich den neuen Anbaumethoden anzupassen, wenn sie am Wohlstand teilhaben oder wenigstens nicht verhungern wollten. Vielen blieb nichts anderes übrig, als sich als Mönch zu verdingen.

Der benediktische Klerus bestand im Wesentlichen aus ehemaligen Soldaten [so schon Niemitz, 713], verarmtem Adel (und ein paar arbeitslosen Philosophen [vgl. Müller 2009, 595]), die durch Klosterbildung den Kolonialismus resp. die Wirtschaftsweise des zerfallenen römischen Reiches im Interesse der Selbstversorgung fortsetzten. Sie entwickelten für ihre begrenzten Areale Problemlösungen: u.a. den eisernen Pflug, die Dreifelderwirtschaft... und die verbesserte Mühle. Der größere Ertrag ruinierte die adligen Grundbesitzer, verschaffte den Klöstern Landübereignungen und wachsende Klostergemeinschaften; das Lehnswesen entstand. Bald hatten die Klöster das gleiche Prob-

lem wie zuvor das römische Reich (mehr dazu unten): Jenen Moloch (verwandt mit lat. *molo* ‚mahlen‘ über hebr. *molech* = herrschen, im punischen *molc* wird ein alter Opferritus vermutet), der stets vor die Wahl stellte: *Stagnation* oder *Expansion*.

Letzteres nennt man bis heute ‚Wachstumszwang‘; die scheinbare Alternative ist aber in Wahrheit ein Programm-gebendes Zwillingsspaar, worin die Stagnation, die ‚Stockung‘ bereits die Folgen der Expansion beschreibt: stammt es doch von latein. *stagnō*: austreten, versumpft sein, überschwemmen. Das ‚ethisch‘-problematisierende Sich-Herumquälen mit den Begriffen bis in unsere Tage erscheint damit als Sühne dafür, dass noch immer keine Art des Wirtschaftens entwickelt wurde, die nicht auf Kosten anderer geht.

Die eigentumsrechtliche Wirtschaft, diese Allianz zwischen Kaufleuten und Militär, changiert gekonnt zwischen für sie notwendiger Rechtssicherheit und erforderlicher Willkür (bestens versinnbildlicht in *Justitia* mit Waage und Schwert); für den letztgenannten Zustand muss sie also keineswegs vorher ‚untergehen‘, sondern findet selbst dorthin [vgl. Niemitz, 717-722]: Die benediktische Gemeinschaftsbewegung (*beneficium*: guter Dienst / Wohl-Tat = Lehenvergabe; *benedictum*: gutes Wort = Rechtskunde) mündete in die Scholastik, und diese in das Kirchenrecht, welches zum Vorbild für das Staats- und Strafrecht wurde; daneben gab es das Handelsrecht der Kaufmannschaft und das römische Privatrecht des städtischen Bürgertums – das sich bald mit den Bischöfen um die Mühlenrechte stritt.

Wenn das römische Reich also zu Grunde ging, dann an seiner eigenen Grundstruktur. Klima- und andere Naturkatastrophen waren allenfalls Trigger für neue Problemlösungen einiger Gesellschaftsgruppen, denen es in schwierigen Situationen gelang, sich durch Innovation selbständig zu machen. *Innovation*, die ständige ‚Erneuerung‘, ist unbedingt positiv besetzt, denn obwohl latein. *novo* mit *no* = schwimmen wenig zu tun hat, schwimmt man mit *inno* doch immer obenauf. Die Innovation ist u.a. notwendig, um nicht zu schnell in wirtschaftliche Stagnation zu geraten, wenn man sich bei der räumlichen Expansion beschränken muss und doch das lieb gewordene Eigentum (sei es bürgerlich-privates oder klösterlich-gemeinschaftliches) behalten will. Oft bestehen Innovationen dieser Kulturstufe – zu sehen am Beispiel der Mühle – in der (noch im 21. Jh. praktizierten) Lösungsidee: Was im Kleinen gut ist, ist größer besser, oder auch: was in kleinen Mengen nützt, muss in großen Mengen mehr nützen.... Watzlawick und andere [1992] zeigten, wieso diese Idee bzw. die daraus folgende Lösungsstrategie ‚mehr desselben‘ teuer und gefährlich ist und die Probleme zuverlässig verschärft.

Bei genauer Betrachtung der Fortsetzung dieser Dynamik darf man sich fragen, ob das Römische Reich überhaupt schon untergegangen ist.

Wie kann das kolonisierende Monstrum Rom entstanden sein?

Ein kleiner Exkurs (zu dem ich Peter Winzeler die Anregung verdanke)

Meiner jetzigen Auffassung nach durch jene Leute, die die antike Eigentums-gesellschaft samt ihren Amphyktionien (Handelsbündnisse der antiken Stadtstaaten zur Sicherung der Verkehrswege, Schutz vor Piraten, Befriedung der Provinzen usw.) militärisch durchsetzen, Kolonien schaffen und das Strafrecht erfinden. Geistige Unterstützung kommt von etlichen Philosophen, die die dafür nötige ‚Ethik‘ entwickeln. Klar ist, dass die Erfindung des rechtsge-sicherten Eigentums keine ‚Herrschaft des Volkes‘ beinhaltet.

ROM: aus der Wortwurzel *rm*, wie semitisch *rahma*, die alles umfassende und aufnehmende „Gebärmutter“; *rom* = das was uns nährt und beschützt. Man kann das religiös als Huldigung an die Allmutter verstehen; doch steht der Name realpolitisch für ein geradezu symbiotisches Verhältnis zwischen Kaufmannschaft und Militär.

Schon unter Dareios (resp. Hammurapi) wurde Griechenland eingeholt von jenem Phänomen, das für alle Großreiche beschrieben wird: Diese können ihren Wohlstand nicht bewahren ohne Söldnerheere und königseigene Skla-ventruppen, die jedoch Tribute verlangen und versorgt werden wollen. Sie bekommen Ländereien und Ämter (oder Einzug der Grundsteuer) zugeteilt, was ihren Einfluss auf das Königtum/die Zentralregierung verstärkt. Die Ver-teilung von Gemein-/Grundeigentum ans Militär führt erst zur Enteignung und Verarmung des Bauernstandes, dann der Großgrundbesitzer. Konkurrenz führt zu internen Machtverteilungskämpfen unter den neuen Landeignern; gegen Volkszorn wird das Militär verstärkt, wodurch dieses mehr Macht bekommt... usw. Das Versorgungssystem stößt an seine eignen Grenzen, wenn alle Ländereien belehnt sind; dann zeigt sich der Moloch (s.o.): es wird expandiert, erobert ..., schließlich wieder Land verteilt, wo der Kampf unter den solcherart Versorgten aber weitergeht:

Bereits die Herrschaften in der archaischen Tyrannis (konv. -6. Jh.), die als ‚Adlige‘ m.E. gründlich missverstanden werden, ließen keine Gelegenheit aus, durch Söldnerstreitkräfte (genannt werden u.a. Hopliten [Libero, 15; vgl. Müller 2007, 665 f.]) ihren Grundbesitz und ihre Macht zu erweitern und zur Herrschaftsabsicherung die jeweilige Akropolis auszubauen.

„Ihrem Wesen nach ist die Tyrannis daher ein Paradoxon: Selbst in der aristokratischen Welt tief verwurzelt, entzog der Tyrann aus Gründen des eigenen Machterhalts den Standesgenossen das gemeinsame adlige Funda-ment. Er provozierte damit ungewollt den Zusammenbruch eines aristo-kratischen Selbstverständnisses.“ [Libero, 412]

Auch ohne ‚Adel‘ besteht das Paradox, bezieht sich aber auf ein ganz anderes Selbstverständnis:

Die verschiedenen Forschungsthesen über diese „Tyrrannen“ passen nur scheinbar nicht zusammen. Sie gelten als „progressiv, technisch innovativ, [bewirkten] wirtschaftliche Prosperität [und] eine gewisse soziale Homogenität der Bevölkerung“ [ebd. 14, nach Berve]; sie zerschlugen das gentilistische System und begründeten die archaische Sklavenhaltergesellschaft [ebd. 15, nach Oliva]; einigen erscheint der Tyrann „als notwendiger Wegbereiter der Demokratie“ [ebd. 17]. Etliche Tyrannen waren als Garanten einer persientreuen Haltung von Dareios eingesetzt, warteten auf dessen Rückkehr aus Skythien und waren auf persischen Rückhalt angewiesen [ebd., 414 ff.].

Mit anderen Worten: Es sind zu Land und Ämtern gekommene einstige Söldner, deren Situation eine überlebensnotwendige Innovation verlangt: Im maßgeblichen Verbund mit Kaufleuten und Tempelherren (Priesterschaft) wird als Problemlösung die antike Eigentums-gesellschaft erfunden.

Als Gründe für die Entstehung der archaischen Tyrannis nennt de Libero [ebd. 413] „wirtschaftliche und soziale Entwicklungen im Zusammenhang mit einem weitverbreiteten Destabilisierungsprozess der ländlichen Bevölkerung“, wobei sich der Konkurrenzkampf derart verschärft habe, dass viele nur noch einen Ausweg „in der gewaltsamen Erringung einer Vormachtstellung auf Kosten ihrer Standesgenossen gesehen haben“.

Um sowohl ihr Selbstverständnis als freie und gleiche Landeigner wie die in der Konkurrenz erworbenen Güter abzusichern, wurde eine die Gewalt regelnde, ‚rechtsgesicherte‘ Form gefunden: Eigentum wird beleih- und verpfändbar, womit – unabhängig vom jeweiligen Ausgang der Aktion – für den Bestand dieses Wirtschaftens gesorgt ist (einige bleiben freie Bauern, andere verdingen sich als Arbeitskräfte/Sklaven auf die größer gewordenen Güter).

Aufrechterhalten wird das Recht durch Vereinbarungen zwischen einer (selbsternannten) Elite und dem Militär. Widerstand gegen diese Herren bestand oft darin, die Kulttätigkeit in den Heiligtümern auf der Burg einzustellen – was u.a. wirtschaftliche Einbußen für die Tempel bedeutete und ebenso militärische Strafaktionen der Amphyktionien auf den Plan rief wie Versuche einzelner Bündnisse, ihren Tempeln oder der Polis wirtschaftliche Vorteile gegenüber anderen zu sichern. Dennoch und gerade deshalb entwickeln sie zwangsläufig untereinander einen Konkurrenzkampf und kolonialistischen Expansionsdrang, der schon zu ihrer eigenen Existenz geführt hatte:

Das „Römische Reich“ beruht m.E. mindestens auf Leuten mit diesen Erfahrungen, wenn nicht gar auf diesen Bündnissen selbst. Es wäre demnach ein (später literarisch bearbeitetes) Konstrukt aus solchen die verschiedenen Handelsbündnis-Belange schützenden militärischen Einrichtungen, die für die nötige Expansion des Wirtschafts- und ggf. Siedlungsraumes sorgen. Nach

den punischen Kriegen organisiert sich die Wirtschaftsmacht unter einer Zentralverwaltung neu; der Moloch ist für eine Zeitlang wieder gebannt – bis zum nächsten Kolonialismus.

Die angeblich militärischen Kastelle (oppida) des Römischen Reiches, in denen wenig Militärisches zu finden ist, waren vor allem Handelsstationen, Handwerkerniederlassungen und Marktplätze, die von kleinen Einheiten militärischen Personals, den *Beneficiariern*, geschützt und verwaltet wurden [vgl. Krause, 48]. Dieser Dienstrang in der militärischen Laufbahn, der niemals Kavallerieeinheiten kommandierte, war speziell für Verwaltungs- und Überwachungsaufgaben ausgebildet und verantwortlich, vertraut im Umgang mit dem Schwert ebenso wie mit der Schreibfeder; seine Angehörigen genossen das Vertrauen ihrer Vorgesetzten und wurden durch besondere Wohltaten ausgezeichnet [Näheres bei Ott]. Die Beneficiarii hatten damit alle Voraussetzungen für jene innovative Problemlösung, die sich uns rückblickend mit den Benediktinern zeigt: Aus denen, die gute Dienste leisteten und dafür Wohltaten empfangen, wurden diejenigen, die sie diktierten, im Schoß der „römischen Mutter Kirche“.

Offenbar schwingt in dem Wort ROM ein Geborgensein mit, auf das wir immer wieder zurückgreifen möchten. So warnt der deutsch-ungarische Historiker Alföldy [47]:

„Von den Römern kann [in Hinsicht auf Gefahren für die heutige europäische Kultur] gelernt werden, dass in ihrem Staat intellektuell anspruchslöse Massenunterhaltungen sehr beliebt waren, dank der Traditionstreue insbesondere der Eliten jedoch nie eine Gefahr für die geistige Erbschaft und damit für die eigene Identität wurden. Ganz im Gegenteil erwiesen sich selbst Darbietungen dieser Art als systemstabilisierende Faktoren, so die Gladiatorenspiele, die den Eliten Anlaß gaben, ihre Freigiebigkeit zu demonstrieren [...] Man kann nur hoffen, dass die europäische Kultur [...] auch die Verkrüppelung des Geistes in der Leere der modernen Medienkultur überstehen wird, wie das kulturelle Erbe der Antike den militärischen Sieg der ‚Barbaren‘ über Rom überlebt hat.“

Die Chronologiekritik kann immerhin warnen, dass diese Hoffnungsgrundlage zu schwach ist, um ‚Tittytainment‘ unbeschadet zu überstehen.

Literatur

- Alföldy, Geza (1999): *Das Imperium Romanum – ein Vorbild für Europa?* (Jacob Burckhardt-Gespräche auf Castelen, Nr. 9); Basel (Vortrag vom 29. 01. 98 auf Einladung der Römer-Stiftung von Dr. René Clavel)
- Bromme, Erich R. (o.J. ca. 1982): *Grundlagen der Siedlungsforschung*; Berlin
- Bünz, Enno (Hg. 2008): *Ostsiedlung und Landesausbau in Sachsen: Die Kührener Urkunde von 1154 und ihr historisches Umfeld*; Berlin · Leipzig

- Friedrich, Volker (2012): Eiskerne und Chronologie-Rekonstruktion. Antarktische Eiskern von +553 gehört ins 3. Jh. (Römische Reichskrise); *Zeitensprünge* 24 (1) 42-63
- Goldmann, Klaus (1999): Landgewinnung in Mitteleuropa - Tradition der Jahrtausende; in B. Gerken / M. Görner (Hg.): *Europäische Landschaftsentwicklung mit großen Weidetieren - Geschichte, Modelle und Perspektiven; Natur- und Kulturlandschaft* 3, Höxter/Jena, 50-56
- Illig, Heribert (2012): Aachens Baudatum im Einklang mit allen Indizien; *Zeitensprünge* 24 (1) 187-196
- Klengel, Horst (1995): *König Hammurapi und der Alltag Babylons*; Düsseldorf
- Libero, Loretana de (1996): *Die Archaische Tyrannis*; Stuttgart
- Müller, Zainab A. (2007): Die Franken sind kein „Stamm“; *Zeitensprünge* 19 (3) 657-681
- (2009): Zur Identität der Arianer, Teil II; *Zeitensprünge* 21 (3) 585-611
- Niemitz, Hans-Ulrich (2001): Geld – Ethik - mittelalterlicher Feudalismus; *Zeitensprünge* 13 (4) 691-723
- Ott, Joachim (1995): *Die Beneficiarier. Untersuchungen zu ihrer Stellung innerhalb der Rangordnung des römischen Heeres und zu ihrer Funktion*; Stuttgart
- Watzlawick, Paul / Weakland, John H. / Fisch, Richard (1992): *Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels*; Bern · Göttingen

www.symbolforschung.de

Untergang der antiken Kultur

Rolf Bergmeier benennt den Hauptverantwortlichen

Eine Rezension von Heribert Illig

Bergmeier, Rolf (2012): *Schatten über Europa. Der Untergang der antiken Kultur*; Aschaffenburg, 290 S., 9 Abb. [= B.]

Die letzte Rezension zu Rolf Bergmeiers Vorgängerbuch *Kaiser Konstantin und die wilden Jahre des Christentums* endigte mit dem Ausblick, dass christliche Eiferer der antiken Toleranz und seinem vielfältigen Schrifttum ein ziemlich jähes Ende gesetzt haben [Illig 2011, 616]. Diesen Aspekt hat der Autor heuer in breiterem Rahmen ausgeführt. Für ihn ist der Hauptverantwortliche für den Verfall der Antike die (christliche) Amtskirche, die glaubte, einen direkten Zugang zur Wahrheit zu haben, ihre ständig wachsende Macht missbrauchte, aber trotzdem behauptete, die Religion der Liebe zu vertreten [B. 266]. Er kann diese harsche Auffassung begründen.

Durch die Reichskrise des 3. Jh. gab es noch keinen Wandel im Bildungsideal; im 4. Jh. gab es überall im römischen Reich Schulen und ein Wiederaufblühen der klassischen Kunsttradition [B. 62, 19, 32]; Rom zeigt noch einmal Bauten und Skulpturen und lässt selbst Kaiser Konstantin bei seiner Ankunft, 357, staunen, wie Ammianus Marcellinus berichtet [B. 63-67]. Der Altphilologe Ulrich Schmitzer resümiert 2006:

„Das 4. Jahrhundert ist eine – in der Forschung aufgrund der Dekadenzvorstellungen lange verkannte – kulturelle Blütezeit, in der sich ein letztes Mal die schöpferischen Fähigkeiten der traditionellen paganen Eliten zeigen“ [B. 67].

Als 380 die christliche Staatskirche etabliert wird [zu ihrer Definition B. 53], setzt das Sterben der Bibliotheken ein, die Buchproduktion geht stark zurück, während der Anteil christlicher Literatur über 90 % der nun produzierten Werke ausmacht [B. 47, 45]. „Bereits um 500 n. Chr. sind weite Teile der Bevölkerung völlig ohne Unterricht“, um 550 gibt es nur noch Schulen in Konstantinopel und Alexandria. „Nach rund einhundert Jahren Christentum zieht das Gespenst des volksweiten Analphabetismus in Mitteleuropa ein“ [B. 143]. Nur innerhalb der Kirche wird noch unterrichtet.

„Abbé Jacques Paul Migne gibt zwischen 1844 und 1866 eine Sammlung der Texte der »Kirchenväter« heraus, *Patrologiae cursus completus*, fast vierhundert großvolumige Bände, die eine ganze Bücherwand füllen können, mehr als einhunderttausend Seiten lateinischer und griechischer

Texte [...] Stellt man diesem religiösen Textgebirge die wenigen Meter überlieferter Klassiker aus tausend Jahren Antike gegenüber, die *alle* philosophische, pragmatische und wissenschaftliche Gebiete der damaligen Zeit abdecken, dann wird sichtbar, welches Literaturdrama sich im fünften bis siebten Jahrhundert im christlich-kirchlichen Abendland abgespielt hat“ [B. 158].

Das gilt auch für die Rolle der Kopisten. Der 580 gestorbene Cassiodor „lobt die Kopisten, die »mit flinkem Rohr des Himmels Worte schreiben und des Teufels Bosheiten vernichten«. Das kann als Hinweis verstanden werden, dass die Kopisten nicht nur brav abschreiben, sondern im gleichen Zuge Unpassendes löschen“ [B. 155; zitiert Cassiodor, *Institutiones* 1,30,1].

Die Amtskirche ist nicht nur den antiken Schriften feindlich, sondern auch dem Theater, der bildenden Kunst, der Bildhauerei, der Musik und allen weltlichen Darstellungen [B. 176, 204]. Mit Ermordung der Neuplatonikerin Hypatia (415) erlischt die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung. Augustinus 'erledigt' um 430 in *Gottesstaat* [12,10] die Geschichtsforschung:

„Mit Geschichte brauche sich der Christ nicht zu beschäftigen, da das ganze verlogene, viele Jahrtausende umfassende Geschichtsschrifttum durch die Heiligen Schriften widerlegt sei“ [B. 202].

Auch die Philosophie wird systematisch bekämpft. Die Abwehrfront von Tertullian († nach 220) über Laktanz († 325) und Hieronymus († 420) ist eindeutig [G. 162 f.]. 395 erklärt Ambrosius in seiner Trauerrede für Kaiser Theodosius „die gesamte Philosophie pauschal zum »Irrwahn«“ [B. 163]. Eigentlich Theologe, entscheidet sich Anicius Boethius für die Publikation von Plato und Aristoteles, schreibt einen heidnischen *Trost der Philosophie* und wird ca. 525 hingerichtet [B. 173]. 529 wird die Athener Akademie, für Justinian „eine Brutstätte heidnischer Philosophie“ geschlossen [B. 162, 173]. Die gleichzeitige Gründung von Montecassino als Begründung abendländischer Klostertradition hält der Rezensent für einen symbolischen Kontrapunkt im Rahmen der Benedikt-Erfindung.

Dementsprechend gerät das neue, unser Menschenbild zum Fiasko: Augustinus ersetzt die antike Würde durch entwürdigende Selbsterniedrigung: der Mensch hässlich und beschmutzt, leibfeindlich, schuldbeladen bereits durch die Erbsünde, der Weg hin zum jüngsten Gericht ohne körperliche Lust, kurzum: von *carpe diem* hin zum *memento mori* [B. 102 f.]. Es gibt nur noch *einen* nackten Körper in der Kunst, den „leidenden Kreuzchristus“, der im 4./5. Jh. noch nicht dargestellt worden ist [B. 181]. Damit einher geht das Goutieren möglichst grausamer Märtyrergeschichten [B. 182].

Nach 600 gerät Bergmeier die Beweisführung eher schütter, was den Rezensenten wenig verwundert.

Anliegen des Autors bleibt, die Hauptrolle der Amtskirche bei dieser Weltwende klarzustellen. Andere Argumente sieht er nachrangig. Die ab 406 über den Rhein drängenden *Germanen* haben das römische Reich nicht kurz und klein geschlagen, waren doch binnen eines Jahrhunderts rund eine halbe Million Barbaren in der römischen Armee geschult und römischer Staatsbürger geworden; sie wussten um den Wert des Reiches [B. 71], was auch mehr als einhundert bilateral römisch-germanische Vereinbarungen zwischen 395 und 476 bestätigen [B. 73]. Auch die *Dekadenz* habe Rom nicht in den Untergang getrieben [B. 52]. Gleichwohl habe es aber einen harten Bruch gegeben, den die *Kontinuitätstheoretiker* ab 1918 (Alfons Dopsch) zwischen Antike und frühem Mittelalter kaschieren wollten [B. 53]. Von einer *Naturkatastrophe*, die der Amtskirche die Vernichtung der antiken Kultur abgenommen hätte, ist Bergmeier zwangsläufig nichts bekannt.

Er sieht aber sehr wohl ein „finsteres Mittelalter“ und verteidigt es gegen Johannes Fried, der den Begriff als Klischee empfindet [B. 236] und Karl d. Gr. „als »Dicke Berta« beim Kampf um das »gute« Mittelalter“ aufbietet [B. 240]. So kann Fried dekretieren: Karls Hof in Aachen „sei ein »Bildungs- und Wissenszentrum« gewesen, wie es ein solches »bis dahin nirgends [!; von RB] gegeben« habe“ [B. 242]. Demnach halten für Fried Athen, Alexandria, Rom oder die arabischen Zentren den Vergleich mit Aachen nicht aus! Auch Frieds Behauptung, das christlich-lateinische Mittelalter habe den Konflikt zwischen Glauben und Wissen „zugunsten der Wissenschaft“ gelöst, lässt Bergmeier [B. 236] mehr als erstaunt zurück. Dann macht er deutlich, warum Fried gegen ein „finsteres Mittelalter“ sein muss [B. 238 f.]:

„Denn der Begriff deckt die postantike Periode ab, in der Kleriker die ideologische Führung des europäischen Abendlandes übernehmen, Herrscher zum »Gang nach Canossa« zwingen und das Christentum nahezu jede Phase des täglichen Lebens bestimmt. Trifft der Finsternis-Terminus zu, dann stünde dieser dunklen Phase abendländisch-christlicher Menschheitsgeschichte die »lichte Antike« als weithin sichtbarer, heidnischer Kontrapunkt gegenüber. Dem Mittelalter also zu unterstellen, es sei im Vergleich mit der Antike »finster« gewesen, würde die damals übermächtige christliche Kirche vor einem Weltpublikum als einen Hauptverantwortlichen für den zivilisatorischen wie kulturellen Niedergang der abendländischen Gesellschaft bloßstellen. Das kann und das darf nicht sein.“

Literatur

- Bergmeier, Rolf (2010): *Kaiser Konstantin und die wilden Jahre des Christentums. Die Legende vom ersten christlichen Kaiser*; Aschaffenburg
- Illig, Heribert (2012): Reichskirche, Konstantin und Theodosius. Gedanken zu einer Konstantin-Biographie; *ZeitenSprünge* 23 (3) 611-617

230er Reichskatastrophe im Imperium Romanum und in Aachen

Illig und Koch contra Heinsohn

Gunnar Heinsohn

„Dieser Handhabe [Otto von Freising] und der daraus entstandenen Reihe [von römischen Kaisern] folgend, überqueren wir von Augustus kommend Heinsohns erstes Schicksalsjahr 230, ohne irgendeine Verwerfung festzustellen. / Ganz anders sieht es bei Heinsohns Schicksalsjahren 230 und 300 aus. Hier laufen schon die frühen Berichte von Eusebius, Hieronymus, Sulpicius und Orosius einfach darüber hinweg. / Will man heute die spätantike Tradition generell als gefälscht, verfälscht, verwirrt oder verdoppelt hinstellen, dann verlöre die Beschäftigung mit der antiken Geschichte nach der Zeitenwende ihren Sinn, da Archäologie zwar viel Wissenswertes liefern kann, aber keine Geschichtsabläufe. Wir landen dann im Reich individueller Phantasie“ (Heribert Illig [2012a, 32 / 40 f.], „Die Kaiserliste“.).

„Unsere Renaissance-Vorfahren waren völlig zu Recht ergriffen, wenn sie die Ruinen des antiken Rom erblickten, in dem einst eine Million Menschen wohnten. Es war in der Tat eine Stadt aus Marmor. In nur zwei Jahrhunderten haben die Römer mehr Marmor gebrochen als seitdem auf der ganzen Welt gebrochen wurde [Fant 1993]. / Nur wenige Jahrhunderte später war dieser Glanz in den meisten Teilen des Imperiums – obwohl wahrscheinlich nicht in allen – vergangen. / Wenn es, wie ich glaube, zu epidemischer Sterblichkeit kam und das Klima in der Tat schlechter wurde, dann wissen wir gleichwohl immer noch nicht, ob diese beiden von außen kommenden Gewalten voneinander unabhängig waren oder ob die Klimaänderung direkt oder indirekt die Bedingungen für den Ausbruch einer großen Epidemie bewirkt hat. Einmal mehr kann nur eine präzise Chronologie dazu den Schlüssel liefern (Willem M. Jongman [2007, 186 f. / 196], “Gibbon was right: the decline and fall of the Roman Economy”).

I. Sorge um die Geschichtsschreibung zur Antike bei Wegfall der Spätantike

Dass man ab der Zeitenwende, also bereits ab dem Jahre +1 keine Geschichte mehr schreiben könne, wenn Zweifel an der Geschichtsschreibung ab dem Jahre 230 geäußert werden, zeigt die Größe der Sorge Heribert Illigs über den

Versuch des Autors, für die Jahre 1-900 die Geschichte so zu rekonstruieren, dass dem archäologischen Stoff Rechnung getragen und Verdopplungen ausgeräumt werden.

Ausgewählte Verdopplungen zwischen dem 3. und dem 6. Jh.

[Belege etwa bei Zöllner 1970; Demandt 1989; Wolfram 1990; Becher 2011; Heinsohn 2012b]

Jahrzehnte nach 230

1. Klimaverschlechterung und Wasseranstieg
2. Römerstädte unter Schlamm begraben
3. Pest aus Ägypten
4. 20-jährige Gotenvernicht. 249-269
5. Gotische Flotten
6. Franken wenden sich gegen Goten
7. Merogaisus als erster Frankenkönig

8. Wandalische Asdingen helfen Goten
9. Gotengegner Trebonianus endet während Pest
10. Gesetze von vor 250 wie Justinians von 550
11. Franken verheeren Südgallien
12. Franken erreichen Tarragona in Spanien mit ihrer Münzstätte
13. Fränkische Flotten
14. Römer stellen sich gegen Franken
15. Oströmer bereits für die Zeit von 200 als „Byzantiner“ bezeichnet
16. Münzen von vor 230

17. Latein noch lingua franca
18. Steigbügel der Kuschanen-„APAREN“

19. Sarmatenangriffe
20. Donatisten stark

21. Folterung des Origines (253)

Jahrzehnte vor 550

1. Justinians Komet und Allahs Steinregen
2. Dark Earth-Lagen auf römischen Städten
3. Pest aus Ägypten
4. 20-jährige Gotenvernicht. 535-555
5. Gotische Flotten
6. Franken wenden sich geg. Goten
7. Merowech als neuer erster Frankenkönig

8. Wandalen helfen Goten
9. Gotengegner Tribonianus stirbt an der Pest in Zeiten Justinians
10. Justinians Digesten: Gesetze von vor 250
11. Franken verheeren Südgallien
12. Franken vertreiben Goten nach Spanien
13. Fränkische Flotten
14. Auvergne-Römer gegen Franken
15. Byzantiner

16. Münzen von vor 230 als „Archaiska“ in Gräbern von Awaren, Alamannen, Gepiden, Langobarden, Franken (Merowingern) etc.
17. Latein plötzlich sogar lingua franca bei Germanenfürsten
18. Steigbügel der Awaren nach 300-jähriger Abwesenheit dieses Instruments

19. Sarmatenangriffe
20. Donatisten nach 300 Jahren wie der stark [Heinsohn/Winzler 2012]
21. Verketzerung des Origines (553 [Korth 2008])

Wie ernst es ihm mit dieser Sorge ist, hat er auch persönlich zum Ausdruck gebracht. Besonders die obenstehende Liste einer rätselhaften Wiederkehr von Ereignissen und Fakten aus dem 3. Jh. rund 300 Jahre später im 6. Jh. will er als Ansammlung vager Parallelen oder gänzlich plausibler Ereignisketten sehen. Schließlich hätten auch die Türkenkriege in Europa unstrittig lange gedauert und zweimal hätten im Abstand von eineinhalb Jahrhunderten – wiederum unstrittig – die Heere des Sultans vor Wien gestanden (1529 und 1683). Warum könne dann nicht auch zweimal eine zwanzigjährige Gotenvernichtung nebst ägyptischer Pest – die erste ohne, die zweite mit Herrschernamen – im 3. und dann wieder im 6. Jh. stattgefunden haben?

Und in diesem Duktus könnte fortgefahren werden: Warum sollte Justinian gegen 530 Volk, Richter und Advokaten denn nicht mit musealen Gesetzen aus der Zeit vor 250 versorgen? Warum sollte der Steigbügel nicht einfach mal 300 Jahre verschwinden? Warum sollten die Germanen des 6. Jh. sich nicht mit Münzen aus – dafür ausgeraubten Gräbern – der Zeit vor 230 schmücken und diesen Schmuck dann mit in ihre eigenen Gräber nehmen? Und wenn man die von ihnen ausgeraubten Gräber bisher nicht gefunden hat, müsse das noch gar nichts heißen! Warum sollte man gegen das Jahr 270 – um ein in Ruinen liegendes Rom – denn keine Stadtmauer aus Ziegeln der 130er Jahre Hadrians bauen? Und warum sollten die im 3. Jh. siegenden Franken nicht erst einmal 300 Jahre ohne Burgen auskommen? Warum sollten die Religionskonflikte des 3. Jh. sich nicht 300 Jahre später noch einmal wiederholen? Und warum sollte mit dem Christentum nicht tatsächlich wenigstens eine Religion existieren, die in ihren ersten 300 Jahren (30–330) ohne Sakralbauten auskommt?

Solche Einwürfe würden in keiner Weise ungewöhnlich wirken. Im Gegenteil, 99 Prozent aller dazu Angesprochenen würden kaum anders reagieren als Illig. Hier sind die Kaiserlisten und basta, bekäme man sicher immer wieder zu hören. Fragen nach der Erstellung dieser Listen und nach dem Alter der Manuskripte würden womöglich als hyperkritische Nörgelei gegen den Fragenden gewendet.

230 könne nun einmal nichts passiert sein, wenn doch selbst die Kaiserlisten dazu schweigen. Ob man also endlich Ruhe geben könne? Selbst die – von diesem Autor mit zwanzig eigenen Untersuchungen unterstützte – These, dass zwischen 600 und 900 tatsächlich nur Leere, also Phantomzeit ist, werde damit nur weiter ins Gerede gebracht. Das sind beileibe keine abwegigen Befürchtungen.

II. 230er Reichskrise: Katastrophismus gegen Kontinuitätslehre

Nun tobt – von Illig übergegangen – über die 230er Jahre des Imperium Romanum in der herrschenden Lehre ein ähnlich heftiger Streit „Katastrophe gegen Kontinuität“ [Liebeschütz 2007] wie in der kleinen Gruppe der Chronologie-Kritiker. Die eine Seite schaut dabei wie Illig auf die Kaiserlisten und die dazu geschriebenen Geschichten aus Manuskripten der Zeit nach 900 und darf dann einen „Untergang“ für unmöglich halten. Die Katastrophenposition ist natürlich nicht neu, aber sie wird 1989 von Géza Alföldy mit *Die Krise des römischen Reiches* noch einmal pointiert. Wenn Karthagos Kirchenvater Cyprian (200–250 konventionell) von verheerenden Beben und Fluten spricht, dann sei das nicht allegorisch als Beschreibung großer Sünden gedacht, sondern ernst gemeint, weil er davor und danach über die Sünde sehr umfassend und gänzlich ohne solche Katastrophenbegriffe schreibt. Doch in *De Mortalitate* (Über die Sterblichkeit) geht es um Verluste aus Seuchen und Katastrophen ganz anderer Dimension:

„Hat doch der Herr dies alles vorhergesagt, indem er voraussehend mit mahnender Stimme das Volk seiner Kirche unterrichtete und lehrte, indem er es dazu vorbereitete und stärkte, alles Kommende zu ertragen. Daß Krieg und Hungersnot, Erdbeben und Seuchen allerorten ausbrechen, hat er vorher verkündigt und prophezeit. / Daß auch die Christen von der Seuche nicht verschont bleiben, darf nicht wundernehmen; denn nicht irdisches Glück ist das Ziel des Christentums. Hier auf Erden sind vielmehr die Gläubigen den gleichen Naturgesetzen, Leiden und Gefahren unterworfen wie die Heiden. Aber freilich, manche stoßen sich daran, daß die Macht der jetzt wütenden Krankheit ebenso wie die Heiden auch die Unsrigen ergreift. / Auch der Einwand, als ob die Pest manchen Christen um den Märtyrerruhm bringe, ist nicht stichhaltig; denn das Martyrium ist eine Gnade Gottes, der den Menschen nach seiner inneren Gesinnung richtet“ [Cyprian, *De mortalitate*, Einleitung / Kap. I / Kap. XI / Kap. XIV / Kap. XVII / Kap. XXV].

Die anti-katastrophische Kontinuitäts-Sicht auf die römische Geschichte markiert 1993 Karl Strobel mit *Das Imperium Romanum im „3. Jahrhundert“: Modell einer historischen Krise?* Auf seine Seite stellt sich 1999 Christian Witschel mit *Krise, Rezession, Stagnation? Der Westen des römischen Reiches im 3. Jahrhundert nach Christus*. Mit Verweis auf die Kaisergeschichten beharrt Witschel darauf, dass es im 3. Jh. keine vernichtende Krise gegeben haben könne, wenn dann im 4. Jh. wieder weitgehend dasselbe gemacht werde wie schon im 2. Jh.:

„Das römische Reich sah also im 4. Jh. an nicht wenigen Punkten anders aus als im 2. Jh. Viele dieser Veränderungen betrafen eher Äußerlichkei-

ten, während die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Grundstrukturen in einem bei der Schwere der militärischen Probleme im 3. Jh. erstaunlichen Umfang erhalten blieben“ [Witschel 1999, 377].

Die schon im 2. Jahrhundert bekannte Reichsteilung mit diversen Augusti und Caesares sei dann auch im 4. Jh. wieder da. Die mit Siegen endenden Kriege gegen die Germanen im 2. Jh. gibt es ebenfalls wieder im 4. Jh. Es werden sogar in beiden Jahrhunderten dieselben Germanen in die Schranken gewiesen etc.

Da die Katastrophen-Position von den imperialen Großtaten des 4. Jh. aus den Kaisergeschichten nicht minder tief überzeugt ist wie die Kontinuitätsposition und Illig, da also alle drei an dieselbe Chronologie glauben, endet der Streit in einer Art Patt. Die Katastrophisten liefern immer mehr Belege für ihre Sache, können sich aber nicht wehren gegen die Opponenten, weil sie mit ihnen gemeinsam die Kaisergeschichten und Kaiserlisten zum 4. Jh. wie eine Religion befolgen. Gegen die Fakten der Katastrophenposition kann die Gegenseite immer von neuem die Wiederholung des 2. Jh. im 4. Jh. stellen, was nun einmal für stabile Kontinuität spreche.

Solange die Kaisergeschichten aus Manuskripten der Zeit nach 900 als zuverlässige Geschichtsschreibung verteidigt werden, gibt es keine Lösung. Erst wenn gezeigt werden kann, dass es sich bei den Geschichten zum 4. Jh. um Schreibtischkonstruktionen, also um variierte Wiederverwendungen echter historischer Stoffe aus früherer Zeit und dabei vor allem aus dem 2. Jh. handelt, also das ganze 4. Jh. nebst imperialer Hochperiode fiktiv ist, kann eine Lösung in Angriff genommen werden.

Einen Weg zur Synchronisation von Realgeschichte und Zeitablauf versucht – gewiss mit allerhand Ungeschicklichkeiten – der Autor erstmals im April 2011 mit *Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde?* [Heinsohn 2011a]. Die Frage ergibt sich aus den Stratigraphien Asiens, die für die Zeit von 1–600 in den einzelnen Ausgrabungsstätten immer nur rund 300 Jahre archäologischen und historischen Stoff zu Verfügung haben. Dem in Asien entstandenen Verdacht war auch in Europa nachzugehen, wo für die Zeit zwischen 1 und 600 komplette archäologische Stratigraphien ebenfalls nicht beizubringen sind [etwa Heinsohn 2011b-e; 2012 ff.].

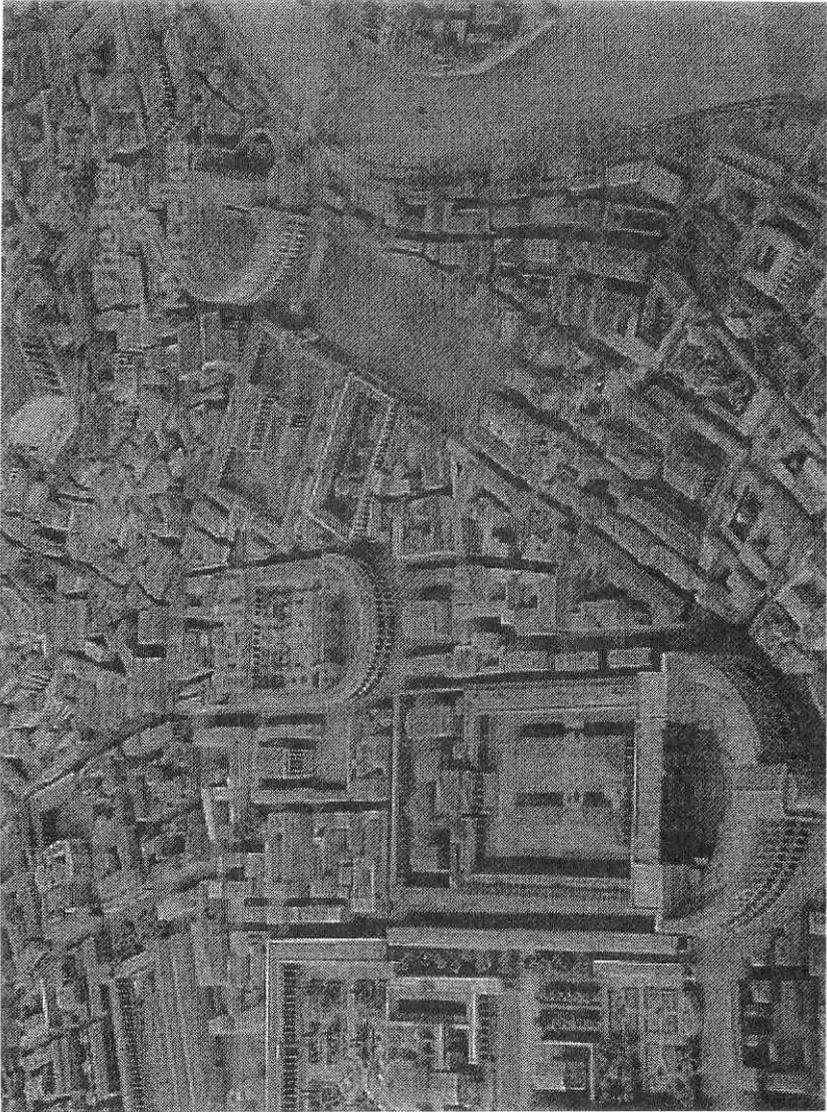
Die Manuskripte mit Kaiserlisten und Kaisergeschichten aus der Zeit nach 900 haben nun eine entschieden verwundbare Seite. Sie müssen sich nämlich immer häufiger der Archäologie stellen. Die ist natürlich viel jünger als die Listen, und die Verfasser dieser Elaborate konnten selbstredend nicht ahnen, dass es viele Jahrhunderte später einmal Archäologie geben würde, mit deren Ergebnissen auf geduldigem Papier getroffene Aussagen professionell in Zweifel gezogen werden können.

Dabei sind präzise auf den Bruch im 3. Jh. zielende Grabungen noch viel jünger als die Archäologie selbst. In Italien beispielsweise wird dafür zuerst die bis 2010 dauernde Ausgrabung im Balbus-Theater auf dem Gebiet des vom Tiber wie eine Halbinsel umflossenen Marsfeldes einschlägig [Heinsohn 2012 c].

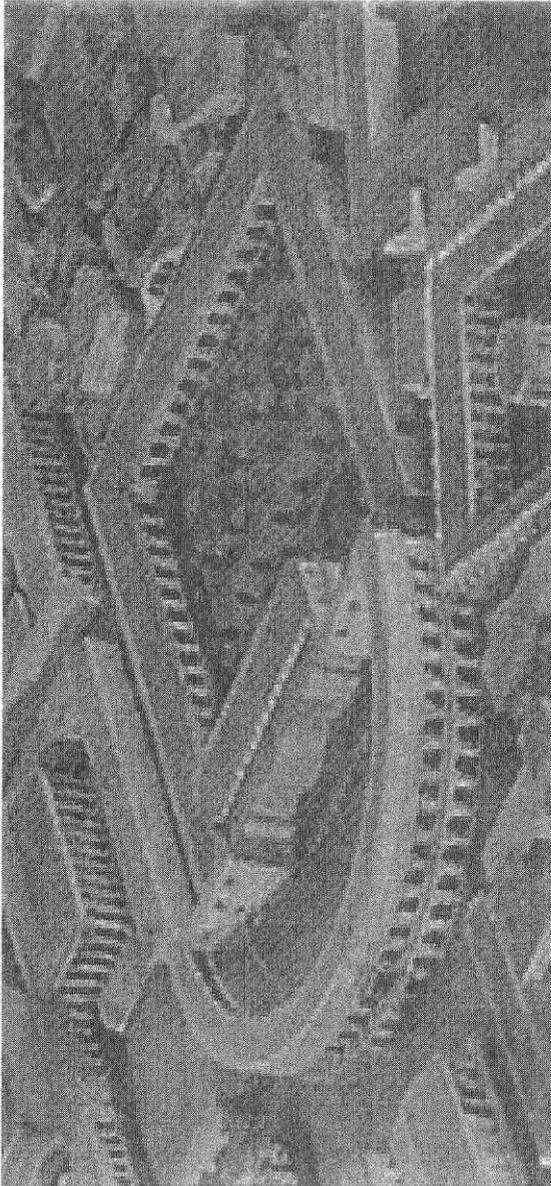
Auf der Schicht des 2. Jh. liegen zwei Ablagerungsschichten. Stehen sie für das Hereinschwappen und dann wieder Herausschwappen einer gewaltigen Welle? Ähnliche Ablagerungen werden fast überall gefunden, wo Rom nicht hügelig ist, sondern flach auf Meereshöhe liegt. Vor allem das Marsfeld, aber auch die Flächen am Fuße von Palatin (Circus Maximus) und Aventin (Caracalla-Therme von 218) werden wuchtig getroffen. Durch 5 [Blouet 1828, IV] bis 8 Meter Ablagerungen müssen die Ausgräber auf dem Gelände der Caracalla-Therme, bevor sie den Boden oder eine im 2. Jh. gebaute Villa erreichen. Auch im Circus Maximus sorgt Caracalla (188/211–218) mit einem Obelisk für die letzte bedeutende Verschönerung. Doch erst nach Beginn der Ausgrabungen versteht man, dass all die pompösen Kaiser, die von 230 bis 476 in den Listen stehen, am wichtigsten öffentlichen Bau der Metropole nicht mehr zum Zuge gekommen sind.

Caracalla ist der letzte Kaiser, der in Rom (in der Engelsburg) begraben wird. Er ist auch der letzte Kaiser, der Cassiodor (485–580) bekannt ist. Seine Mutter Julia Domna († 217) ist die letzte in Rom begrabene Kaiserin (Augustus-Mausoleum; Hinweis Hans.-E. Korth). Caracallas Nachfolger Elagabal (204/218–222) ist der letzte Herrscher, der im Kaiserpalast auf dem Palatin wohnt. Danach gibt es in der Stadt Rom keine Kaiser mehr. Eben deshalb begreift der Christ Justinian im vermeintlich 6. Jh. sein Kaisertum „als die bruchlose Fortsetzung des Principats [hohe Kaiserzeit bis ins 3. Jh.]“. Von einem „Beginn des Staats-Christentums durch Constantin“ weiß er nichts [Demandt 1998, 182].

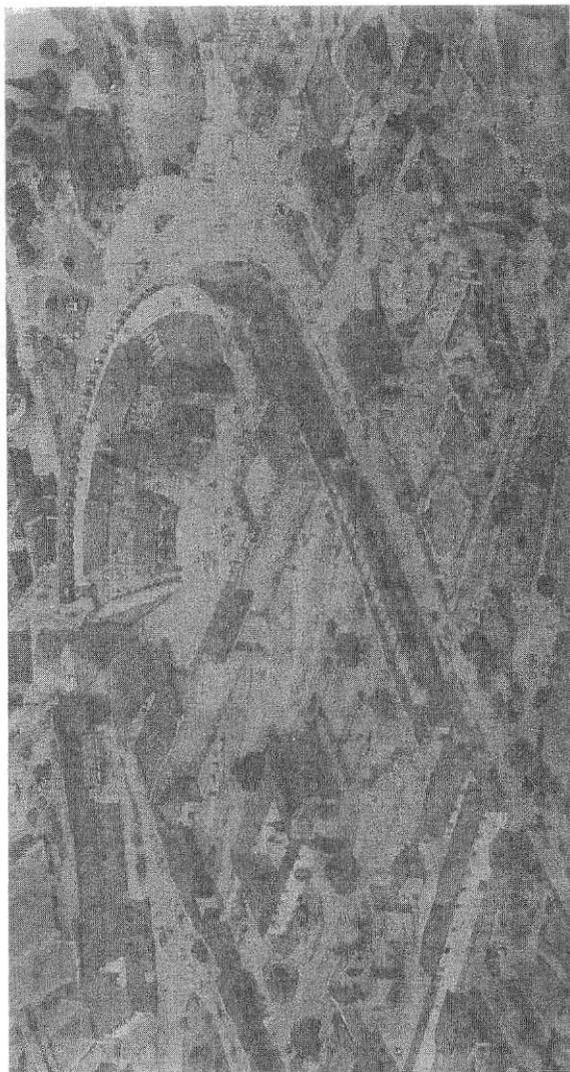
Nach Zerstörung der römischen Zentrale folgen nur noch Kommandeure in den Provinzen, die als 77 „Soldatenkaiser“ vor Ort die Ordnung wiederherzustellen versuchen. Ohne die Möglichkeit der Legitimation durch Rom schlachten sie sich auch gegenseitig ab. Sie brauchen dafür kein halbes Jahrhundert (235–285), sondern sind aufgrund von Gleichzeitigkeiten in rund 20 Jahren unterzubringen. In Italien unterliegen sie den am Ende vereinigten Franken und Langobarden. Deren gotischer Konkurrent wird in denselben 20 Jahren von Justinian ausgeschaltet. Ein Imperium Romanum aber bringen auch die nach Byzanz entkommenen Exilrömer – mit vielen aus der verwüsteten Hauptstadt nach Osten geflohenen Beamten – nicht mehr auf die Beine. Sie nennen sich „Romani“, weil sie Römer sind und nicht drei Jahrhunderte später Römer symbolisieren wollen.



Lage des bis 2010 ausgegrabenen Balbus-Theaters (Mitte) auf dem auf Meeres- bzw. Tiberhöhe liegenden Marsfeld im imperialen 2. Jh. bzw. vor der Katastrophe im frühen 3. Jh. [crypta]



Vorher: Balbus-Theater zum Ende des 2. Jh. (vor der Katastrophe) [vroma]



Nachher: Rekonstruktion der ärmlichen Kleinbebauung über den beiden Ablagerungsschichten (nach der katastrophischen Zerschmetterung des Marsfeldes). Die Neubauten werden in das 9. Jh. datiert und folgen unmittelbar auf die beiden baulosen Ablagerungsschichten, die direkt auf der Bauschicht des 2. Jh. liegen. Damit gehören die Neubauten faktisch in die Zeit bald nach 230 [Foto im Balbus-Museum J. Sidoreczak-Heinsohn]

Was an den ab 285 datierten Herrschern real ist, gehört in die Zeit vor 230. Der Rest ist Füllmaterial für eine heilsorientierte Zahlen-Chronologie, die von den Verfassern der Kaiserlisten und Kaisergeschichten zwar nicht gemacht, aber mit Imaginationen beliefert wird.

Oberhalb der beiden Ablagerungsschichten im Balbus-Theater sieht man, wie ärmlich Rom dann weitermacht. Kein Weltkrieg des 20. Jh., nicht einmal die Angriffe auf Hiroshima und Dresden oder Nagasaki und Hamburg bewirken einen so dramatischen urbanen Abriss. Die bescheidenen Neubauten werden in das 9. Jh. datiert, folgen aber unmittelbar auf die beiden baulosen Ablagerungs-Schichten, die direkt auf der Bauschicht des 2. Jh. liegen, was den Mittelalterbeginn in das 3. Jh. bringt.

Die in die Theaterränge geduckten Kleinbauten gehören faktisch also in die Zeit bald nach 230 [vgl. Heinsohn 2012 c]. Es fehlt somit selbst für die Metropole Rom eine Stratigraphie mit zwei imperialen Baublüten in Marmormee- ren, die folgendermaßen aussehen müsste, um das 4. Jh. tatsächlich so prächtig aussehen zu lassen wie das 2. Jh. mit seinen Bauten aus Kaskaden des weißen Steins [Heinsohn 2012b]:

Mittelalter-Bebauung (oder ganz beendet)

Zweite Zerstörungsschicht (5./6. Jh.)

Zweite Imperiale Baublüte

Erste Zerstörungsschicht (3. Jh.)

Erste imperiale Baublüte bis 230

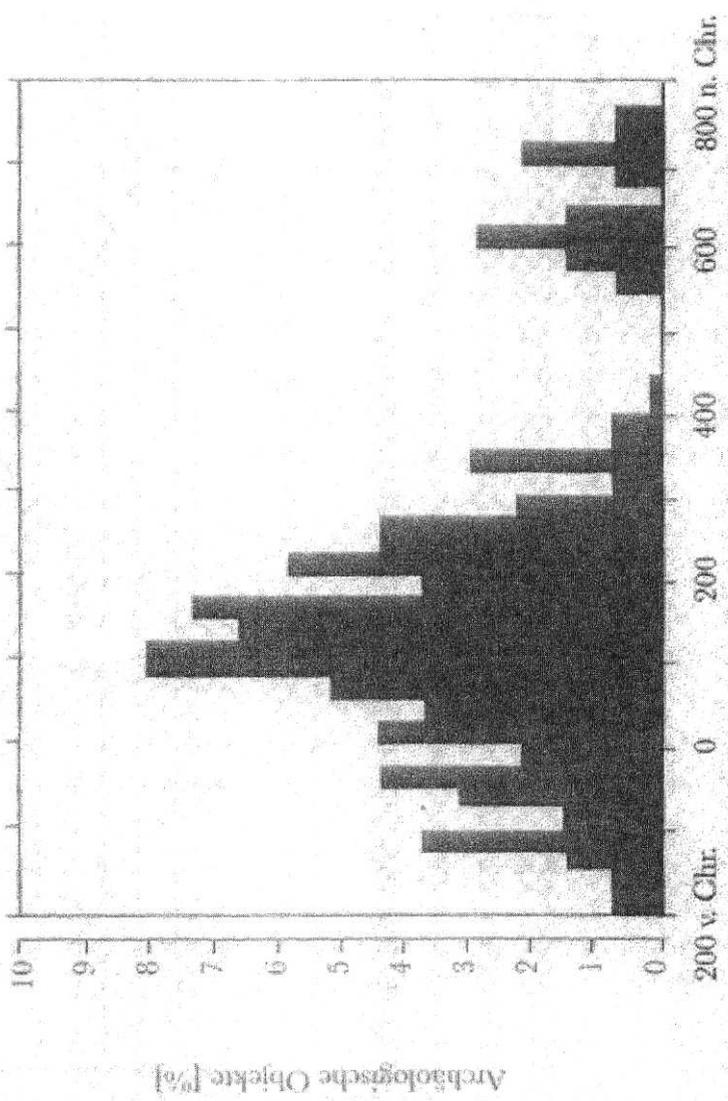
Auch für Rom gibt es lediglich die kurze Sequenz:

Mittelalter-Bebauung

Zerstörungsschicht (3. Jh.)

Imperiale Baublüte bis 230

Nun ist die wichtigste Reichskrisenliteratur vor der Balbus-Ausgrabung entstanden, aber auch sie verfügt längst über harte Belege für den ungeheuer-



Graph 4: archaeological finds in western Germany (Trier laboratory)

Häufigkeit archäologischer Überbleibsel in West-Deutschland mit der Trierer „Ausreißer-Säule“ im 4. Jh. für zu spät datierte Bauten Groß-Konstantins und der Justinian-datierten „Ausreißer-Säule“ um 600 [nach Hollstein 1980, 137; Jongman 2007, 188].

lichen Bruch im 3. Jh. Geschaut wird auf das Land und auf das Meer. Die Landbefunde sind selbstredend weniger objektiv, weil man Gräber oder Bauten, die nach Stil und Stratigraphie in das 2. Jh. gehören, einfach ins 4. Jh. transportiert, wenn das – etwa für Groß-Konstantin in Trier – die Kaiserlisten so gebieten. Aber selbst die falsch datierten Konstantinbauten etc. können den eklatanten Absturz der Aktivitäten nach 230 nicht verdecken.

Im Gegenteil, es ist gerade die „Ausreißer-Säule“ der Grafik für die Konstantin-Bauten etc. im 4. Jh. innerhalb einer ansonsten flachen Entwicklung, die einmal mehr unterstreicht, dass diese Bauten dahin gehören, wohin sie nach Stil, Bildschmuck und Trierer Stadtgeschichte allein passen – also in das 2./3. Jh. [dazu Heinsohn 2012k]. Die zweite „Ausreißer-Säule“ im 6./7. Jh. ist Justinian-datiert. Es geht mithin um Funde, die ins 3. Jh. gehören, in dem die Ereignisse der Justinianzeit nicht etwa mysteriös schon einmal vorweggenommen werden, sondern wirklich passiert sind und erst später in Kaiserlisten/Kaisergeschichten verdoppelt werden (siehe oben die ausgewiesenen Parallelen).

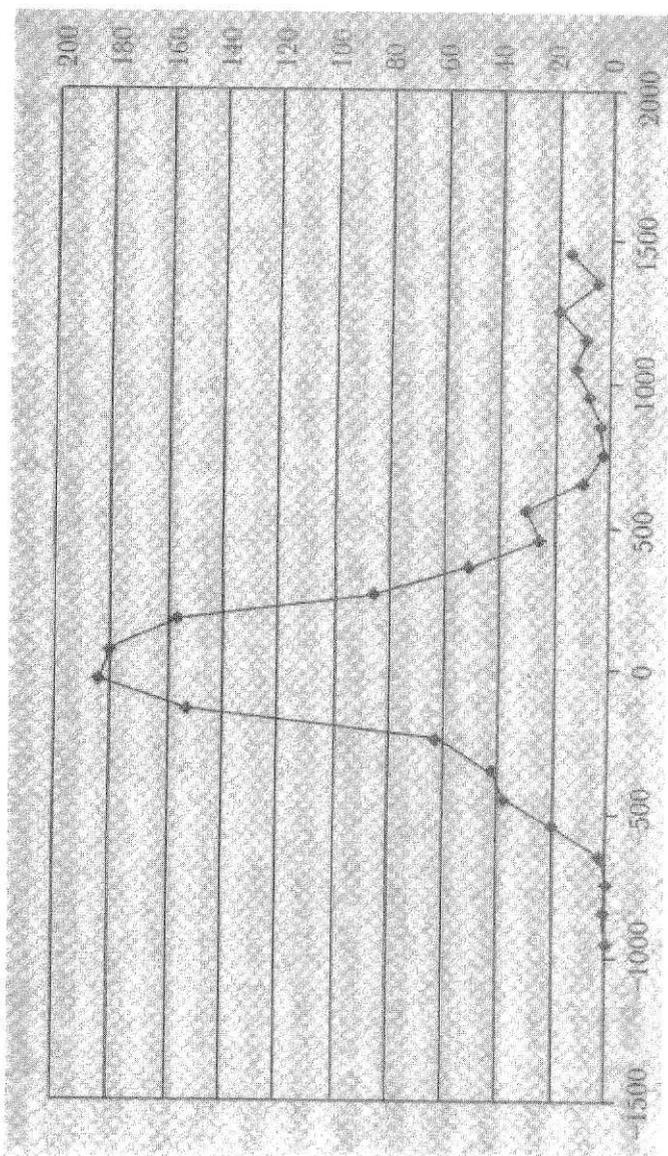
Selbstverständlich können auch Schiffswracks aufgrund von darin gefundenen Münzen, die man dann nach Kaiserlisten datiert, chronologisch falsch verortet werden. Doch Keith Hopkins, der die erste Fassung der untenstehenden Wrack-Graphik schon 1980 (nach Parkers komplett erst 1992 erscheinendem Katalog) veröffentlicht, spürt das Gewaltige des Umbruchs:

„Für einige Jahrhunderte war der Fernhandel zur See (gemessen an datierten Wracks) größer als jemals zuvor, aber auch größer als in vielen Jahrhunderten danach“ [Jongman 2007, 188].

Selbstverständlich lassen sich prosperierende Handelsflotten und wilde Seeschlachten auf geduldigem Papier mit Kaisergeschichten garnieren, aber niemand kann die Wracks beibringen, die nun einmal mit statistischer Wahrscheinlichkeit dazu gehören müssten. Einmal mehr rückt die Archäologie die Listen und Geschichten aus Manuskripten der Zeit nach 900 gehörig ins Zwielficht. Erstaunlich wirkt dann schon, dass dennoch gerade diese Listen als Beweismittel gegen die Archäologie der 230er Krise ins Feld geführt werden [Illig 2012 a].

III. 230er Reichkrise auch in Aachen

Aachen ist mit seinem Kuppel-Oktogon Streitpunkt der Datierung geworden, weil in Illigs 2011er Erstauflage von *Aachen ohne Karl den Großen: Technik stürzt sein Reich ins Nichts* zentral damit argumentiert wird, dass die Römer unfähig gewesen seien, große Eisenteile herzustellen. So etwas gelinge allein mit Hammermühlen, die erst nach 1100 nachzuweisen seien. Da um die Aachener Kuppel Eisenanker von über 6 m Länge und mehr als 200 kg Ge-



Häufigkeit von Schiffswracks mit steilem Abfall der Funde im 3. Jh. [von de Callatay 2005 bei Jongman 2007, 188; nach Hopkins 1980, 105 ff; Parker 1992, 580].

Gewicht liegen, ergebe sich so ein „eisenhartes“ [Koch 2012, 74] technologiebestimmtes Aachendatum in der Zeit um 1100.

Nun hat der Autor – bevor professionelle Metallhistoriker loslegen konnten – in einem stetig erweiterten Text römisches Großeisen vorgewiesen [zuletzt Heinsohn 2012i]. Daraufhin werden in der Zweitaufgabe von *Aachen ohne Karl den Großen* – die römischen Großeisen eingeräumt. Die Aachener 1100-Datierung soll deshalb nicht mehr über das Volumen der Eisen, sondern über den Karbongehalt der Kuppelstangen fixiert werden. Der sei auch weiterhin nur mit einer Hammermühle zu Stahlqualität reduzierbar.

Ja, heißt es nun, gewaltige römische Eisentrümms bis 500 kg gibt es. Es gibt sie [Hill 1996; Hinweis Jan Beaufort] sogar schon im Hellenismus. Im Concordia-Tempel zu Agrigent aus dem Jahr -470 liegen eiserne Balken mit 12,5 x 30 cm Kantenmaß und 4,5 m Länge auf den Säulenkapitellen. Im Zeus-Tempel derselben Stadt werden 38 Eisenbalken von 4,42 m Länge und 10 x 20 cm Querschnitt eingebaut, also 38 mal 620 kg oder 24 Tonnen Eisen.

Aber für die wuchtige Größe solcher antiken Eisen reiche allemal ein Handhammer, während bisher die Notwendigkeit einer Hammermühle allein mit der Größe der zu bearbeitenden Stücke begründet wird. Nun soll für die Umwandlung großer Stücke zu Stahl die Hammermühle von 1100 erforderlich werden, was Aachens Kuppel auch weiterhin bei 1100 halte.

Stahl höchster Qualität an sich wird für kleinere römische Teile (Herde, Schwerter, Spieße, Gitterstangen etc.) eingeräumt – nicht jedoch für große. Nunmehr sollen die Römer also große Eisenteile mit dem Handhammer schmieden können und sie sollen mit demselben Werkzeug auch guten Stahl erzeugen können. Lediglich die Umwandlung großer Stücke zu Stahl gelinge mit dem Handhammer nun einmal nicht.

Hat sich das erste Datierungsargument als haltlos erwiesen, so bleibt der aktuelle Rückzug von einem „eisenharten“ zu einem Mühlenhammer-gestählten Argument so lange unentscheidbar, wie eiserne Träger für gewaltige römische Bronze-Wasserkessel mit den Aachener Eisen und diese mit den Stahlstangen der Gotik, in deren Frühphase Illig die Kuppel haben will, nicht chemisch verglichen sind. Die bisherige Analyse der Aachener Eisen zumindest spricht nicht für eine hohe Stahlqualität. Den Forschern [Raupach/Bruns/ Warkus 2003] kommt es deshalb auch gar nicht in den Sinn, dass hier mit einem Mühlenhammer ein außergewöhnlicher oder gar homogener Stahl erzeugt worden wäre. Des Autors mehrfach an Illig gestellte Frage [Heinsohn 2011g], ob hier tatsächlich lange Stangen aus einem Strang gehämmert worden sind oder mit Stückelung gearbeitet wurde, für die es einer Hammermühle nicht bedarf, wurde schon vor einem knappen Jahrzehnt zugunsten der Stückelung entschieden.



„Bild 2: Probenentnahme. An einem der beiden Ringanker wurden im Bereich eines freigelegten Schlosses zwei wenige Zentimeter große Materialproben entnommen: Eine aus dem Keil des Schlosses und eine aus einem vorstehenden Teil am Ende eines Ankersegmentes. Die Proben wurden untersucht, um einerseits den Bestand zu dokumentieren, und den Einbau des Ankers zeitgeschichtlich einordnen zu können, andererseits auch um Informationen über die Materialeigenschaften zu erhalten“ [Raupach/Bruns/Warkus 2003].

Ihre Ergebnisse, die auch in der 2. Ausgabe von *Aachen ohne Karl den Großen* [Illig 2012] fehlen, fassen die Forscher folgendermaßen zusammen:

„1. Oberflächenhärte. Die gemessenen Brinell-Härten des Eisens waren sehr großen Schwankungen unterworfen und lagen an den sechs Meßstellen zwischen 131 und 206 HB. Diese Werte entsprechen der Härte eines heute handelsüblichen unlegierten Industriestahls mit einer Streckgrenze von ca. 450 bis 700 N/mm². 2. Chemische Zusammensetzung. Die Bestimmung der chemischen Zusammensetzung mittels Funkenspektralanalyse war aufgrund der Inhomogenitäten der Proben (Schlackeneinschlüsse) nicht zielführend. / Beide Proben sind mit Schmiedefugen durchzogen, die zeigen, dass Ringanker und Keil aus vielen kleineren Roheisenstücken zusammenschmiedet worden sind. / Eine eindeutige zeitliche Zuordnung des Ringankeralters kann abschließend jedoch nicht erfolgen. Grund hierfür ist, dass die Herstellung von Eisen im fraglichen Zeitraum (8. bis 14. Jhdt.) nach dem gleichen Verfahren, dem Rennofenverfahren, erfolgte. Somit sind bei Eisenwerkstoffen aus diesem Zeitraum auch keine Unterschiede im Gefüge oder der chemischen Zusammensetzung vorhanden, die eine genaue Datierung ermöglichen. Die Untersuchungen des ibac lassen lediglich darauf schließen, dass der Ringanker mit großer Wahrscheinlichkeit mit diesem Verfahren hergestellt worden ist. Erst im 14. Jahrhundert kam mit dem Floßofen eine neue Technik zur Anwendung“ [Raupach/Bruns/Warkus 2003].

Ewald Ernst fasst eine telefonische Rücksprache mit Raupach vom 12. Juni 2012 in einem Email-Zirkular vom selben Tage zusammen:

„Wir haben ausführlich über die 200 kg Eisenstangen gesprochen. Er hat zwei winzige Eisenstücke von einem Keil und einen Stangenende entnehmen dürfen. Er hält die Herstellung des spröden Eisens in einer gut organisierten Werkstatt auch in den Dimensionen 6x6cm und 8m Länge, warme Luppe an warme Luppe, ohne Fallhammer für machbar. Selbst die Eisenbalken von 10x10cm wie über dem Haupteingang seien so herstellbar“.

So sehr diese Ergebnisse der illigschen Mühlenhammerargumentation den Boden entziehen, so nachrangig sind sie gleichwohl für die Datierung des Aachener Oktogons. Dafür muss – nicht anders als für Rom und zahllose andere Städte [zu Beispielen Heinsohn 2012 ff.] – der stratigraphische Blick zum Zuge kommen. Auch in Aachen breitet sich direkt

„über den Trümmern antiker Baderäume eine mächtige Schutt- und Sumpfschicht, die nach den zahlreichen Einschlüssen an mittelalterlicher Keramik bis ins 12. Jh. offengelegen haben muss“ [Sage 1965, 325; Hinweis E. Ernst].

Es kann heute nicht gesagt werden, ob eine der Aachener Thermen, über der das Kuppeloktagon ja errichtet wird, ebenfalls bereits kuppelbekrönt war und den Kirchenbau unmittelbar inspiriert hat. Die Befunde etwa für Trier zeigen mit der Kuppel über dem Warmluftbad (Tepidarium) der „Kaisertherme“, dass so etwas keinesfalls ungewöhnlich gewesen wäre. Nun stießen Aachens Archäologen kürzlich

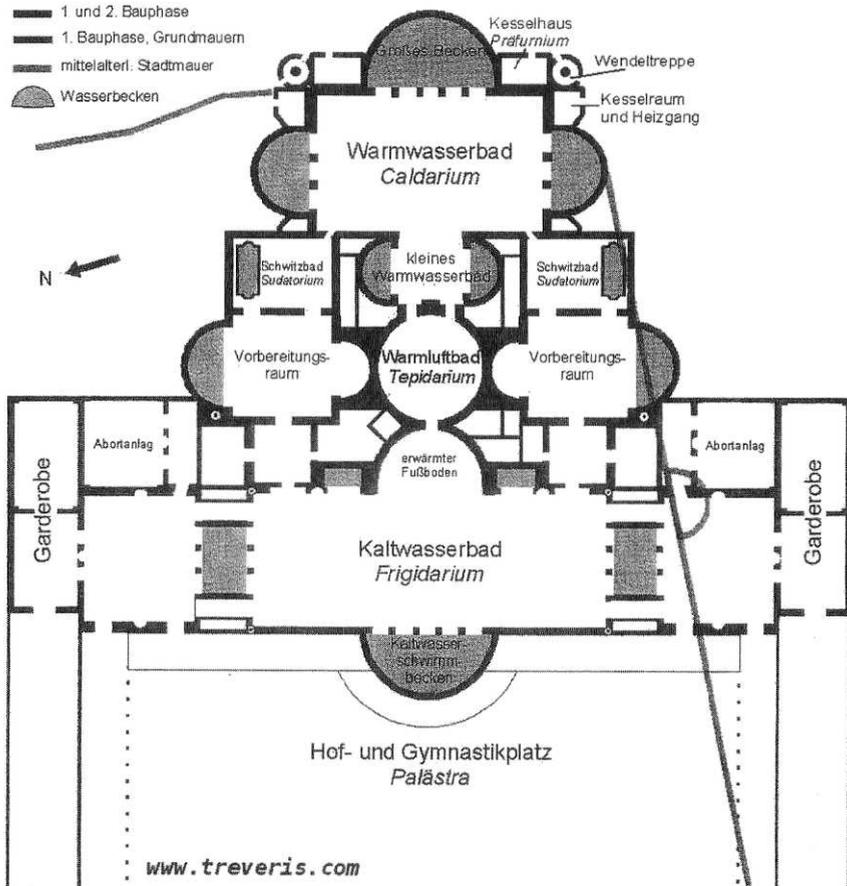
„auf eine bisher völlig unbekannte römische Badeanlage aus dem 2. oder 3. Jahrhundert, die offenbar im Zuge der historisch überlieferten Germaneneinfälle um 275 nach Christus zerstört wurde. Darauf deutet das eingestürzte Dach hin. Schaub: »Wir wussten bisher nicht, dass die Germanen auch in Aachen waren.« Die beheizte Nasszelle an der höchsten Stelle der damaligen Ansiedlung wurde nicht mit Thermalwasser, sondern konventionell betrieben“ [Hautermans 2012; Hinweis Ewald Ernst].

Interessant ist hier nicht nur die wahrscheinlich ebenfalls katastrophische Zerstörung, für die – wie bei hunderten anderen Auslöschungen über tausend und mehr Kilometer hinweg auch – erst einmal Germanen in die Pflicht genommen werden. Noch aufschlussreicher wirkt, dass Aachen über mindestens zwei Thermen verfügte, was die Kuppelwahrscheinlichkeit für diejenige unterm Kuppeloktagon wachsen lässt.

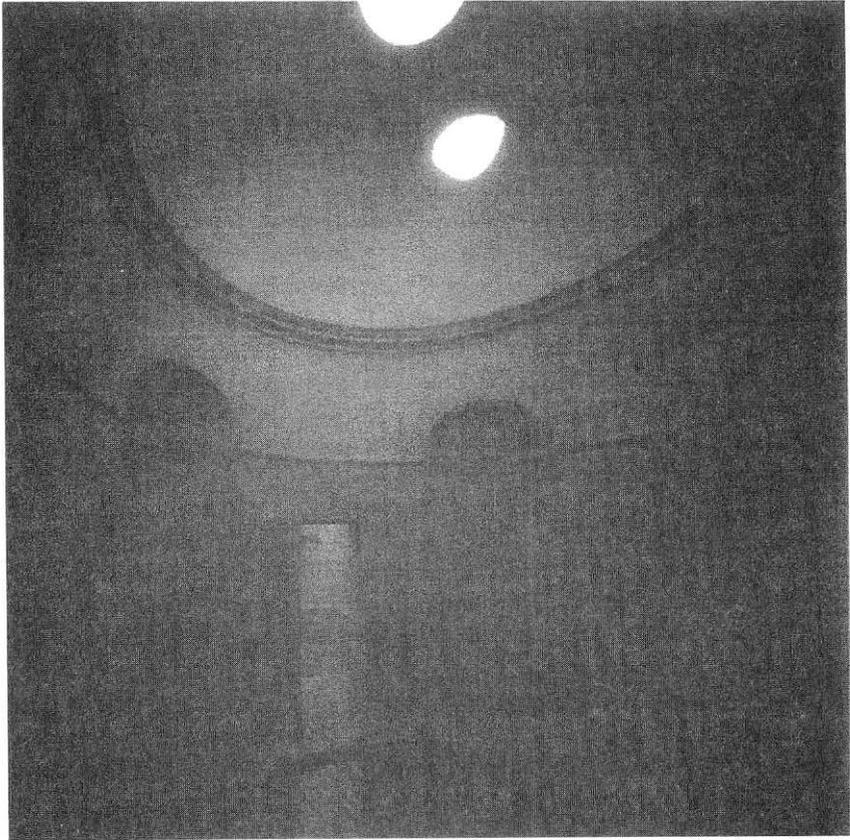
Dass im römischen Aachen finanzielle Mittel für eine solche Kuppel hätten aufgebracht werden können, zeigen kostspielige Bauten von 35 bis 50 m Länge mit säulengetragenen Laubengängen [Elisengarten 2012]. Zwar fällt die Aachener Oktogonkuppel mit nur 14,5 m gegen die 16,5 m Durchmesser in Trier zurück. Auch technologisch markieren die gemörtelten Steine der Aachener Kuppel einen herben Rückfall hinter die elegante Betonkuppel in Trier, die ohne zusätzliche Anker auskommt. Man muss jedoch die Katastrophe in Rechnung stellen, von der die technischen Möglichkeiten sicherlich beeinträchtigt wurden.

Wie weit ist nun das Kuppeloktagon stratigraphisch von Aachens übersumpfter Römerschicht der 230er Jahre entfernt? Nicht weit, weil noch nach 1100 in der Kirche niedergebrachte Gräber direkt unterm Kirchenboden in Überresten der römischen Kaiserzeit stehen. Auch an anderen Stellen folgen die Franken unmittelbar auf die Römer:

„Dazu geben weitere Funde in der Krämerstraße, unterhalb des Standesamtes, Fingerzeige. Dort wurden bis zu 4,80 Meter breite Mauerreste entdeckt, deren älteste Schichten aus römischer Zeit stammen, während die oberen Schichten eher auf Materialien hinweisen, die von den Karolingern verwendet wurden, Grauwacke und Vetschauer Mergel, mit Ziegelmehl verfugt. Andreas Schaub: »Das ist der erste Beweis, dass die Karolinger die Architektur der Römer nutzten« “ [Hautermans 2012].



Grundriss der „Kaisertherme“ in Trier mit 16,45 m Rund-Tepidarium (Betonkuppel mit 2 m größerem Durchmesser als die technologisch regressive Stein-Mörtel-Konstruktion im relativ nahe gelegenen Aachener Kuppeloktagon) [treveris]



Idee für die Rekonstruktion eines Becken-Raumes in der kaiserzeitlichen Therme
unter Aachens Kuppel-Oktagon [therme]

Zeitensprünge 2/2012 S. 363

Die bisherigen Datierungen des Aachener Kuppel-Oktogons sind haltlos, weil sie diesem stratigraphischen Befund nicht Rechnung tragen. Nach herrschender Lehre wie nach Illigs Sicht [2012 b] soll zwischen der Zerstörung der Therme gegen 230 und dem Bau des Kuppeloktogons fast 600 Jahre (genau 570) Pause verstreichen. Für erstere dauert sie von 230 bis 800, für letzteren von 230 bis 1100 abzüglich der 300 Jahre Phantomzeit zwischen 600 und 900. Beide Chronologie-Schulen reißen überdies Aachens Schwesterbauten in Ravenna und Konstantinopel ein Vierteljahrtausend weg vom Aachener Kuppeloktogen. Für eine solche Entscheidung sprechen weder stilistische noch stratigraphische Gründe. Die bringen alle drei Kirchen in denselben Horizont bald nach dem Auslöschten der kaiserlichen Periode gegen 230.

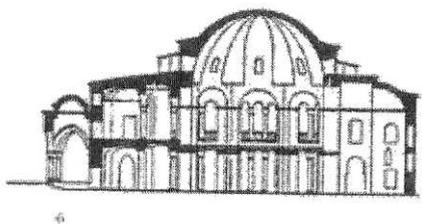
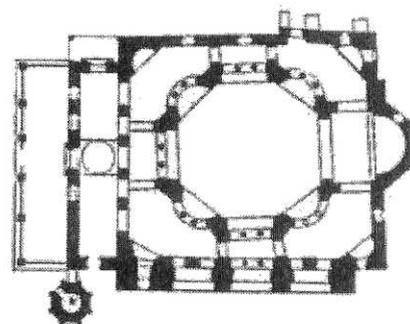
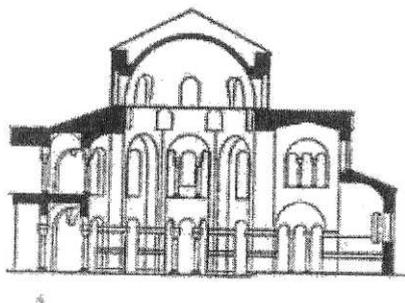
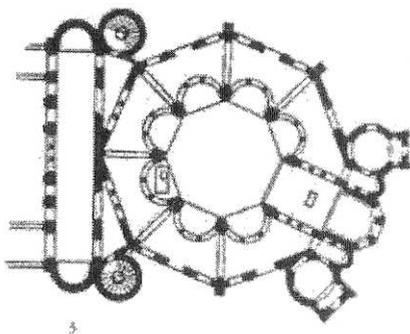
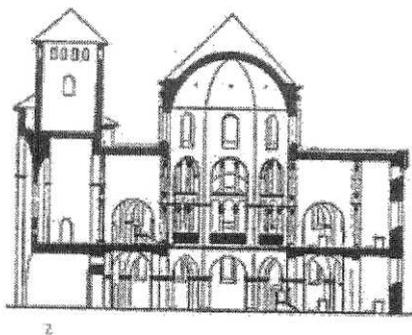
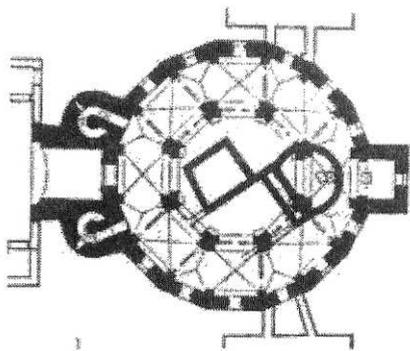
In diesen 570 Pausenjahren sollte eine signifikante intermittierende Schicht entstanden sein – mit Anwehungen, Pflanzenbewuchs etc. Die aber wird in Aachen nicht vorgewiesen. Im Gegenteil, die Ausgräber staunen ja unverhohlen darüber, dass nach 1100 niedergebrachte Gräber in der römischen Kaiserzeit landen:

„[...] ältere Bestattung gestört. Diese wiederum wurde ausweislich der darin geborgenen Funde frühestens im 12./13. Jahrhundert eingebracht.

Unter und zwischen den Gräbern hatten sich überraschenderweise noch umfangreiche römische Siedlungsschichten erhalten. Bedeutsam sind Reste aus der **Gründungsphase des römischen Aachen**“ [*Aachen römische Bäderstadt* 2012; Fettdruck GH].

Der Bau des Aachener Kuppeloktogons muss also bald nach Zerstörung der Aachener Therme begonnen worden sein. Es ist nicht auszuschließen, dass vorab mit einer kleinen Taufkapelle begonnen wird, wie sie über so vielen zerschmetterten Städten des Imperiums errichtet werden [Heinsohn 2011g]. Aber das Kuppeloktogen wird noch im 3. Jh. begonnen, in dem auch die Justinian-datierten Vergleichsbauten in Byzanz oder Ravenna entstehen, wenn die Verdopplung der Geschichte vom 3. zum 6. Jh. nicht mehr mitgemacht wird. Fränkische Besiedlung in Aachen sieht selbst die herrschende Lehre gleich nach 300. Einen ersten Bauherrn sieht der Autor in König Theudebert, der von Justinian und zwei Gotenkönigen mit Gold überschüttet wird [Heinsohn 2012 l]. Die 1911 in Aachen gefundene Karolus-Münze könnte aber bedeuten, dass erst ein Karl den Bau fertigstellt.

Anders als Illig sieht der Autor mithin keinen Sturz alles Karlinischen „ins Nichts“. Jener Karl, der von Barcelona bis Köln Münzen schlagen lässt, bleibt allemal ein Großer, wenn er auch mit einem Wunderkaiser Groß-Karl nichts gemein hat. Versuchsweise könnte er „Gesamt-Karl“ heißen – als Amalgam von Hammer, Mann, Jüngerer, Groß, Kahl, Dick und Simplex – und entschieden gegen Löschung verteidigt werden. Er fügt – auch mit Münzen belegt – dem Imperium die Langobarden noch hinzu. Damit befinden wir



Aachen (oben), das von herrschender Lehre und Illig um ein Vierteljahrtausend von den Schwesterbauten San Vitale (Ravenna, Mitte) sowie Sergios und Bakchos (Konstantinopel; unten) abgetrennt wird. Der Autor sieht alle drei im späteren 3. Jh. [*tribur*]

uns im konventionellen frühen 10. Jh., in dem ja auch die herrschende Lehre mit Simplex einen imperialen Karolinger hat, der überdies mit dem Karlsmonogramm signiert [dazu schon Heinsohn 2001].



Karlus-Denar, 1,68 Gramm Silber.

Vorderseite: D N KARLVS IMP AVG REX F ET L [Dominus Noster Kar-lus Imperator Augustus Rex Francorum et Langobardorum = Unser Herrscher Karl, Imperator, Augustus, König der Franken und Langobarden]

Rückseite: XPICTIANA RELIGIO (Christiana Religio) [museum]

IV. Zusammenfassung :Aachens Stratigraphie-basierte Chronologie

Für den Bau des Aachener Kuppeloktogons ergibt sich aus den Nachweisen einer direkten stratigraphischen und archäologischen Abfolge von der hohen Kaiserzeit zu fränkischen Bauten die nachstehende stratigraphische Einordnung. Spielraum für historiographische Änderungen gibt es womöglich für die Zeit zwischen 900 und 1100, ist aber hier nicht das Thema:

10. Jh. Gesamt-Karl ist als Imperator münzbelegt und Herrscher über Langobarden. Womöglich beendet er das vielleicht mit Theudebert-Gold begonnene Kuppeloktagon zu Beginn des 10. Jh.

300=900 (tentativ) Pippin (im Übergang vom 3. auf das 10. Jh.) wird Frankenkönig (münzbelegt) [Wegfall von rund 600 Jahren als Phantomzeit].

-
- Nach 230 Franken übernehmen das zerstörte Aachen. Imperator Theudebert hat als Zeitgenosse Justinians das Geld und die östlichen Spezialisten für einen stattlichen Bau, der mit den zeitgleichen Zentralbauten Bauten in Ravenna und Byzanz wetteifert.
-
- Bis 230 Römische Kaiserzeit, bis Stadt und Therme gegen 230 katastrophisch überschlammt werden. Bald danach womöglich erste Taufkapelle als Vorläufer des großen Zentralbaus.
-

V. Literatur

- Aachen römische Bäderstadt (2012) = http://www.archaeologie-aachen.de/DE/Geschichte/Epochen/Roemerzeit/Aachen_Roemische_Baederstadt/index.html
- Alföldy, G. (1989), *Die Krise des römischen Reiches: Geschichte, Geschichtsschreibung und Geschichtsbetrachtung. Ausgewählte Beiträge*, Stuttgart: Steiner
- Becher, M. (2011), *Chlodwig I.: Der Aufstieg der Merowinger und das Ende der antiken Welt*, München: CH Beck
- Bergmeier, R. (2010), *Kaiser Konstantin und die wilden Jahre des Christentums: Die Legende vom ersten christlichen Kaiser*, Aschaffenburg: Alibri
- Blouet, G.-A. (1828), *Restauration des thermes d'Antonin Caracalla, à Rome, présentée en 1826 et dédiée en 1827 à l'Académie des Beaux-Arts de l'Institut royal de France*, Paris: Firmin Didot
- Brandenburg, H. (2004), *Die frühchristlichen Kirchen in Rom vom 4. bis zum 7. Jahrhundert*, Mailand: Schnell & Steiner
- Callataÿ, F. de (2005), "The Greco-Roman economy in the super long run: lead, copper and shipwrecks", *Journal of Roman Archaeology*, Bd. 18. 361-372
- Cyprian, *De mortalitate*, <http://www.unifr.ch/bkv/buch155.htm>
- crypta* = (<http://www.mmdtkw.org/RT04-CryptaBalbi2.jpg&imgrefurl>)
- Demandt, A. (1998), *Geschichte der Spätantike: Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian 284-565 n. Chr.*, München: CH Beck
- Elisengarten (2012), <http://de.wikipedia.org/wiki/Elisengarten>
- Ernst, E. (2011/2012), E-Mail-Zirkulare: Aachen; Aquädukte; Baumringdatierungen; Baustoffe der Antike; Boppard; dark earth; Eisen; Hammermühlen; Köln; Konstantinopel; Kuppelbau; Kyrene; Leuchttürme der Antike; Ostia; Römisch-Nordafrika; Torfbildung; Trier; Tsunami-Texte der Antike; Zement etc.
- Fant, J.C. (1993), „Ideology, gift and trade: a distribution model for the Roman imperial marbles“, in W.W. Harris, Hg., *The Inscribed Economy*, Ann Arbor: Supplementary vol.6 of the *Journal of Roman Archaeology*, 145-170
- Hautermans, H. (2012), „Ab 40 Zentimetern Tiefe wird es spannend“, *Aachener Nachrichten*, an-online.de, 11. Mai:
http://www.aachener-nachrichten.de/sixcms/detail.php?template=an_detail&wo=

mailing&id=2378258

- Heinsohn, G. (2001), „Karl der Einfältige (898/911-923) – Imitator oder Urmuster?“, *Zeitensprünge*, 13 (4)
- (2011a), „Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde?“, *Zeitensprünge*, 23 (1)
 - (2011b), „Ist die Spätantike eine Phantomzeit?“, *Zeitensprünge*, 23 (2)
 - (2011c), „Bato und Attila: Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels“, *Zeitensprünge*, 23 (2)
 - (2011d), „Österreich ohne Spätantike“, *Zeitensprünge*, 23 (3)
 - (2011e), „Aventicum: Roms helvetische Hauptstadt“, *Zeitensprünge*, 23 (3)
 - (2011g), *Nero bis Karl: Kuppel-Oktogone einer verstört siegenden Christenheit*, PDF-Zirkular, Dezember
 - (2012a), „Nur 3. und 6. Jahrhundert im Münzhort von San Giusto“, *Zeitensprünge*, 24 (1)
 - (2012b), „From Memphis to Maastricht: Smothered Roman Cities“, q-mag, <http://www.q-mag.org/smotheredromanci/index.html>
 - (2012c), „Rome: the Theater of Balbus in the 3rd century Catastrophe“, q-mag, <http://www.q-mag.org/topic/index.html>
 - (2012d), *Byzantinischer Mal- und Mosaikstil schon im 2./3. Jahrhundert?*, PDF-Zirkular. 8. März
 - (2012e), *Justinians Gesetzbuch: Lücke von drei Jahrhunderten zwischen Abfassung und Inkrafttreten?*, PDF-Zirkular, 14. März
 - (2012f), *PETRA und sein fünffacher Untergang*, PDF-Zirkular, 10. April
 - (2012g), *Steigbügel ohne chronologische Lücke zwischen 230/250 und 550*, PDF-Zirkular, 30. April
 - (2012h), *Pompeji am Main: Obernburg am obergermanischen Limes*, PDF-Zirkular, 5. Mai
 - (2012i), *Römisches Groß-Eisen vor Aachens eisernen Kuppelankern*, PDF-Zirkular, 8. Mai
 - (2012j), *Aachens Oktogon vor stratigraphischer Neudatierung ins 3. Jh.*, PDF-Zirkular, 15. Mai
 - (2012k), *Trier-Datierungen: Lewin contra Heinsohn*, PDF-Zirkular, 20. Mai
 - (2012 l), *Merogaisus und Meroweck: Fränkischer Ur-König im 2. oder 5. Jahrhundert? Entwurf einer lückenfreien Geschichte der Franken*, PDF-Zirkular
 - (2012 m), *Aurelian-Mauer von 270 oder Aurel-Mauer von 170 mit Hadrianziegeln? Triers Porta Nigra: Vorstufe oder Fortentwicklung der römischen Mauertore?*, PDF-Zirkular, 28 Mai
- Heinsohn, G., Winzeler, P. (2012), *Schismen der Christenheit aus dem 2./3. Jahrhundert in chronologischer Mehrfachverwendung zur Befüllung der Periode vom 3. bis zum 8. Jahrhundert*, PDF-Zirkular, März
- Hill, D. R. (1996), *A History of Engineering in Classical and Medieval Times*, London: Routledge
- Hollstein, E. (1980), *Mitteleuropäische Eichenchronologie*, Mainz: Zabern
- Hopkins, K. (1980), „Taxes and trade in the Roman Empire (200 B.C.-A.D. 400)“, *Journal of Roman Studies*, Bd. 70, 101-125
- Illig, H. (2012a), „Die Kaiserliste“, *Zeitensprünge*, 24 (1)

- (²2012b), *Aachen ohne Karl den Großen: Technik stürzt sein Reich ins Nichts*, Grä-felfing: Mantis
- Jongman, W. (2007), "Gibbon was right: the decline and fall of the Roman Economy", in Hekster, O. et al. (Hg.), *Crises and the Roman Empire: Proceedings of the Seventh Workshop of the International Network Impact of Empire* (Nijmegen, June 20-24, 2006), Leiden & Boston: Brill, 183-199
- Koch, M. (2012), „Zeitenspringers Freud und Leid“, *Zeitensprünge*, 24 (1)
- Korth, H.-E. (2008), „Die verdoppelte Überlieferung Konstantinopels“, <http://www.jahr1000wen.de/jtw/Synopse-Ostrom.html>
- Liebeschütz, W. (2007), "Was there a crisis of the third century?", in Hekster, O. et al. (Hg.), *Crises and the Roman Empire: Proceedings of the Seventh Workshop of the International Network Impact of Empire* (Nijmegen, June 20-24, 2006), Leiden & Boston: Brill, 11-20
- museum* = (<http://www.smb.museum/ikmk/object.php?id=18202746&size=0&content=0&side=1>)
- Parker, A.J. (1992), *Ancient Shipwrecks of the Mediterranean and the Roman provin-ces*, Oxford: BAR
- Raupach, M., Bruns, M., Warkus, J. (2003), "Untersuchungen an vormittelalterlichen Ringankern des Doms zu Aachen Investigations into Pre-mediaeval Ring Hoops of the Cathedral of Aachen", *ibac*, Nr. 16, http://www.ibac.rwth-aachen.de/fileadmin/user_upload/forschung/docs/Dom.pdf
- Sage, W. (1965), „Zur archäologischen Untersuchung karolingischer Pfalzen in Deutschland“, in: W. Braunfels, H. Schnitzler, Hg., *Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben. Bd. 3: Karolingische Kunst*, Düsseldorf: L. Schwann
- Strobel, K. (1993), *Das Imperium Romanum im "3. Jahrhundert": Modell einer his-torischen Krise?*, Stuttgart: Franz Steiner
- therme* = http://www.archaeologie-aachen.de/Bilder/therme_aachen_2.jpg
- treveris* = http://www.treveris.com/kaiserthermen/kaith_grundriss_detail.jpg
- tribur* = <http://www.tribur.de/blog/wp-content/uploads/2009/12/aachen-kapelle1.jpg>
- vroma* = http://www.vroma.org/images/mcmanus_images/theater_balbus.jpg
- Winzeler, P. (2012), *Juden, Christen und Ketzer. Strukturen der Apokalypse*, PDF-Zirkular, März
- Witschel, C. (1999), *Krise, Rezession, Stagnation? Der Westen des römischen Rei-ches im 3. Jahrhundert n. Chr.*, Hennef: Marthe Claus
- Wolfram, H. (1999), *Die Goten*, München: CH Beck
- Zöllner, E. (1970), *Geschichte der Franken bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts*, München: CH Beck

Prof. i.R. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn
 gheins@uni-bremen.de

Kommentar zu Andreas Otte [ZS 1/2012] „Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom“ Ewald Ernst

Von dem Profil 280, dem Schnitt durch die Dreiköniginnenkapelle des alten Doms existieren drei datierte Versionen. Die älteste Version vom 30. 01. 1948 wurde bereits 1948 in der Festschrift des Zentral-Dombau-Vereins zur 700-Jahrfeier „Der Kölner Dom“ auf Seite 167 veröffentlicht.

Gerd Hellenkemper gab 1980 als Zusammenfassung der Domgrabungen „die Ausgrabungen im Dom zu Köln“ unter den Namen der Hauptausgräber Doppelfeld und Weyres heraus. In diesem Standardwerk sind alle drei Versionen des Profils vertreten. Auf Seite 47 die oben angeführte vom 30. 01. 48, auf Seite 17 (nicht 16) die vom Autor benutzte vom 01. 03. 48 und die in *Zeitensprünge* [3/2011, 673] von Illig nach Wolff abgedruckte letzte Version vom 10. 10. 48.

Weshalb Otte, Illig korrigierend, die alte Version bringt, bleibt unerklärt, spielt aber hier keine Rolle, da sich alle drei Versionen im uns interessierenden Punkt nicht unterscheiden.

Otte füllt dann vier Seiten mit zwei Listen, Schichten und Befunde, indem er die S. 16, 18 und 19 aus Doppelfeld abschreibt, ohne dass das erkennbar ist und fügt als Eigenleistung die Höhen der Schichten über NN hinzu. Er misst dabei an der Skala des Profils die ungefähre Oberseite einer Schicht und erwähnt deren Dicke nicht. Die muss man dann wieder im Profil suchen. Gut gemeint und fleißig, aber nur verwirrend, wenn nicht überflüssig.

Er verweist auf eine von Doppelfeld erkannte Bauunterbrechung bei Befund 252a und 252b mit unterschiedlichen Mörtelarten hin. Er beschreibt dabei, „die Schichten i und k füllen die Fundamentgrube des alten Doms.“ Da irrt er sich.

Unter der Überschrift „Schwarze Erde“ erkennt er zehn Möglichkeiten, diskutiert zwei und schreibt weiter: „Andere schwarze Schichten in den Gruppen i und k sind schräg liegend innerhalb der Baugrube dargestellt und erinnern eher an nachrutschendes, erodiertes Erdmaterial in einer Baugrube als an ein katastrophisches Szenario.“ Zum einen zeigt das Profil die Schicht k1 außerhalb der Baugrube als etwa 55 cm starke horizontale Schicht, die dann allerdings „plastisch verformt“ in die Baugrube abrutscht. Auf S. 48 hätte er Doppelfelds Bemerkungen dazu lesen können:

„Die Grube wurde nach Fertigstellung der Grundmauer natürlich wieder mit der ausgehobenen Erde verfüllt. Daher ist es nicht verwunderlich, daß sich in der Füllung nur römische Einschlüsse finden [...]. Der Schichten-

wechsel innerhalb der Grube ist also rein zufälliger Art und ohne besondere Bedeutung [...]. Einige Schwierigkeiten bietet nur die fettig-schwarze mit kleinen Holzkohleresten durchsetzte Schicht k1; nach Zusammensetzung, Stärke und Höhenlage ist es eine Humusschicht, die man eher für eine im Verlaufe sehr langer Zeit sich von selbst bildende Ablagerung als für eine aufgetragene Schicht halten möchte.“

Zum Glück hat Doppelfeld ausgegraben, gezeichnet, seine Bedenken beschrieben und schon 1948 veröffentlicht und nicht Andreas Otte. Er übersieht hier schlicht eine klassisch sauber beschriebene, mächtige Schicht „dark earth“.

Danach kann die Zusammenfassung nur falsch sein, zumal Otte den Beitrag von Heribert Illig [2/2006, 501 f.] über Hellenkempers Heumarktgrabung ebenfalls übersehen hat. Dort heißt es, „das Frühmittelalter präsentierte sich dort als die schon genannte ›schwarze Erde‹, als 20 bis 60 cm starkes Sediment.“ Nach einem zitierten Erklärungsversuch Hellenkempers schreibt Illig:

„Die Frage stellt sich, wer diese Erdschicht dermaßen umgeschichtet und unentwirdbar gemischt hat. Wenn wir bedenken, dass andernorts [...] so ist noch die Frage zu beantworten, ob es sich hier um einen katastrophischen Schnitt handelt.“

In seinem *Aachen ohne Karl* beantwortet Illig diese wichtige Frage nicht, erwähnt aber selbstverständlich beim *Heumarkt* die 25 bis 60 cm starke „schwarze Erde“.

Ottes (falscher) Schluss „die Kölner Befunde stehen einer Verdopplung der Phantomzeit eindeutig im Wege“ muss nach Doppelfeld und Illig lauten: Auch in Köln beendet im 3. Jh. eine Katastrophe die „pax romana“, erkennbar an einer mächtigen Schicht „dark earth“. Da Funde aus Merowinger- und Karolingerzeit fehlen, folgt dem 3. in Köln das 10. Jh.

Literatur

- Doppelfeld, O. (1948): Die Ausgrabungen des Karolingischen Doms; in Vogts, Hans (Hg.): *Der Kölner Dom*, Köln
- Doppelfeld, O. / Weyres, W. (1980): *Die Ausgrabungen im Dom zu Köln*, Mainz
- Illig, H. (2006): Aachen, Köln und Hamburg. Zwischen Vandalismus und Vergeblichkeit; *Zeitensprünge* 18 (2) 497-504
- (2011a): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelting
- (2011b): Verdoppelte Phantomzeit; *Zeitensprünge* 23 (3) 651-680
- Otte, A. (2012): Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom. Grabungsprofile, Böden und Schwarze Erde; *Zeitensprünge* 24 (1) 155-170

Ewald Ernst, 32805 Horn-Bad Meinberg, Lange Str. 16
ewald_ernst@web.de

Irrungen und Wirrungen

Andreas Otte

Einleitung

Gunnar HEINSOHNS These zu einer verdoppelten Phantomzeit begleitet die *Zeitensprünge* Leser nunmehr seit Heft 1 des Jahrgangs 2011. Auch der gegenwärtige Beitrag Heinsohns deutet wieder an, dass der in den *Zeitensprüngen* sichtbare Teil der Diskussion nur die sprichwörtliche 'Spitze des Eisbergs' darstellt. Etwa seit Mitte 2011 wurde in einem immer größer werdenden Kreis per Email 'diskutiert'. Die Apostrophe sind bewusst gewählt, denn von Diskussion kann kaum gesprochen werden. Nach meinem Eindruck ist für Heinsohn seine These, trotz gegenteiliger Beteuerung, unwiderruflich gesetzt. Kritik und Einwände wurden und werden entweder ignoriert oder verdreht und ins Gegenteil gewendet. Einige ursprünglich aktive Teilnehmer des Emailaustausches (darunter auch ich) sind, sobald sie des sich wiederholenden Musters gewahr wurden, frustriert verstummt oder ausgestiegen, bestenfalls noch stille Mitleser. Andere lassen sich nur berieseln, sind bisher nie im Email-Verteiler aktiv geworden. Nur wenige tauschen aktiv Argumente aus. Zu diesen Aktiven gehört Ewald ERNST, der sich bereits in diesem Email-Austausch und nun auch hier im Heft (S. 370 f.) zu meinem Beitrag zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom geäußert hat.

Die Inhalte dieser „Email-Diskussion“ sind nicht öffentlich, man kann sich in einer Publikation nicht direkt darauf beziehen. Der aktuelle Beitrag Heinsohns, der sein Kondensat einer dieser Teildiskussionen darstellt, wie auch die Anmerkungen von Ernst bieten jedoch ohne Rückgriff auf den Email-Austausch die Möglichkeit, die bislang geäußerte Kritik an Heinsohns Ansatz, seinem Vorgehen und seiner Methodik zu verdeutlichen.

Anmerkungen von E. Ernst zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom

Zunächst zu den Anmerkungen von Ewald ERNST. Wie deutlich in meinem Text [Otte, 155] angeführt ist, ging es in dem Beitrag zur Stratigraphie des Kölner Doms darum, die im Vorheft von ILLIG abgedruckte Stratigraphie mit zusätzlichen Informationen anzureichern, denn ohne Legende ist der Wert dieser Abbildung begrenzt. Eine Legende in tabellarischer Form fand sich nur in dem von mir angesprochenen Beitrag von 1948 mit der zugehörigen Stratigraphie-Zeichnung. Mit diesem Beitrag beginnt übrigens der Doppelfeldband. Ich gehe davon aus, dass sich Herausgeber Hansgerd HELLENKEMPER etwas bei dieser Anordnung gedacht hat. Es ist zudem üblich, zu einer

Legende nicht irgendeine möglicherweise identische Zeichnung abzdrukken, sondern exakt die, welcher die Legende zugeordnet ist. Angemerkt sei, dass sich die Festschrift-Version der Stratigraphie-Zeichnung im Doppelfeld-Band auf Seite 45, nicht auf S. 47 findet, aber wir wollen nicht zu kleinlich sein.

Seite 157 oben meines Beitrags sagt nochmals deutlich aus, dass es zunächst um die Darstellung dieser Legende zur Doppelfeld-Stratigraphie geht. Dass sich eine Legende mit der Zeichnung vergesellschaftet findet, versteht sich von selbst, daher auch der Hinweis auf die S. 16, auf der die Legende zur Abbildung beginnt.

Die k-Schichten der Stratigraphie verdienen eine nochmalige und verdeutlichte Betrachtung. Mir waren sie ursprünglich nicht mehr als eine kurze Anmerkung wert [Otte 165 oben], da deren nicht-katastrophische Entstehung meiner Ansicht nach offensichtlich ist. Doppelfeld schreibt zu den k-Schichten (vollständigeres Zitat als bei Ernst):

„Auf die oberste der Abstufungen der Grube hat man zur Festigung der Grubenböschung die beim Ausheben der Grube vorgefundenen Steine in langer Reihe hingelegt; einer von ihnen ist bei 283 in der Zeichnung sichtbar. Die Grube wurde nach Fertigstellung der Grundmauer natürlich wieder mit der ausgehobenen Erde verfüllt. Daher ist es nicht verwunderlich, daß sich in der Füllung nur römische Einschlüsse finden (vielleicht mit Ausnahme einer bemalten Scherbe, deren Datierung noch nicht sicher feststeht). Der Schichtenwechsel innerhalb der Grube ist also rein zufälliger Art und ohne besondere Bedeutung [...]. Einige Schwierigkeiten bereitet nur die fettig-schwarze, mit kleinen Holzkohleresten durchsetzte Schicht k 1, nach Zusammensetzung, Stärke und Höhenlage ist es eine Humusschicht, die man eher für eine im Verlaufe sehr langer Zeit sich von selbst bildende Ablagerung als für eine aufgetragene Schicht halten möchte. Trotzdem haben wir bei mehrmaligem Ableuchten mit hellem Licht die Grubenlinie nicht bis in diese schwarzen Lagen hinauf verfolgen können. Jedoch können auf diesem Aussetzen keine weittragenden Schlüsse gebaut werden, da erfahrungsgemäß in derartig schwarzen Schichten die Erkennung von Grubenlinien manchmal nicht möglich ist, wenn die gleiche schwarze Erde beim Verfüllen wieder gegen die Schnittfläche geraten ist. Immerhin muss mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Schicht k 1 zeitlich zwischen dem Apsidenmauerwerk und dem Plattenboden [284; AO] liegt.“ [Doppelfeld, 48]

Es geht also um k 1, eine fettig-schwarze, mit kleinen Holzkohleresten durchsetzte Schicht, von der Zusammensetzung, Stärke und Höhenlage her eine Humusschicht. Wie kann sie eingeordnet werden? Die Steinreihe, zu der 283 gehört, sowie die sie überlagernden Schichten k 7–k 9 zeigen meiner Ansicht nach recht deutlich, dass die k 1-Schicht nachträglich am Rand der Grube auf-

gebracht worden ist, die als offene Baugrube von Bau 4 (!) bereits eine Zeitlang existierte, da sie die Schichten k 7–k 9, die ebenfalls bereits eine nachträgliche Einbringung in die Grube sind, überdeckt. Das Material ist anschließend schräg in einer Form in die Baugrube eingedrungen, die keinen katastrophischen Eindruck macht, sondern eher auf eine länger offenstehende Grube hindeutet. Ein katastrophischer Ursprung kam und kommt daher für mich nicht in Frage. Das ergibt zudem eine deutlich nachrömische Zeitstellung. Eine künstliche Aufbringung der Schicht, die auch Doppelfeld als Möglichkeit sieht (s.o.), wird zusätzlich durch die bei RISTOW erwähnten ähnlichen schwarzen Schichten gestützt [Otte, 165]. Deren chemische Analyse erbrachte eine künstliche Herkunft, wie ja auch eine mit kleinen Holzkohlestücken durchsetzte Humusschicht (wie k 1) eher für einen kulturellen und keinen katastrophischen Ursprung spricht. Aber Ernst ignoriert in seinen Anmerkungen diesen gesamten zweiten Abschnitt meines Beitrags, auf den sich der von ihm angeprangerte letzte Satz der Zusammenfassung hauptsächlich bezieht. Ernst ist offenbar direkt von Seite 165 oben auf diesen letzten Satz der Zusammenfassung auf Seite 169 gesprungen. Sonst wären ihm die bei Ristow aufgeführten und von mir aufgezählten Böden und Vorgängerbauten (Bau 1–3) des Alten Doms (Bau 4) aufgefallen.

Auf ihnen basiert letztlich meine Einschätzung, dass diese gesammelten Befunde eine verdoppelte Phantomzeit nicht zulassen. Hier geht es um Bauten, Umbauten, Abriss und Wartezeiten zwischen den Bauabschnitten, die in Summe für eine verdoppelte Phantomzeit problematisch sind. Als weitere Baupause könnte nunmehr, nach nochmaliger Betrachtung, auch noch die länger offenstehende Baugrube von Bau 4 hinzugefügt werden. Ernst kapriziert sich jedoch auf die angeblich katastrophische „Black-Earth“, die bei dieser Überlegung eine nur untergeordnete Rolle spielt. Deren vermeintliche katastrophische Ursache, gleichgültig in welcher Schicht, wird von mir deutlich bezweifelt. Hierzu lohnt sich auch der Vergleich mit sogenannten Tsunami-Stratigraphien [Bressan], die ich dem Leser überlasse. Das wirklich Wichtige im Beitrag übergeht Ernst stillschweigend und übernimmt zum Abschluss Deutungshoheit über Doppelfelds und Illigs Ergebnisse, wenn er sie zu Gewährsleuten für seine ‘pax romana’-Katastrophe und fehlende Funde erklärt.

Eher nachrangig ist dann der Hinweis, dass ein Beitrag, der sich darauf konzentriert, weitere Informationen zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom bereitzustellen, nicht die Heumarktgrabung betrachten muss.

Heinsohn contra Illig

Heinsohn versucht gleich zu Beginn seines Beitrags den Eindruck zu erwecken, als ob Kritik an seiner These vornehmlich auf der Basis von Schriftstücken vorgebracht worden wäre (Stichwort: Kaiserliste). Er ignoriert, dass die Kritik auf breiter Front erfolgte; auch und gerade in 'seinen' Bereichen Archäologie und Stratigraphie. Man betrachte hierzu die einschlägigen Artikel seit Heft 2/2011 zu Limes, steinernen Inschriften, Ostia und Köln.

Fast kein Wort hierzu im vorliegenden Heinsohn-Text, auch nicht zur methodischen Kritik [Koch], obwohl der Untertitel dieses zunächst vermuten lässt. Das ist ganz klassisch für Heinsohns Verhalten der letzten Monate im Email-Austausch. Einwände, die nicht direkt umgemünzt oder durch Umdeutung gegen den Kritiker gewendet werden können, werden einfach ignoriert.

Immerhin gibt es aber Anmerkungen von Ewald Ernst zu Köln, zu denen bereits oben Stellung genommen wurde. Trier wurde zumindest im Email-Austausch bedacht. Ostias Fundlage mit einem Mithräum in und über Hadriansbauten [Illig 2012b, 114] ist jedoch nach meinem Verständnis inkompatibel mit Heinsohn Überlegungen zur Entstehung des frühen Christentums, so wie sie seine These erzwingt und insoweit diese Konstruktion aus seinen Veröffentlichungen bisher erkennbar geworden ist. Hierzu hätte ich daher eine Replik Heinsohns erwartet. Stattdessen erfolgt eine Art Entlastungsangriff auf die Datierung des Aachener Doms innerhalb der Illig'schen Phantomzeitthese.

Aachen und das Eisen

Im Abschnitt über Aachen und die 230er Reichskrise versteift sich Heinsohn darauf, dass Illig in der Erstauflage von *Aachen ohne Karl den Großen* [Illig 2011b, 136] vordringlich über die Größe bzw. Länge der Eisenanker für seine 'eisenharte Datierung' argumentiert hätte [Heinsohn 2012, 358]. Das kann bei Licht betrachtet nur als bewusster Versuch einer Irreführung der Leser aufgefasst werden. Hier wird ein sogenannter 'Strohmann' verbrannt. Die Problematik der Aachener Ringanker hat mehrere Aspekte, die im Buch (Erst-, wie auch Zweitaufgabe) ausführlich behandelt werden:

1. Rennofenproduktionsmenge,
2. Ausmaße der Anker (Länge, Querschnitt, Gewicht),
3. Qualität des Eisens / des Stahls,
4. Schmiede- und Schweißmöglichkeiten der damaligen Zeit,
5. Einbettung der Anker.

Die Anker sind bezüglich der Zugfestigkeit von heutiger Baustahlqualität [Illig 2011b, 134] und im „karolingischen“ Mauerwerk in Mörtel eingebettet, müssen also gemeinsam verbaut worden sein [ebd. 134-136]. Daher definieren die

Eisenanker die Erbauungszeit des Oktogons und der Kuppel. Illig [2011a, 136] geht in der Erstaufgabe zunächst auf seine ersten Überlegungen zum Thema ein. Bereits hier wird klar, dass wegen der begrenzten Rennofenproduktionsmengen die Anker aus mehreren Luppen zusammen geschmiedet oder geschweißt worden sein müssen. Noch auf S. 136 der Erstaufgabe folgt der Hinweis auf eine angegebene maximale Handschmiedeleistung von Stangen mit einem Querschnitt von ca. 3 x 3 cm. Die Aachener Anker überschreiten diesen Querschnitt deutlich. Neben der verwendeten Gesamtmenge an Eisen ist es vor allem diese Begrenzung des von Hand durchschmiedbaren Querschnitts, welche die Datierung über die Hammermühlen trägt [ebd. 141]. Um zu heutigem Baustahl vergleichbare Qualität in Bezug auf Zugfestigkeit zu erhalten, muss ein Stück durchgeschmiedet sein. Nur so wird die enthaltene Schlacke ausgetrieben bzw. fein verteilt, nur so werden die Luppen genügend untereinander verbunden. Hammermühlen sind nach derzeitigem Forschungsstand erst ab 1130 [1. Auflage] beziehungsweise ab 1080 [2. Auflage] nachweisbar. Bereits in der Erstaufgabe sucht Illig die Römerzeit auf Hammermühlen und große, durchgeschmiedete Stahlstücke ab und kommt zu folgendem Ergebnis:

„Andernfalls wäre zwangsläufig auch an hydraulische Fallhämmer zu denken, war doch Rom eine auf dem Eisen gegründete Zivilisation, in der jeder Legionär 7 kg Eisen in Gestalt seiner Rüstung und seiner Waffen mitschleppte. Nun sind alle möglichen eisernen Gegenstände der Römer ausgegraben worden; wir kennen die einschlägigen Werkzeuge, ihre Abbildungen auf Skulpturen und Grabsteinen wie aus epigraphischen Hinweisen. *Doch nirgends ist ein Hinweis darauf zu entdecken, dass es auch Werkzeuge oder Maschinen gab, die über die Möglichkeiten des einzelnen Grobschmiedes hinausgingen* [...] Insofern ist bis auf Weiteres davon auszugehen, dass die Römer zwar schon zur Zeit von Vitruv [Buch X] Maschinen kannten, etwa zum Heben oder Wasserschöpfen, Mühlen, archimedische Schrauben und Luftdruckmaschinen à la Ktebisios, dazu Ballisten und andere Wurfmaschinen, Kelter- oder Olivenpressen –, *aber kein Großgerät zum Schmieden gewichtiger Eisenstücke*“ [Illig 2011b, 160; Hvhg. AO].

Wie man auf den Gedanken kommen kann, dem Argument zu den Aachener Ringankern wäre allein mit irgendwelchen Funden kleinerer wie größerer antiker Eisenstücke beizukommen, ist nicht nachvollziehbar. Größe und Gewicht allein zählt nicht, es geht vor allem um die Tragfähigkeit, es geht um die Qualität des Stahls. Das ist bereits in der Erstaufgabe *unüberlesbar*. Trotzdem sind zahlreiche solcher Stücke als angebliches Gegenargument in die Diskussion gebracht worden. Nach Abverkauf der Erstaufgabe hat Illig hierauf mit einer achtseitigen Erweiterung des Buchtextes reagiert und versucht, die-

ses Missverständnis aufzuklären. Grundtenor der Texterweiterung ist, dass es zwar durchaus größere antike Eisenstücke gibt, diese jedoch von minderer Qualität sind und keine tragende Funktion innegehabt haben. Auch das ist bereits aus den zitierten Texten der Erstauflage deutlich ablesbar (s.o.), wurde aber noch einmal in der Zweitaufgabe verdeutlicht. Schließlich befindet Illig, dass sein Argument zur Datierung der Aachener Ringanker zu Fall gebracht werden könnte, wenn man Folgendes nachweist [Illig 2012a, 167]:

- „◇ Gibt es Überreste entsprechend großer, belastbarer Eisenteile irgendwo im römischen Reich?
- ◇ Gibt es in Ruinen Aussparungen für längst entfernte oder verrostete Armierungsteile?
- ◇ Gibt es zeitgenössische Berichte über Armierungen?
- ◇ Gibt es entsprechender Überreste größerer Schmelzöfen?
- ◇ Gibt es archäologische Überreste von Fallhämmern?“

Illig [2012a] stellt zu diesen Fragen den aktuellen Befund wie folgt dar:

- ▲ Die kontinentale Forschung spricht den Römern eine Produktion von haltbarem und leistungsfähigem Stahl in größeren Dimensionen ab [ebd. 166 f.].
- ▲ Die englische Forschung geht in Bezug auf Fallhämmer zu ambitioniert mit den Quellen und den Funden um [ebd. 161 ff.].
- ▲ Die Funde größerer Eisen oder Stahlstücke in England stehen immer in Verbindung mit genau einem Verwendungszweck, nämlich der Stützung des Heißwasserbehälters aus Bronze in Thermen ebd. [164].
- ▲ Ein Fund aus Deutschland diente als Gegengewicht ebd. [166].
- ▲ In allen diesen Fällen ist keine besondere Haltbarkeit oder Tragfähigkeit der Stücke erforderlich [ebd. 166].

Die Kombination aus Mauerwerk und Mörtel mit integriertem Eisenanker ist das wichtige Merkmal des Aachener Doms. Wer ihn anders als knapp vor der Gotik datieren möchte, der muss ähnliche Konstruktionen in zeitlicher und räumlicher Vergesellschaftung und die zugehörige Technologie vorweisen. Das ist bisher weder für die Römer noch für die Merowinger gelungen. Doch das stört Heinsohn nicht. Er deklariert stattdessen:

„Hat sich das erste Datierungsargument als haltlos erwiesen, so bleibt der aktuelle Rückzug von einem »eisenharten« zu einem Mühlenhammer-gestählten Argument so lange unentscheidbar, wie eiserne Träger für gewaltige römische Bronze-Wasserkessel mit den Aachener Eisen und diese mit den Stahlstangen der Gotik, in deren Frühphase Illig die Kuppel haben will, nicht chemisch verglichen sind.“ [Heinsohn 2012, 358]

Heinsohn hat also den ersten 'Strohmann' erfolgreich verbrannt und schreitet voran. Während Illig sein initiales Argument über die erforderlichen Techno-

logien zur Erstellung eines in Mauerwerk integrierten Ringankers von entsprechender Qualität führt und in der zweiten Auflage gegen größere antike Eisenstücke absichert, versucht Heinsohn den Sachverhalt genau umgedreht darzustellen. Er stellt in seinem Beitrag nunmehr die Qualität des Aachener Eisens in Frage, nachdem er womöglich bemerkt hat, dass die großen antiken Eisenstücke buchstäblich nicht tragen:

„Die bisherige Analyse der Aachener Eisen zumindest spricht nicht für ihre hohe Qualität. Den Forschern [...] kommt es deshalb auch gar nicht in den Sinn, dass hier mit einem Mühlenhammer ein außergewöhnlicher oder gar homogener Stahl erzeugt worden wäre. Des Autors mehrfach an Illig gestellte Frage [...], ob hier tatsächlich lange Stangen aus einem Strang gehämmert worden sind oder mit Stückelung gearbeitet wurde, für die es einer Hammermühle nicht bedarf, wurde schon vor einem knappen Jahrzehnt zugunsten der Stückelung entschieden.“ [Heinsohn 2012, 358]

Nun muss also das Aachener Eisen qualitativ schlechter werden. An diesem Abschnitt fällt zunächst auf, dass Heinsohn eine Frage an Illig stellt, die aus dem Aachen-Buchtext für ihn leicht zu beantworten gewesen wäre und zwar genau in dem Sinne, wie es auch Mainz gesehen hat: Natürlich sind die Anker aus mehreren Luppen zusammengesetzt. In *Aachen ohne Karl den Großen* ist nichts anderes festgestellt worden [Illig 2011b, 140]. Hier brennt der nächste 'Strohmann'. Trotzdem bedarf es der Hammermühle. Im folgenden zitiert Heinsohn aus einer Analyse der IBAC (*Institut für Bauforschung der RWTH Aachen*), zu der er anmerkt, dass die Ergebnisse genau dieser Analyse in der Zweitaufgabe von *Aachen ohne Karl den Großen* fehlen. Illig ist diese Analyse erst am 02. 06. 2012 durch Jan BEAUFORT zugänglich gemacht worden; es ist daher nicht überraschend, dass sie in einem im April des gleichen Jahres erschienen Buch nicht berücksichtigt werden konnte. Was also soll diese Bemerkung? Das „PDF-Zirkular“ des hier kritisierten Beitrags berücksichtigt die Analyse übrigens auch erst seit dem 04. 06. Indirekt sind Analyse-daten der Ringanker natürlich im Aachen-Buch enthalten, und zwar über die Mainz-Zitate [Illig 2011b, 134], denen eine Analyse der MPA Stuttgart aus dem Jahre 2003 zugrunde liegt. Diese scheint nach Mainz eine andere Sprache zu sprechen, als die IBAC-Analyse in Heinsohns Interpretation:

„Das gleiche Institut hat sich auch mit der Qualität des Eisens beschäftigt. Zusammenfassend wird hier testiert, dass das Schmiedeeisen von hoher Qualität ist. **Mit Ausnahme des extremen Phosphorgehaltes entspricht der Werkstoff bezüglich der Gehalte von wichtigen Begleitelementen bzw. Verunreinigungen nahezu den heutigen Anforderungen an einen Baustahl. Die Zugfestigkeit erreicht etwa die eines modernen Baustahles (etwa St33)**“ [Mainz, 32; Hvhg. AO].

Zur Erklärung: *Zugfestigkeit* ist die Belastung pro Quadratmillimeter Werkstoffquerschnitt, bei welcher der Werkstoff auseinandergerissen wird. Die *Streckgrenze* bezeichnet die Belastungsgrenze pro Quadratmillimeter Werkstoffquerschnitt, bei der eine elastische Verformung zu plastischer Verformung wird, ohne bereits zu reißen.

Früher hat man Stähle über die Zugfestigkeit klassifiziert, heute erfolgt das über die Streckgrenze. St33 heißt heute S185, wobei die 185 für die entsprechende Streckgrenze von 185 N/mm² steht, die Zugfestigkeit liegt hier bei 310–540 N/mm² [BTSSB].

Wie aber sieht nun im Vergleich das vorgebrachte englische Eisen aus? Hier können wir – dieser Teil entstand in Zusammenarbeit mit Illig – nicht auf Heinsohns Argumentation zurückgreifen, weil ihn die Qualität dieser Eisenbalken nicht interessiert hat. Als ein Beispiel soll hier zunächst der Balken von *Catterick Bridge* dienen, für den ebenfalls eine Analyse vorliegt. Diese war nicht einfach durchzuführen, denn

“After surface examination, the beam was sectioned longitudinally by machine cutting, and in this operation some difficulty was experienced owing to the softness of the metal and the occurrence of internal cavities” [Wright 24].

Nach einer Untersuchung der Oberfläche wurde der Balken entlang der Längsachse maschinell zerteilt, und bei dieser Operation traten einige Schwierigkeiten auf, bedingt durch die Weichheit des Materials und des Auftretens von inneren Hohlräumen. [Übersetzung AO]

Das Resümee in der Analyse wird wie folgt gezogen:

“This ancient iron beam can be classified as a porous mass of wrought iron, build up of several small pieces, which have been welded together” [ebd. 27].

Dieser antike Eisenbalken kann als eine poröse Masse von bearbeitetem Eisen klassifiziert werden, zusammengesetzt aus mehreren kleinen Stücken, die zusammengeschweißt wurden. [Übersetzung AO]

Die angegebene Zugfestigkeit liegt umgerechnet bei 220–570 N/mm², wobei diese Werte sich laut der Analyse aus einer einfachen Umrechnung der gemessenen Härte ergeben haben [ebd. 24]. Das macht eine Aussage über die reelle Zugfestigkeit schwierig; sie dürfte eher geringer als hier angegeben sein. Aber auch so ist das englische Eisen über die Untergrenze qualitativ schlechter als das Aachener Eisen, es liegt unterhalb der Norm für S185. Andere Untersuchungen von größerem Römereisen (hier Saalburg) hinterlassen ebenfalls keinen guten Eindruck:

„Außerdem wurde das Material chemisch untersucht. Dabei erwies es sich als ziemlich reines Eisen (Kohlenstoffgehalt meist weniger als 0,05%; bis 0,1% Si; 0,3–0,5% P; geringe sonstige Spurenelemente). Die Schnitte zei-

gen ein dichtes Kristallgefüge mit kleineren Kristallen im Randbereich. Nach innen werden die Kristalle größer und das Gefüge wird lockerer. Der Kern ist sehr locker aufgebaut; er weist eine schwammartige Struktur mit vielen Löchern auf. Teilweise war es möglich, Wasser durch den Blockabschnitt zu gießen. Diese innere Struktur ist für die eigentümliche, aufreibende Korrosion verantwortlich“ [Baatz, 32].

Dieses Zitat stammt aus einem Gutachten von Dietwulf BAATZ. Er beschäftigt sich mit den 8 größeren und 35 kleineren Fragmenten von Eisenträgern aus der Saalburg, berichtet aber auch über die großen englischen Funde in Corbridge (1 Teil / 156 kg), Chedworth (3 Teile / 484 kg), Catterick (2 Teile / 385 kg), Leicester (1 Teil, Gabelkopf ohne Gewichtsangabe), Llanfrynach (1 Teil, Balkenende ohne Gewichtsangabe). Behandelt werden zudem Funde aus Gallien und aus Xanten. Das Saalburgeisen und englische Funde sind sich offenbar von Form und Gefüge her sehr ähnlich:

„Wie die metallurgische Untersuchung zeigte, besitzen die Blöcke im Kern eine derart schwammige Struktur, daß man Wasser hineingießen kann. Die Randbereiche sind im Gegensatz dazu wesentlich dichter [...] Sobald die Bodenfeuchtigkeit in die Blöcke eindringen konnte, wurden diese von innen heraus zerstört. Es ist bemerkenswert, daß die gleiche Korrosion auch bei entsprechenden Objekten aus anderen Fundorten zu beobachten ist (z. B. bei dem Eisenträger aus Leicester)“ [ebd. 24].

In der *Colonia Traiana* (Xanten) sind 1935 etliche schwere Eisenteile gefunden worden, die im Krieg vor ihrer detaillierten Veröffentlichung verloren gingen. Aber W. Gilles hat nach der Ausgrabung ein metallurgisches Gutachten erstellt, das von G. Becker und W. Dick 1965 [541] verwendet worden ist:

„Bei den Blöcken handelt es sich um mehr oder weniger locker zusammengeschweißte Rennfeuerluppen“ [Baatz, 36].

BAATZ stellt Überlegungen an, wie diese römischen Eisenstücke geformt worden sein könnten:

„Vielleicht waren die Luppen im Kernbereich von geringerer Qualität als jene am Rand. Es handelt sich möglicherweise um Luppen, die nach der Entnahme aus dem Rennofen nur wenig ausgeschmiedet worden sind. Außerdem sind die Luppen im Kernbereich nicht gut verschweißt worden – sei es aus technischem Unvermögen, sei es aus Gründen der Wirtschaftlichkeit. Die Luppen, aus denen der Randbereich aufgebaut ist, sind dichter; sie sind anscheinend besser ausgeschmiedet worden als die Luppen im Kern der Blöcke. Außerdem wurden sie besser verschweißt. Es wäre zu untersuchen, ob im Randbereich Spuren einer Überarbeitung mit dem Schmiedehammer festzustellen sind. Möglicherweise sind die Blöcke abschnittsweise aus Luppen aufgebaut worden, so daß das Werkstück

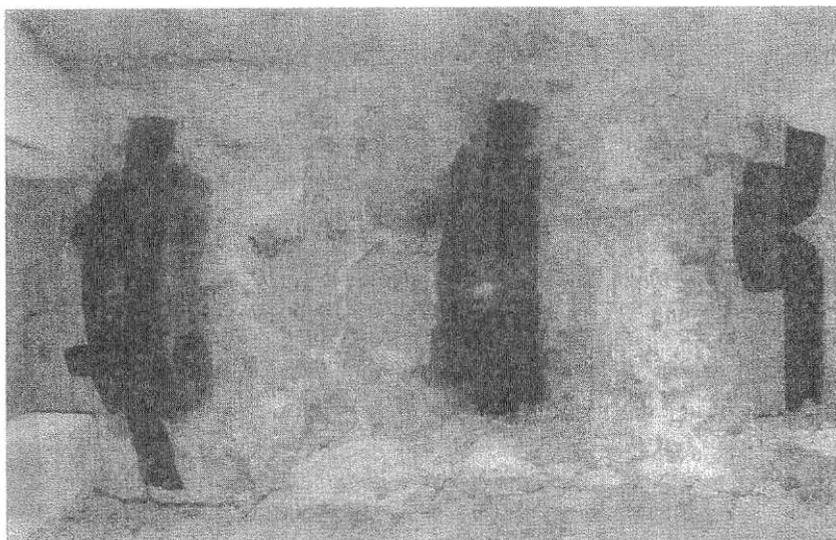
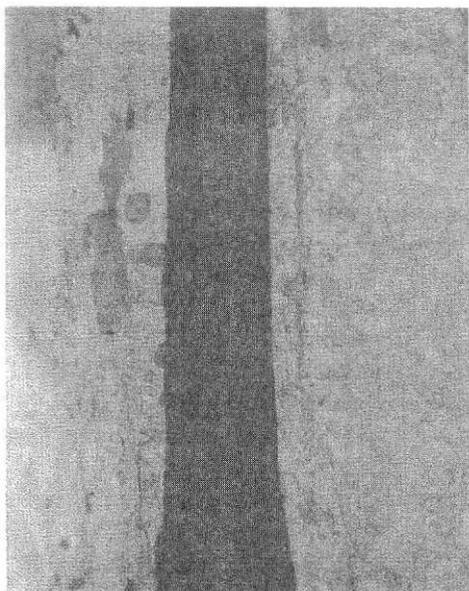


Abb. 1: oben links: Ringanker E5 mit verringertem Querschnitt nach Rostschutzbehandlung; oben rechts: Anker E5 mit Rostschaden; unten: Ringanker E3, E4, E5 in der Ecksituation [Maintz, 33 f.]

nach und nach ungefähr seine Form erhielt. Dabei mußte es immer wieder aufgewärmt und zum Schmieden aus dem Ofen gezogen werden, wozu eiserne Ketten und ein Flaschenzug nötig waren. Schließlich könnte es von außen überschmiedet und endgültig in die Form gebracht worden sein“ [ebd. 33].

Könnte etwas ähnliches auch beim Aachener Eisen praktiziert worden sein? Ein wesentlicher Grund spricht dagegen: Der Rostfraß erfolgt in Aachen von Außen nach Innen, wie sich an Bildern der Anker erkennen lässt (Abb. 1). Das steht im klaren Gegensatz zu den oben untersuchten größeren römischen Eisenstücken, die wegen ihrer porösen Struktur von Innen nach Außen gerostet sind. Zusätzlich ist die Querschnittsveringerung der Aachener Anker durch Rost erheblich (15-40 mm [Maintz 32]); wären sie nur oberflächlich handgeschmiedet, wären sie bereits zerfallen. Zudem muss ein mit Baustahl vergleichbares Eisen, wie in Aachen, nicht nur mittels Hitze aus Luppen grob zusammengefügt (quasi geschweißt) werden, sondern das Eisen muss mit dem Hammer gefaltet, ausgeschmiedet und immer wieder neu in Form gebracht werden, was bei den vorhandenen Querschnitten von Hand nicht mehr möglich ist. Sonst ist die Qualität nicht erreichbar. Die Hammermühle und damit die entsprechende Zeitstellung kommt ins Spiel. Ein deutlicher Hinweis, dass die Handschmiedegrenze tatsächlich bei etwa 3 x 3 cm liegt, findet sich in einem archäologischen Kommentar von D. BAATZ zu Gefügefotos (Abb. 2, rechts) und einer Kurzbeschreibung eines Fundes von sechs Eisenstäben aus dem Kastell Zugmantel [Hanemann] mit einem Querschnitt von 3,4 x 3,4 cm bis 4,0 x 4,0 cm:

Die Gefügeaufnahmen des Eisenstabes [...] zeigen, daß dieser aus leicht inhomogenem Schmiedeeisen mit hohem Ferritanteil und geringem Kohlenstoffgehalt besteht. Der ungleichmäßig verteilte Kohlenstoffanteil ist als Perlit vorhanden. Außerdem ist ein gewisser Phosphorgehalt festzustellen [...], der die Tendenz hat, das Eisen lokal spröde zu machen [...]. Im Inneren des Stabes waren einige kleine Hohlräume und Schlackeneinschlüsse zu beobachten [...], häufiger im Kern als in den stärker verdichteten Rand-schichten. Insgesamt läßt sich sagen, daß der Stab aus weichem Schmiedeeisen besteht, dessen geringer Kohlenstoffgehalt die Härte nicht wesentlich erhöht“ [Hanemann, 91 f.].

Der hier untersuchte Eisenstab, 1910 in einem Brunnen im Kastell Zugmantel gefunden, wies einen Querschnitt von 3,8 x 3,4 cm auf. Er ist leicht inhomogen, außen stärker verdichtet als im Inneren. Er scheint nur knapp über der Handschmiedegrenze zu liegen und ist nach den Gefügefotos zu urteilen von deutlich besserer Qualität als oben erwähnte größere Römereisenstücke (Abb 2, links). Zusammenfassend ist festzustellen, dass große Römereisenstücke als

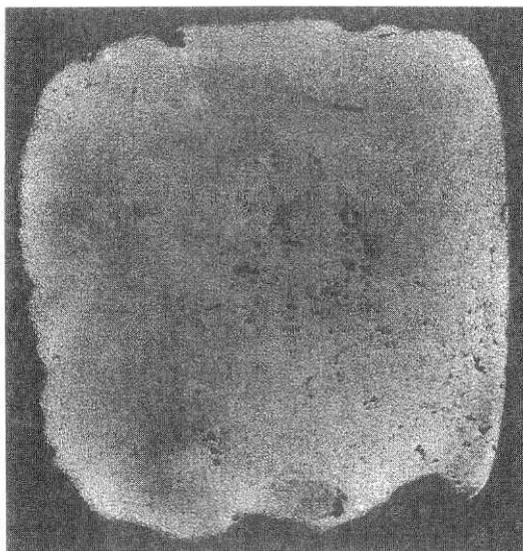
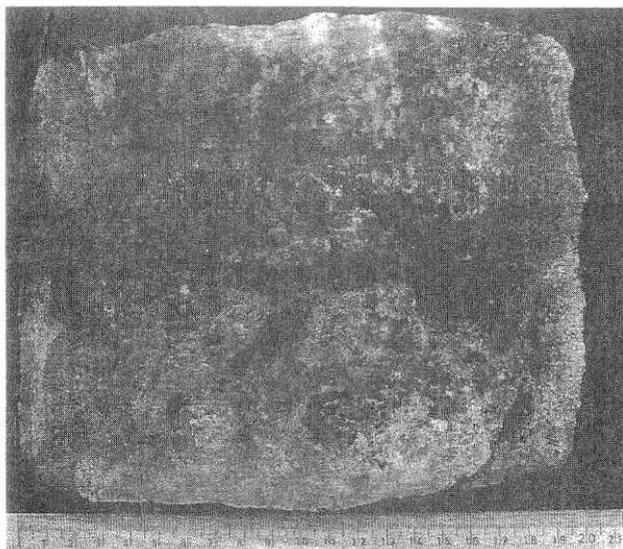


Abb. 2: oben: Querschnitt Saalburg Fundstück 7 (Fußstück) [Batz 30]; unten: Querschliff eines Eisenstabs aus Zugmantel; in der Senkrechten fehlen korrosionsbedingt 8 mm Eisen [Hanemann 90].

qualitativ schlechter gearbeitet anzusehen sind als das gewichtsmäßig vergleichbares Aachener Ringankereisen. Dazwischen liegen technologisch Welten, die chronologisch berücksichtigt werden müssen.

Vor diesem Hintergrund verliert dann auch das angeführte Raupach-Telefonat vollends seine Relevanz, die es als nicht belastbar gewonnene wissenschaftliche Aussage ohnehin nur in sehr begrenztem Umfang besessen hat. Von Hand 'zusammengepappte' und oberflächlich übergeschmiedete Luppen ergeben nun einmal keinen Stahl, wie ihn das MPA-Gutachten beschreibt.

Auch die Frage, ob der Aachener Bau auch ohne diese Anker ausgekommen wäre, ist von untergeordneter Bedeutung, denn sie sind nun einmal an der statisch passenden Stelle vorhanden und laut MPA-Gutachten von guter Qualität. Im Rahmen der Sanierung des Mauerwerks am Aachener Dom wurden zahlreiche Materialproben des Mauerwerks gezogen [Maintz, 44]. Dieses erlaubte die Berechnung einer Statik, deren Ergebnisse wie folgt dargelegt sind:

„Die Ergebnisse ohne Berücksichtigung der Anker:

- In den vertikalen Achsen ergeben sich an der Innen- und Außenseite nur Druckspannungen.
- In der horizontalen Achse ergeben sich genau oberhalb der Fenster des Tambours, also dort wo die Ringanker liegen, innen und außen Zugspannungen, die über dem vertretbaren Wert liegen, die das Mauerwerk alleine aufnehmen kann. [...]

Die Ergebnisse mit Berücksichtigung der Anker:

- In den vertikalen Achsen ergeben sich keine relevanten Veränderungen.
- In den horizontalen Achsen werden die Zugspannungen soweit reduziert, dass sie vom Mauerwerk aufgenommen bzw. sogar in Druckspannungen umgewandelt werden können.

Eindrucksvoll ist damit dargestellt, dass die karolingischen Ringanker E3 und E4 in der richtigen Höhe eingebaut sind, eine sehr wichtige Funktion haben und daher unverzichtbar im Hinblick auf die Standfestigkeit der Kuppel und des Oktogons. Leider ist der Zustand, wie unter Kapitel E beschrieben, Besorgnis erregend. Rost hat den Ankern stark zugesetzt. In den Eckbereichen sind die Anker durch die Augen geschwächt. Können die Ringanker weiter gesichert ihre Funktion übernehmen, auch bei starken Überbeanspruchungen z.B. durch ein Erdbeben? Meiner Meinung nach darf man nicht mit ruhigem Gewissen sagen, es ist lange gut gegangen, also ist kein Handlungsbedarf zu erkennen. Nein, ich meine, man muss über eine Alternative zu den vorhandenen Ringankern nachdenken“ [Maintz, 43 f.].

Das ist dann auch so ausgeführt worden: Das Oktagon hat einen außen umlaufenden vorgespannten neuen Ringanker einschließlich digitaler Messstellen erhalten. Aus Sicht des Dombaumeisters gibt es keinen Zweifel an der tragenden Funktion der alten Anker.

Heinsohn versucht in seinem Beitrag offensichtlich, Illig eine andere Argumentation unterzuschieben, als sie tatsächlich in Erst- wie auch Zweitauflage von *Aachen ohne Karl den Großen* abgedruckt ist. Was will er hier wirklich erreichen? Nach all diesen Mühen ist es dann um so überraschender, wenn er das Thema abschließt mit:

„So sehr diese Ergebnisse der Illigschen Mühlenhammerargumentation den Boden entziehen, so *nachrangig sind sie gleichwohl für die Datierung des Aachener Oktogons*. Dafür muss – nicht anders als für Rom und zahllose andere Städte [...] – der stratigraphische Blick zum Zuge kommen.“ [Heinsohn 2012, 360; Hvhg. AO]

Da stutzt der Leser und denkt sich: Was sollte das alles? Warum muss der Aachener Dom um jeden Preis ein nahezu direkt nachkatastrophischer Merowinger-Bau werden? Heinsohns These von einer verdoppelten Phantomzeit ist darauf nicht angewiesen, sie wäre von einem Verbleiben des Aachener Doms im 11. Jh. nicht beeinträchtigt. Was also ist die wirkliche Ursache für diese Aktionen gegen das Aachen-Buch? Muss es wirklich vor Metallhistorikern und Materialprüfspezialisten geschützt werden? Ist womöglich die chronologische Fixierung des Aachener Doms über das Eisen einfach denjenigen ein Dorn im Auge, die lieber freischwebende Chronologien entwickeln wollen? Oder geht es auch hier darum, analog zu den Anmerkungen von Ewald Ernst, Deutungshoheit über Illigs Ergebnisse zu gewinnen? Aber das sind alles Spekulationen, die hier und heute nicht weiter führen.

Aachener Stratigraphie

Heinsohn fordert den stratigraphischen Blick für Aachen. Wie sorgfältig sein stratigraphischer Blick auf Rom im aktuellen Beitrag durchgeführt wurde, wird an anderer Stelle (S. 396-399) diskutiert. Mit Aachen sieht es meiner Ansicht nach nicht viel besser aus. Über lange Jahre wurde in Aachen rücksichtslos gebaggert und war Archäologie selten Thema [Illig 2011b, 87f]. Walter SAGE schätzt die Situation für Aachen 1966 wie folgt ein:

„Eine allgemein gültige Stratigraphie des Aachener Stadtkerns läßt sich nach den ersten Versuchen zu planmäßigen Altstadtgrabungen noch nicht aufstellen.“ [Bauchhenß, 91]

Auch die Sicht von Leo HUGOT (vermutlich 1981) wirkt ernüchternd:

„Die Grabungsberichte in diesem Buche sprechen eine beredete Sprache, denn erst im Jahre 1954 konnte mit den ersten systematischen Untersu-

chungen auf unbebauten Trümmergrundstücken begonnen werden. Aber inzwischen war der Einsatz großer Erdbagger zur Selbstverständlichkeit geworden. Nur selten lassen sich Bauherren oder Baufirmen überreden, die Geräte für kurze Zeit an einer anderen Stelle innerhalb der Baugrube einzusetzen. An eine kurze Arbeitsunterbrechung ist schon gar nicht zu denken. So müssen sich heutige Untersuchungen auf kleine Profilschnitte und Böschungprofile ausgehobener Baugruben beschränken“ [ebd. 115].

Die Situation hat sich mit der Installation des neuen Stadtarchäologen Andreas SCHAUB gebessert, aber stratigraphisch tragfähige Veröffentlichungen sind immer noch Mangelware, vielleicht mit Ausnahme des oben zitierten Sammelbandes *Aquae Granni* aus dem Jahre 1982. Heinsohn stellt jedoch mit Bezug auf die Seite 88 von *Aachen ohne Karl den Großen* für Aachen ohne Umschweife fest:

„Damit ähnelt man beispielsweise Aachen, wo der Zeitraum 400 – 600 ohne Funde bleibt“ [Heinsohn 2011, 620].

Die Interpretation dieser Textstelle wurde bereits von Marianne Koch [94] gerügt und ist symptomatisch für Heinsohns aktuellen Umgang mit Quellen. Hat er daraus für den neu vorgelegten Text gelernt? Er zitiert zu Aachen ebenfalls SAGE von 1965, nach einem Hinweis von ERNST:

„[...] über den Trümmern antiker Baderäume eine mächtige Schutt- und Sumpfschicht, die nach den zahlreichen Einschlüssen an mittelalterlicher Keramik bis ins 12. Jh. offengelegen haben muss“ [Heinsohn 2012, 360], und bezieht dieses Zitat allgemein auf Aachen, indem er es einleitet mit: „Auch in Aachen breitet sich direkt ...“. Das Zitat von Sage bezieht sich allerdings nur auf eine einzige, eng begrenzte Örtlichkeit in Aachen, wie der folgende, dem obigen Zitat direkt vorhergehende Abschnitt zeigt:

„Der direkte archäologische Nachweis dieser Bebauung steht zwar noch aus, doch zeigten die 1964 am Hof westlich des Quirinusbades durchgeführten Grabungen, daß an dieser Stelle keine bedeutenden Bauten der Pfalz gestanden haben können. Vielmehr breitet sich hier [...]“ [Sage 1965, 325].

Wie viel von „Aachens übersumpfter Römerschicht der 230er Jahre“ [Heinsohn 2012, 361] wirklich nachzuweisen wäre, ist zu hinterfragen, denn es ist seit einiger Zeit bekannt, wo der nahe gelegene Aachener Bau wegen Feuchtigkeit zusätzlich unterfangen werden musste: nur an einem von 24 Ecken von Oktagon und Dekahexagon:

„Denn der Dom hat am Fundament eine kleine Besonderheit: Unter dem nordöstlichen Pfeiler 7 liegt das Fundament auf etwa 100 Eichenhölzern – eine Stütze, weil der Boden beim Bau dort sumpfig war.

Bei der noch laufenden Sanierung mussten Fachleute dort sowieso graben.

Also arbeiteten sie sich gleich bis unter das Fundament vor und holten zwei 60 Zentimeter lange Eichenpfähle heraus.“ [dpa].

Es gab also nur eine einzige sumpfige Stelle auf dem Baugelände des Doms. Auch die Örtlichkeit am Katschhof westlich des Quirinusbades ist deutlich eingegrenzt. Solche Stellen sind im thermalwassergesegneten Aachen natürlich kein Wunder, liegt doch die Alte Quelle Dom ganz in der Nähe, begleitet von Elisenbrunnen, Großer Monarch, Kaiserquelle, Nikolausquelle und Rosenquelle. Deswegen aber gleich Aachen in eine Sumpflandschaft verwandeln? Interessant ist an dieser „Sumpfschicht“ vom Katschhof, die von SAGE auch „Moderschicht“ genannt wird, dass sie

„im unteren und mittleren Teil spätrömische Keramik und eine Münze des Gratian [... enthielt]. Der Oberteil der Moderschicht dagegen war gekennzeichnet durch hochmittelalterliche Scherben, während frühmittelalterliche Gattungen offensichtlich fehlten.“ [Bauchhenß, 86]

Nach Meinung der Ausgräber handelt es sich um in die Quellsenke rund um den Markthügel (unter menschlicher Hilfe) eingeschwemmtes Material (Unrat und Abfall), nicht um Ablagerungen eines stehenden Gewässers oder Sumpfes [ebd. 94]. Um eine katastrophische Schicht handelt es sich jedenfalls nicht.

Es folgt bei Heinsohn [361] ein Verweis auf neu gefundene Thermenanlagen aus dem 2. und 3. Jh. Gibt es bei diesen neuen Funden keine Erwähnung späterer Aktivitäten? Der Zeitungsbericht [Hautermans], aus dem zitiert wird, fährt nach dem Heinsohn-Zitat unmittelbar fort:

„Ebenfalls gefunden wurde eine ausgedehnte spätrömische Bebauung aus dem 4. oder 5. Jahrhundert sowie frühmittelalterliche Reste von Holzbauten. Darüber hinaus gewann man die Erkenntnis, dass die Jakobstraße in ihrem heutigen Verlauf nicht über eine römische Trasse führt, diese Verbindung zum Markthügel verlief wohl näher zum Rathaus hin.“

Also auch hier deutliche Hinweise auf eine spätere römische Nutzung, wenn auch genauere stratigraphische Informationen, die eine detaillierte Analyse erlauben würden, fehlen. Die von Heinsohn [2012, 364] anvisierten 570 Pausenjahre ergeben sich in Summe nur, weil er die spätantik datierten Befunde ignoriert. Er müsste sie zumindest ansprechen und umdatieren, aber nichts dergleichen findet statt: schweigen und übergehen. Stattdessen:

„In diesen 570 Pausenjahren sollte eine signifikante intermittierende Schicht entstanden sein – mit Anwehungen, Pflanzenbewuchs etc. Die aber wird nicht gefunden. Im Gegenteil, die Ausgräber staunen ja unverhohlen darüber, dass nach 1100 niedergebrachte Gräber in der römischen Kaiserzeit landen: »...ältere Bestattung gestört. Diese wiederum wurde ausweislich der darin geborgenen Funde frühestens im 12./13. Jahrhundert eingebracht. Unter und zwischen den Gräbern hatten sich überraschenderweise noch umfangreiche römische Siedlungsschichten erhalten. Bedeut-

sam sind Reste aus der *Gründungsphase des römischen Aachen*« [Aachen römische Bäderstadt 2012; Fettdruck GH]“ [Heinsohn 2012, 364].

Die mächtige Schicht nach SAGE, eben noch für ganz Aachen ins Spiel gebracht, existiert plötzlich nicht mehr. Stattdessen steht der Dom angeblich direkt auf den Römerruinen ohne „intermittierende Schicht“. Allerdings haben Gräber eine gewisse Tiefe, genauso wie die fünf Meter herabreichenden Dom-Fundamente nicht nur an der Oberfläche kratzen. Dass romanische und gotische Fundamente bis in die untersten Römerschichten reichen können, war auch schon in Köln unterm Dom zu beobachten [Otte, 156]. Dabei wurden allerdings viele Schichten durchstoßen. Wie kommt Heinsohn anhand der vorliegenden Information und besonders des von ihm selbst vorgelegten Zitats zu der Aussage „Die [intermittierende Schicht] aber wird nicht gefunden.“?

Wer dem Heinsohn-Quellenverweis folgt, der stellt zunächst überrascht fest, dass sich das Zitat auf der angegebenen Seite nicht findet! Immerhin ist es auf der gleichen Website auffindbar. Dort steht geschrieben:

„Die große, auf der Längsmittelachse der Vorhalle gelegene Gruft bestand aus frühneuzeitlichen Feldbrandziegeln. Darüber hinaus wurde bei Erbauung dieses Grabes eine ältere Bestattung gestört. Diese wiederum wurde ausweislich der darin geborgenen Funde frühestens im 12./13. Jahrhundert eingebracht.

Unter und zwischen den Gräbern hatten sich überraschenderweise noch umfangreiche römische Siedlungsschichten erhalten. Bedeutsam sind Reste aus der Gründungsphase des römischen Aachen.“ [Zeitreise ac]

Die zwei kleinen Bilder auf der Webseite lassen auf vorsichtig geschätzt ca. 4 Meter tiefe Grabungen im Dom schließen. Lässt sich aus diesem Zitat also tatsächlich folgern, dass eine intermittierende Schicht nicht gefunden wurde? Es ergeben sich vielmehr zunächst nur eine Reihe von Fragen: Wie tief lagen die Gräber genau? Was war sonst noch dazwischen? Was war darüber? All das wird auf der Seite in dem extrem kurzen Bericht nicht erwähnt, es wird nur auf das für die Ausgräber Überraschende eingegangen, was aber z.B. aus Kölner Sicht überhaupt nicht überraschend ist.

Die Aussagen zur Aachener Stratigraphie verdeutlichen zwei Dinge besonders: Heinsohn geht nachlässig mit den Quellen um und zieht aus ihnen Schlüsse, welche die Quellen beim besten Willen nicht hergeben. Die PDF-Zirkulare enthalten zahlreiche ähnlich gelagerte Fälle, aber da sie nicht öffentlich sind, verbietet sich eine Verwendung zur weiteren Untermauerung.

Zur Frage „Aachen von der spätrömischen bis in die frühmittelalterliche Zeit aus archäologischer Sicht“ befindet der Stadtarchäologe Andreas SCHAUB übrigens ganz aktuell:

„Die Verteilung spätrömischer Funde in der Aachener Innenstadt deckt sich weitgehend mit dem bekannten früh- und mittelkaiserzeitlichen Siedlungsbild [...]. Demzufolge können derzeit weder eine signifikante Verkleinerung der Siedlungsfläche noch ein nennenswerter Bevölkerungsschwund für das 4. Jahrhundert belegt werden. Die Münzreihe endet mit Prägungen theodosianischer Zeit, in der generell im Rheinland der Zustrom aktueller Münzen abbricht. *Spuren einer finalen Zerstörung der römischen Siedlung konnten auch bei den jüngsten großflächigen Untersuchungen weder im Befund noch im Fundbestand festgestellt werden.* Gleichwohl sind gesicherte Baubefunde spätrömischer Zeit bisher nur vereinzelt nachweisbar. Es handelt sich zumeist um Umbauten bestehender Gebäude, wie im Fall der Münster- und Büchelthermen und nur in drei Fällen um Neubauten.“ [Kraus, 405; Hvhg. AO]

Formale Kritik

Ein Blick ins Literaturverzeichnis des aktuellen Heinsohn-Beitrags zeigt Verweise auf 13 (!) PDF-Dateien, die im Email-Verteiler zirkulierten sowie einen weiteren Verweis auf mehr als 19 zirkulierte Emails von E. Ernst. Keine dieser Quellen ist öffentlich verfügbar, deren Nachprüfung mithin dem *Zeitensprünge* Leser nicht unabhängig möglich. Das ist eine aus wissenschaftlicher Sicht bedenkliche Praxis, die geltende Standards nicht erfüllt. Hier wäre es notwendig gewesen, die Quellen und Zitate aufzulösen.

Abschluss

Vor einer Fehl- oder Überinterpretation, einem Übersehen einer Quelle oder eines späteren Satzes innerhalb eines Zitates ist niemand wirklich gefeit. So etwas kann passieren. Ich hoffe aber deutlich gemacht zu haben, dass Heinsohns Umgang mit den Texten Anderer, die Frequenz und Intensität dieser Interpretations-Aktionen, äußerst bedenklich geworden ist. Wann dieser für mich befremdliche Umgang eingesetzt hat, muss weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben. Derzeit und zumindest bei diesem Thema werden Texte jedenfalls fehlinterpretiert und umgedeutet zur Stützung eigener Thesen. Quellen werden nachlässig zitiert und steile Thesen produziert, die durch die Quellen, selbst wenn man sie gegen den Strich bürstet, nicht gedeckt sind. Und Ewald Ernst hat, so erscheint es mir jedenfalls, in den letzten Monaten kräftig bei Gunnar Heinsohn gelernt.

Dieses Problem mit Heinsohns These ist deutlich geworden, als sich Heinsohn unnötig gegen Illig gewendet hat, denn seitdem geht es nicht mehr gemeinsam gegen den Mainstream, sondern wurde im eigenen Bereich gekämpft. Vertrauensvorschüsse fallen da weg. Und da zeigt sich nunmehr,

zumindest für mich, dass die Wissenschaftlichkeit bei Heinsohn irgendwo auf der Strecke geblieben ist. Die bereits vorgetragene methodische Kritik [Koch] unterstütze ich zu 100 %.

Das soll natürlich nicht bedeuten, dass man sich nicht kritisch mit der Spätantike und der römischen Reichskrise beschäftigen, dass man sich nicht für die teilweise sichtbaren Ablagerungen während und nach der Römerzeit interessieren sollte. Aber bitte nicht in der von Heinsohn gewählten Form und mit seiner Methode.

Literatur

- Baatz, Dietwulf (1991): Die schweren Eisenträger von der Saalburg. Zur Form, Funktion und Metallurgie (mit einem Beitrag von Andreas Hauptmann und Robert Mad-din; *Saalburg Jahrbuch*, Jg. 46, 24-40
- Bauchhenß, Gerhard (1982): (1982): *Aquae Granni. Beiträge zur Archäologie von Aachen*; Bonn
- Becker, G. / Dick, W. (1965): Metallkundliche Untersuchung einiger am Niederrhein gefundener Eisenblöcke aus der Römerzeit; *Archiv für das Eisenhüttenwesen*, Bd. 36, 537 ff.
- Bressan, David (2011): *Tsunamite*;
<http://geschichtedergeologie.blogspot.de/2011/11/tsunamite.html>
- BTSSB (2012): *Stahlnormen in der Gegenüberstellung*;
<http://www.stahlteile.eu/stahlnormen.html>
- Doppelfeld, Otto (1980): *Die Ausgrabungen im Dom zu Köln / Otto Doppelfeld; Willy Weyres*; Mainz
- dpa (2009): Aachener Dom 1200 Jahre alt - definitiv; *Frankfurter Rundschau*, 03. 06.
- Ernst, Ewald (2012): Kommentar „Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom“; *Zeiten-sprünge* 24 (2) 370 f.
- Hanemann, Heinrich (1994): Metallographische Untersuchung eines eisernen Nagels und eines Eisenstabes vom Kastell Zugmantel; *Saalburg Jahrbuch*, Jg. 47, 86-92
- Hautermans, Heiner (2012): *Ab 40 Zentimetern Tiefe wird es spannend*; Aachener Nachrichten, *an-online.de*, 11. Mai;
http://www.aachener-nachrichten.de/sixcms/detail.php?template=an_detail&wo=mailing&id=2378258
- Heinsohn, Gunnar (2011): Österreich ohne Spätantike; *Zeitensprünge* 23 (3) 618-646
- (2012): 230er Reichskrise im Imperium Romanum und in Aachen. Illig und Koch contra Heinsohn; *Zeitensprünge* 24 (2) 345-369
- Illig, Heribert (2011a): Aktualitäten aus der Karolingerzeit. Zwischen Madrid, Aachen, Höxter, Dubrovnik – Wikinger und Konstantin VII.; *Zeitensprünge* 23 (1) 51-64
- (2011b): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelfing
- (?2012a): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts* (erweiterte Zweitaufgabe); Gräfelfing
- (2012b): *Ostia antica. Roms Hafenstadt. Ausgrabung contra überlange Zeitkürzung*;

- Zeitensprünge* 24 (1) 99-124
- (2012c): Auch Phantomzeit kann fiktiv sein. Kritik an ihrer Verdopplung; *Zeitensprünge* 24 (2) 394-419
- Koch, Marianne (2012): Zeitenspringers Freud und Leid; *Zeitensprünge* 24 (1) 74-98
- Kraus, Thomas R. (Hg. 2011): *Aachen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Band 1: Die natürlichen Grundlagen. Von der Vorgeschichte bis zu den Karolingern*, Aachen
- Mainz, Helmut (2005): *Sanierung karolingisches Mauerwerk*, Veröffentlichungen des Karlsverein-Dombauverein, Band 7, Aachen
- Otte, Andreas (2012): Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom. Grabungsprofile, Böden und schwarze Erde; *Zeitensprünge* 24 (1) 155-170
- Wright, J.H. (1972): Metallurgical examination of a Roman iron beam from Catterick Bridge, Yorkshire; *Bulletin of the Historical Metallurgy Group* Vol. 6, No 1, 24-27
- Zeitreise ac (2010): *Abschluss der Domgrabungen*;
http://www.archaeologie-aachen.de/de/aktuelles/nachrichten_terminen/grabung_dom/index.html

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Anmerkung aus aktuellem Anlass

von Marianne Koch

Im vorliegenden Heft versucht Gunnar Heinsohn seine 600-jährige neue Phantomzeittheorie mit der Zusatzhypothese einer reichsweiten (ev. weltweiten?) Naturkatastrophe um. ca. 230 zu untermauern. Unter den zahlreichen Argumenten, die nach seiner Ansicht den plötzlichen Untergang des antiken Rom belegen, findet sich unter Nr. 10 die Gesetzgebung Justinians (Digesten) von 533 als angebliche Wiederholung der antiken Gesetze bis 230. Den Entwurf seines Beitrags schickte mir Heinsohn am 04. 06. 2012 – noch mit dem Untertitel „Illig gegen Heinsohn“ – persönlich zu, da ich mich zu Silvester 2011 aus dem Kreis der „Mailingliste“ verabschiedet hatte. In seinem Anschreiben fordert er mich auf, mich zu Justinians Gesetzen zu äußern. Zu diesem Zeitpunkt schrieb ich bereits an meinem obigen Beitrag und hatte ihn Heribert Illig angekündigt. Im Artikel zum Münzschatz von San Giusto [1/2012, 72] erwähnt Heinsohn dieses Argument erstmals öffentlich. Das bewog mich, meine langjährigen Recherchen zum Römischen Recht zusammenzufassen und meine Kritik an der von Vorurteilen geprägten herrschenden Sicht auf Justinian und seinen Gesetzeskomplex endlich zu veröffentlichen (s.o.).

In diesem speziellen Fall kann Heinsohn keine Nachlässigkeit bei der Beleginterpretation vorgeworfen werden, er folgt nur der irrigen herrschenden Lehre. Der Aufsatz insgesamt hinterlässt aber auf Grund der zahlreichen anderen scheinwissenschaftlichen, bis an die Grenze zur Fälschung gehenden Überinterpretationen von Quellen und Falschzitaten einen schalen Eindruck. Die diskriminierende Umdeutung von Autorenaussagen wird am Beispiel Aachen/Illig besonders deutlich. In den Schlussabsätzen des ersten Textteils triumphiert sie mit rhetorischen Fragen und mit hinzu phantasierten Antwortmöglichkeiten, die nur den Zweck verfolgen, im anschließenden zweiten Teil Heinsohns eigene Katastrophensicht als diskutablen Zweig gängiger Expertenmeinungen zum Untergang des antiken Imperium Romanum zu lancieren. Unter den Vertretern unterschiedlicher Positionen zu Zeitpunkt, Ausmaß und Auslöser von Katastrophen gibt es niemanden, der eine plötzliche reichsweite Naturkatastrophe erwägt, vielmehr widersprechen die Standpunkte dieser Experten prinzipiell dem Heinsohnansatz. Um der konkreten Auseinandersetzung mit derartigen Erklärungsmodellen aus dem Weg zu gehen, wirft Heinsohn jede Aussage zu Katastrophengeschehen pauschalisierend in denselben Topf und imaginiert einen generellen Konflikt zwischen sogenannten Katastrophenbefürwortern und Kontinuitätsvertretern, den es keineswegs gibt. Chronologisch berücksichtigt jeder außer Heinsohn grundsätzlich die konven-

tionelle Herrscherabfolge. Im herkömmlichen wissenschaftlichen Diskurs werden die Einzelstandpunkte sicherlich kontrovers diskutiert; deshalb zwei sich befehdende Lager zu erfinden ist unseriös. Auch Heinsohns „Kontinuitäts“-Lager gibt es daher natürlich nicht. Damit soll einzig die konkrete Diskussion über die „Kaiserliste“ abgewürgt werden. Es ist eine demagogische Möglichkeit für Heinsohn, die Argumentation Illigs zur Kaiserliste, die sich mit epigraphischen Relikten wie etwa Meilensteinen für einzelne Herrscherabfolgen belegen lässt, abzutun und Illig unter die Kontinuitätsverehrer einzureihen (s. S. 348 f.). Damit diskriminiert er Illigs methodische Arbeit zum wiederholten Mal.

In der Endfassung des vorgelegten aktuellen *Zeitensprünge*-Beitrags von Heinsohn (S. 345) taucht mein Name plötzlich als Heinsohngegnerin im Untertitel auf. Eine solche Einordnung habe ich sicherlich durch meine Kritik an der 'Methode Heinsohn' und den Nachweisen seiner wissenschaftlich fragwürdigen Belegpraxis im letzten Heft verdient. Hierzu konnte ich eine ebenfalls kritische Stellungnahme des gerügten Autors erwarten. Zu meiner Überraschung wird mir im vorliegenden Heinsohntext aber nur angekreidet, dass ich Illigs Argumentation zur Eisenqualität in *Aachen ohne Karl den Großen* im Gegensatz zu ihm verstehe und das zweite Aachenbuch als methodisch sauber argumentierenden Meilenstein für die karolingische Phantomzeit begrüße. Ist das Heinsohns einzige Antwort auf meine Kritik an seinen Texten? Ich schließe daraus, dass er meine kritische Gegnerschaft inhaltlich nicht zur Kenntnis nehmen will; ebenso wenig hat er sich ja auch mit den kritischen Inhalten aus Artikeln zu Einzelargumenten seiner neuen Phantomzeitthese auseinander gesetzt, die besonders Illig, aber auch andere seit 2011 vorgebracht haben. Er benutzt kritische Stimmen offenbar nur formal, um leise seine Opferposition aufzubauen und um im Gewand einer Art Rechtfertigungsschrift ungerührt seine These ausweiten und in den *Zeitensprüngen* veröffentlichen zu können.

Wie bereits in meinem Kritikartikel „Zeitenspringers Freud und Leid“ mehrfach versichert (s. auch aktuellen Beitrag), halte ich die Diskussion über die Länge der Illig'schen Phantomzeit nicht für abgeschlossen. Aber sie muss sich wissenschaftlicher Verfahrensweisen bedienen. Heinsohns Arbeitsweise entspricht diesem Standard nicht mehr. Er ist auf dem Wege, alle Vorurteile der herrschenden Akademiker und ihrer Mediensprecher gegen die Chronologiekritik, wir seien unwissenschaftlich arbeitende Spinner mit Sektencharakter, eindrucksvoll zu bestätigen. Damit degradiert er nicht nur die jahrzehntelangen Anstrengungen von Heribert Illig und vielen anderen, er demontiert auch seinen eigenen Ruf als ernsthafter Wissenschaftler auf Dauer.

MarianneKoch1@gmx.de

Auch Phantomzeit kann fiktiv sein Kritik an ihrer Verdopplung

Heribert Illig

Gunnar Heinsohn setzt die Debatte mit einem Artikel fort, der primär die weitere Ausformung seiner Thesen zur verdoppelten Phantomzeit zum Ziel hat und auf die kritischen Ausführungen im letzten Heft nur marginal eingeht. (Sein Artikel zu Trier als Antwort auf Karl-Heinz Lewin ist zurückgestellt.) Dafür wird erstmals die schon lange aufgeworfene Frage nach einer merowingischen Pfalzkapelle in Aachen nicht mehr nur zwischen Email-Versendern in einem Kreis von 10 bis 20 Personen diskutiert oder – da ohne herstellbaren Bezug – zwangsläufig anonymisiert in der erweiterten Fassung von *Aachen ohne Karl den Großen* behandelt [161-167]. Nun wird das 'heiße Eisen', an dem primär Ewald Ernst mitgewirkt hat, mitsamt der Kernfrage nach den Eisenankern der *Zeitensprünge*-Leserschaft vorgestellt, weshalb jetzt direkt darauf geantwortet werden kann. Diesen Part hat Andreas Otte übernommen (S. 372), der sich im Rahmen einer Paralleldiskussion gerade in den Themenkomplex eingearbeitet hatte. Meine eigene Kritik folgt Heinsohns Text, nur die von ihm zu Anfang gebrachten geschichtlichen Verdopplungen werden von mir am Schluss behandelt.

Katastrophenkünder Cyprian?

Marianne Koch [2012a, 89-93] hat ebenso wie Otte (S. 388) bemängelt, dass Heinsohn nicht sorgfältig genug mit seinen Quellen umgeht. Es sind nun allein in seinem aktuellen Beitrag sechs, insgesamt acht weitere fehlinterpretierte Zitate hinzugekommen. Das erste, auf Cyprian zurückgehende Zitat auf S. 348 besagt nicht das, was Heinsohn ihm zuschreibt. Denn es geht zunächst um Prophezeiungen des Herrn, die zur christlichen Naherwartung bald nach +33 geführt haben, zum anderen um eine konkrete Seuche zu Zeiten Cyprians. Seine Schrift *De mortalitate* beginnt mit den Worten: „Die gegenwärtige Seuche“, und am Beginn des zweiten Kapitels steht: „Solche Drangsale sind jedoch schon lange vorhergesagt als Anzeichen der letzten Zeiten“. Die von Heinsohn zusammengesetzten Satzteile besagen nichts anderes:

„Daß Krieg und Hungersnot, Erdbeben und Seuchen allerorten ausbrechen, hat er vorher verkündigt und prophezeit. / Daß auch die Christen von der Seuche nicht verschont bleiben, darf nicht wundernehmen [...] die Macht der jetzt wütenden Krankheit“ [Cyprian].

Es handelt sich also 'nur' um eine akute Seuche, bei Cyprian auch Pest genannt. Heinsohn hört hingegen Cyprian „von verheerenden Beben und Fluten“ sprechen, von Verlusten „aus Seuchen und Katastrophen ganz anderer Dimension“. Doch das ist schlicht und einfach hineingelegt, eine weitere Fehlinterpretation zugunsten der eigenen Geschichtsinterpretation.

Aber Cyprian könnte ohnehin nicht als Zeuge auftreten. Er soll von 210 bis 258 gelebt haben, Bischof von Karthago, ein bedeutender Kirchenschriftsteller und ein Märtyrer (unter Kaiser Valerian) gewesen sein. Im Kap. 17 hat ihn bereits beschäftigt, dass die Pest manchen Christen um den Märtyrerruhm bringen könnte – er selbst errang zu seinem Glück die Märtyrerkrone. Nun ist Heinsohn überzeugt, dass die Anfänge der Kirche im mittleren 1. Jh. liegen, weil sie zu Ende des Jahrhunderts bereits große Basiliken als Versammlungsräume in Rom gebraucht hätte. Dann müsste auch der Märtyrer Cyprian ins 1. Jh. rücken, denn Christenverfolgungen dürfte es nach Tolerierung dieser Religion im Römerreich nicht mehr gegeben haben.

Ein Märtyrer aus dem 1. Jh. könnte aber nur von einer Katastrophe im 1. Jh. künden, nicht von einer im 3. Jh. Oder bliebe er bei 230, während die Kirchenschriftsteller des 4. ins 1. Jh. rücken? Heinsohns Vorstellungen zum frühen Christentum bleiben in sich widersprüchlich.

Die größte Naturkatastrophe nach der Zeitenwende?

Anschließend postuliert Heinsohn eine einzige, riesige Katastrophe bei 230, die das römische Reich gründlich zerstört. Da er ihr 70 Jahre später seine verdoppelte Phantomzeit folgen lässt, glaubt er sich berechtigt, sämtliche Katastrophen und zugehörige Berichte, die bislang der Epoche von ca. 220 bis sogar 930 zugeordnet werden, auf das Jahr 230 zu fokussieren und sogar die Geschichte bis 1100 (s. S. 366) zur Disposition zu stellen – das ist allerdings nur Ausdruck dessen, dass seine Thesen im gegebenen Rahmen nicht verifizierbar sind. Trotz dieses waghalsigen Schritts kann Heinsohn keine europaweite Katastrophe nachweisen, geschweige denn Augenzeugen- oder Chronikberichte vorlegen, die es wegen dem Weiterbestehen der Zivilisation und dem Weiterbauen nach 230 gegeben haben muss.

So hat auch Cyprian nichts Verwertbares berichtet. Velikovsky machte einst den Fehler, von völliger Verdrängung katastrophischen Geschehens zu sprechen, obwohl er aus den Mythen und sonstigen Überlieferungen fast beliebig viele Zeugnisse zitierte. Heinsohn kann sich hier auf kaum einen oder gar keinen Bericht beziehen, müsste also völlige Amnesie und Verdrängung nach 230 postulieren, obwohl die byzantinische Epoche nahtlos weitergeht. Allerdings müssten die Christen aus Furcht vor dem Himmelsgott oder auch wieder vor den Göttern vom abstrakten Blutopfer zum erneuerten, realen

Blutopfer zurückkehren – so der Schluss aus Heinsohns *Erschaffung der Götter* [2012]. Die von Heinsohn unterstellte Kultabstraktion hin zur Wassertaufe wäre sicher keine Antwort auf die im Falle einer riesigen Himmelskatastrophe erneut und dramatisch aufbrechenden Ängste gewesen.

Verdopplung nach zwei, drei oder vier Jahrhunderten?

Wir stoßen bei Heinsohn erneut auf verschiedene Gegensatzpaare: Wiederholung des 2. im 4. Jh., also eine Verdopplung im Abstand von rund 200 Jahren, manchmal auch um rund 400 Jahre, während es ihm eigentlich um 300 Jahre geht. Der Urheber der Idee hat hier noch nicht für Klärung gesorgt. Das gilt auch für die Frage nach den heidnischen und christlichen Augusti und Caesaren, deren eigentliche Reihe weiterhin im Dunkeln liegt. Einmal mehr (S. 349) wird die Kaiserliste als willkürliches, später erfundenes Schriftstück abgetan, obwohl ich darauf hingewiesen habe, dass der *Corpus* lateinischer Inschriften es sehr wohl erlaubt, die Kaiserliste zu 'unterfüttern'. Vielmehr überträgt Heinsohn die Entscheidungsgewalt der archäologischen Stratigraphie und befindet, dass „für die Zeit zwischen 1 und 600 komplette archäologische Stratigraphien ebenfalls nicht beizubringen sind“ (S. 349).

Für dieses Urteil kann er die vorgelegten Stratigraphien für St. Severin in Köln, den Kölner Dom, für Krefeld-Gellep oder Regensburg nicht wahrgenommen haben (die Quellen dazu siehe im Resümee ab S. 410). Außerdem überschätzt Heinsohn sein stratigraphisches Argument: Es liefert nur eine relative Abfolge und kann, solange ein Bau unverändert steht, keineswegs diese Zeit wiedergeben. So fehlen z.B. beim Pantheon sechzehn Jahrhunderte; es können aber bei ihm obendrein Jahrhunderte zu Jahrzehnten oder Jahren werden, weil Heinsohn stratigraphische Schichten offenbar als fast beliebig komprimierbar sieht.

Das Balbus-Theater als Katastrophenweiser?

Zum Balbus-Theater in Rom bringt Heinsohn keine Stratigraphie, sondern nur den Hinweis auf zwei Ablagerungen ungenannter Höhe (S. 350), die ebenfalls von der Riesenkatastrophe künden sollen. Mit gleicher Souveränität ließe sich eine Web-site von *Roma antiqua* zitieren, die dort bis zum Jahr 1000 deutlich mehr Veränderungen kennt:

„In der Spätantike wurde das Theater wiederholt von Erdbeben, Feuern und Tiberhochwassern beschädigt. Theoderich nahm 507–511 eine letzte Renovierung vor, aber der Theaterkomplex wurde weiterhin genutzt: Während des ganzen Mittelalters, der Renaissance bis in die Moderne – wenn auch nicht mehr seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß: Im 7.–9. Jahrhundert wurde in der Exedra Glas hergestellt, sie wurde als Müllhalde

genutzt und in Brennöfen wurde der Marmor des imperialen Rom zu Kalk verbrannt. Ein kleiner Tempel, der in der Mitte des quadratischen Platzes gestanden hatte, wurde mit einer Kirche überbaut. Um das Jahr Tausend wurde das Theater in das Castrum Aureum umgewandelt, einen Festungsbau, der eine Kirche und ein Kloster umfasste“ [*roma antiqua*].

Es mag erst seit kurzem Grabungen geben, die sich speziell der Reichskrise annehmen, aber andere Grabungen haben längst klare Antworten geliefert. Keinen Kilometer vom Balbus-Theater entfernt lag die *Sonnenuhr des Augustus*, darüber die neu gelegte *des Domitian*. Als Edmund Buchner 1979 beide auf dem Marsfeld suchte, war ihm klar, dass es weit in die Tiefe gehen würde, war doch dieses Gebiet wegen der vielen Tiber-Überschwemmungen lange nicht bebaut und wurde später immer wieder überflutet. Er grub auf dem von ihm bestimmten Gelände:

„Es kam bald das erste Paviment zum Vorschein, und zwar in einer Tiefe von 1,15 m. Bis zur Tiefe von 6,40 m hatten wir schließlich **zwölf Pavimente** übereinander, sicherlich Vorgänger der Via di Campo Marzio, die also ein uralter, wohl schon in der Spätantike bestehender Straßenzug ist. Hier ist eine Stratigraphie des Marsfelds gewonnen worden bis in eine Tiefe von 8,20 m unter dem jetzigen Straßenniveau“ [Buchner, 58; Hvhg. III].

Die Fundamente der Augustus-Uhr (anno -8) lagen zum Teil sogar in einer Tiefe von 8,57 m [ebd. 59]. Die Uhr des Domitian (81–96) wurde notwendig, weil laut Plinius die Sonnenuhr seit 30 Jahren nicht mehr richtig ging (wohl wegen einer Neigung des schattenwerfenden Obelisken). Das riesige ‘Zifferblatt’ wurde unter Zweitbenutzung der älteren Bronz Buchstaben neu errichtet, doch nach rund 90 Jahren bereits 1,50 m höher angelegt als die des Augustus [ebd. 66]. So liegt Domitians Uhr in einer Tiefe von ca. 6,70 m, das älteste Paviment mit 6,40 m nur 0,30 m darüber! Damit ist eine Katastrophe „in einem Tag und einer Nacht“ (so Platon zu Atlantis) ausgeschlossen. Die Pavimente weisen auf das stete Anwachsen des Geländes hin, das fast wie eine Halbinsel vom Tiber um- und immer wieder auch überflossen wird.

Von einer Erneuerung der Domitian-Uhr ist nichts bekannt, obwohl auch sie durch das Voranschreiten der Präzession ‘aus dem Ruder’ gelaufen ist. Da die *Via di Campo Marzio* direkt über die riesige Fläche der Sonnenuhr lief, nur 14 m neben dem schattenwerfenden Obelisken, kann sie erst nach Verfall der Sonnenuhr angelegt worden sein. Andererseits verzichtete das Mittelalter lange Zeit auf Straßenpflasterung. Deshalb besteht die begründete Vermutung, dass sich die zwölf Pavimente, also zwölf übereinander liegende Straßenpflaster, auf jene Spätantike verteilen, die man üblicherweise mit Diokletian (284) beginnen lässt; das Gelände ist stetig angewachsen. Die viele Meter hohen Anschwemmungen einer abrupt hereinschwappenden Doppelwelle werden durch diese Straßenpflaster eindeutig widerlegt, wie auch die Ausgra-

bungen von Ostia bezeugen, dass kein Tsunami über diese Küstenstadt hinweg nach Rom und wieder zurück gerollt ist. Leider hat Heinsohn die entsprechenden Ausführungen [Illig 2012a] ignoriert.

Der Tiber war immer ein gefährlicher Fluss mit rasch hereinbrechendem Hochwasser. Schon +15 wurde erwogen, zum Schutze der Stadt mehrere Nebenflüsse vom Tiber wegzuführen, was aber zu Roms Nachteil Absicht geblieben ist. Obwohl heute ganz andere Schutzbauten errichtet worden sind, stieg 2008 der Tiber – der im Hochsommer fast austrocknen kann – auf den Pegelstand 12,50 m, 2005 sogar auf 14 m, den höchsten Stand seit rund 50 Jahren [apa; news]. Die Schlamm- und Gerölmengen, die Italiens drittgrößter Fluss auf dem Marsfeld ablagerte, dürften nicht gering gewesen sein.

Es gibt mit Franz Reber, professionellem Kenner der römischen Ruinen, einen unverdächtigen Zeugen, da sein Buch bereits 1863 publiziert worden ist. Damals hat noch niemand nach Uhr oder Theater gegraben; aber die *Crypta Balbi* war bekannt. In der Ausgabe von 1991 steht:

„Wir haben zwar von der Lage dieses Theaters, welches Cornelius Balbus, des Augustus Freund, erbaute (13 v. Chr.), aus dem Altertume keine genauere Kunde, als daß es in der Region Circus Flaminius war und zwar so nahe am Tiber, daß es den Überschwemmungen des Flusses ausgesetzt war.“ [Reber, 96]

Demnach war gerade dieser Bau durch die unvermeidbaren Tiber-Hochwasser gefährdet. Heinsohn betrachtet nun die spätere Bebauung auf dem Theater. Eine solche kann im benachbarten Marcellus-Theater heute noch besichtigt werden: Dort wird der Verfall Ende des 4. Jh. gesehen, danach Nutzung als Steinbruch, Überbauung mit mittelalterlichen Wohnhäusern und Umgestaltung zur Festung im 13. Jh. [wiki → Marcellustheater]. Doch zurück zum Balbus-Theater und Heinsohns Interpretation:

„Die bescheidenen Neubauten werden in das 9. Jh. datiert, folgen aber unmittelbar auf die beiden baulosen Ablagerungs-Schichten, die direkt auf der Bauschicht des 2. Jh. liegen, was den Mittelalterbeginn in das 3. Jh. bringt“ (Heinsohn, S. 354).

Die *Bilder des Balbus-Theaters* vor und nach seiner Zerstörung zeigen, dass hier Mangel herrschte. Das widerspricht nicht der herkömmlichen Sicht, die Reichskrise und kurze Regentschaften der vielen Soldatenkaiser (235–284) als einen gravierenden Einschnitt zeigt. Danach regiert jedoch *Diokletian*, der den Riesenbau seiner zum Teil sehr gut erhaltenen *Thermen* aufführen ließ. Heute liegt der nach ihnen benannte Hauptbahnhof (Roma Termini) neben ihnen, genutzt werden nach wie vor folgende Einbauten: Michelangelos mächtige Kirche Sta. Maria degli Angeli, das Thermenmuseum (Museo Nazionale Romano), die Kirche S. Bernardo alle Terme und ein Planetarium; die

große Exedra wird von der weitläufigen Piazza de Repubblica im Grundriss nachgezeichnet, auch der riesige, hundertsäulige Kreuzgang des einstigen Kapuzinerklosters liegt noch auf diesem Gelände. Für die Thermen ließ Diokletian den *Aquädukt Aqua Marcia* ableiten, der dann von Vitiges 537 gekappt worden ist. Außerdem ließ der Kaiser eine *Säulenhalle* nahe dem Pompeiustheater errichten und folgende Bauwerke wieder herstellen: die unter Carinus und Numerianus 283 abgebrannte *Basilica Julia*, den *Tempel* auf dem Caesar-Forum und die *Scena des Pompeius-Theaters* [Reber, 19, 58, 65, 101, 252 f.]. Bald danach entstand die gewaltige Maxentius-Konstantins-Basilika, dann wird die neue Hauptstadt am Bosphorus erbaut. Das ist in sich stimmig und bleibt trotz Heinsohns Ausführungen stimmig.

Nicht stimmig ist die für Rom bislang unfundierte Tsunami-These. Insofern bleibt die Umverlegung des Mittelalterbeginns ins 3. Jh. (s. S. 354) blankes Postulat. Das gilt genauso für die ersehnte Kurz-Stratigraphie: Imperiale Baublüte bis 230 / Zerstörungsschicht (3. Jh.) / Mittelalter-Bebauung. Nach allen Befunden wurde Rom weder an einem Tag gebaut, noch an einem Tag infernalisch zerstört.

Der unkundige Justinian?

Heinsohns Zitat, wonach Justinian das Staatschristentum Konstantins nicht kenne, verändert die Aussage der Textstelle. Hier der ganze Absatz:

„In der Praefatio zu seiner 47. Novelle von 537 blickte Justinian zurück auf die Geschichte der *res publica Romana*. Sie sei von König Aeneas gestiftet worden, erneuert von dem Stadtgründer Romulus und dem Gesetzgeber Numa und zum dritten Male begründet von «Caesar dem Großen» und «Augustus dem Frommen». Weder der Anfang der Freiheit in der Republik, noch der Beginn des Staats-Christentums durch Constantin treten hier in Erscheinung. Das spätrömische Kaisertum begriff sich als die bruchlose Fortsetzung des Principats, der Republik und des Königtums“ [Demandt, 182].

Es geht dabei Justinian wie Demandt um den großen Bogen von den mythischen Königen ab -750, von den Anfängen der Republik ab -510 über den Beginn des Principats (= Kaisertum) um -50/30 hin bis zu Justinians Gegenwart im 6. Jh. Auf derselben Seite führt Demandt aus, dass sich der abrupte Übergang, den einst Mommsen bei Diokletian sehen wollte – vom Principat zum Dominat am Beginn der dadurch definierten Spätantike –, „in einer langen Entwicklung vollzogen hat“, also für die Römer selbst keinen Einschnitt bedeutete. Das Demandt-Zitat belegt also in keiner Weise, Justinian habe vom Beginn des Staats-Christentum durch Constantin nichts gewusst. M. Koch wird in ihrer Kritik [2012a, b] an Heinsohns Arbeitsweise bestätigt.

Fehlinterpretationen von Graphiken

Indem Heinsohn nun die Diskussion mit einer **Gebäudegraphik** weiterführt, entsteht eine Kluft zwischen Graphik und ihrer Legende, die dritte problematische Verzerrung eines Sachverhalts (s. S. 355 f.):

„Häufigkeit archäologischer Überbleibsel in West-Deutschland mit der Trierer »Ausreißer-Säule« im 4. Jh. für zu spät datierte Bauten Groß-Konstantins und der Justinian-datierten „Ausreißer-Säule“ um 600 [...] es ist gerade die „Ausreißer-Säule“ der nachstehenden Grafik für die Konstantin-Bauten etc. im 4. Jh. innerhalb einer ansonsten flachen Entwicklung, die einmal mehr unterstreicht, dass diese Bauten dahin gehören, wohin sie nach Stil, Bildschmuck und Trierer Stadtgeschichte allein passen – also in das 2./3. Jh.“ (Heinsohn, S. 355)

Alle anderen Betrachter sehen keine ansonsten flache Entwicklung, sondern eine ziemlich 'zackige' Graphik. Wenn der Begriff „Ausreißer-Säule“ berechtigt wäre, dann müsste die bei -120 genauso isoliert aus einer „ansonsten flachen Entwicklung“ aufragende Säule ebenso umdatiert werden wie die bei +340, und die „Ausreißer-Säule“ bei -50 genauso wie die bei +560; der Begriff ist also Willkür. Die Graphik entspricht dem Geschehen im römischen Reich mit der doppelten Zerstörung Roms 410 und 455. Die Bezeichnung „Trierer »Ausreißer-Säule«“ wird durch die Beschriftung „Trier laboratory“ ebenso wenig motiviert wie ihre Vereinnahmung für Konstantins-Bauten, geht es doch bei der Graphik gar nicht um Architekturreste allein in Trier, sondern um archäologische Reste in ganz Westdeutschland. Da würden z.B. auch Kölner Römerbauten darunterfallen.

Dasselbe gilt für die **Schiffswrackgraphik** als vierte willkürliche Fehlinterpretation (s. S. 357). Zwischen -500 und +500 liegt die Zahl datierbarer Wracks in absoluten Zahlen im Schnitt deutlich höher als für die nächsten 1.000 Jahre, obwohl man wegen des venezianischen Mittelmeerhandels und seiner Gegner (Moslems, Normannen, Genuesen) deutlich mehr Wracks vermuten möchte. Heinsohn liest Erstaunliches heraus: Keith Hopkins als Miturheber der Wrackgraphik „spürt das Gewaltige des Umbruchs“ (s. S. 356):

„Für einige Jahrhunderte war der Fernhandel zur See (gemessen an datierten Wracks) größer als jemals zuvor, aber auch größer als in vielen Jahrhunderten danach“.

Aus der Graphik ist nur darauf zu schließen, dass der im 1. und 2. Jh. sehr starke Seehandel mit der Reichskrise zwar stark zurückging, aber immer noch ein Mehrfaches als in den Jahrhunderten danach betrug. Seebeben und Tsunamis in dem von Heinsohn und Ernst erhofften europaweiten Umfang hätten wohl die meisten Häfen unbrauchbar gemacht, die Schiffe in den Häfen und dicht an der Küste abrupt zerstört, was den Handel vorübergehend fast zum

Erliegen gebracht hätte. Nichts davon ist erkennbar. Und Hopkins hat das Gewaltige des vermeintlichen Umbruchs nicht gespürt; er kann nicht für Heinsohns Sicht zeugen.

Klar erkennbar ist hingegen, dass die den drei Jahrhunderten zwischen 614 und 911 zugeschriebenen Wracks nun wirklich abzählbar wenige sind, bestens vergleichbar mit dem Negativbefund zwischen -1000 und -600, einem anderen uns geläufigen „dark age“.

Aachens Pfalzkapelle

Unter Punkt III kommt eine selbstlose Rettungstat von Heinsohn und Ernst. Sie wollten mein Buch über Aachens Technik vor den bekanntlich sehr schnell loslegenden professionellen Metallhistorikern ‘retten’ (s. S. 358), indem sie es noch schneller selbst widerlegen, sprich ‘versenken’ wollten. Seit einem drei viertel Jahr geht es beim Entstehen zahlreicher PDF-Zirkulare um dieses Buch. Bei Ernst war dies anfangs verständlich, hielt er doch lange die Aachener Pfalzkapelle für einen Römerbau, ohne es freilich beweisen zu können. Heinsohns verdoppelte Phantomzeit und seine Katastrophe bei 230 blieben von meiner Umdatierung in die Zeit um 1100 vollkommen unberührt. Trotzdem duldet er meine längst bekannte Datierung [Illig 1992b, 90], plötzlich nicht mehr und verlegte den Bau ins 3. Jh., zunächst als Römer-, dann als Merowingerkirche. Ernst war das erste Opfer dieses Attacke, musste er doch seine Römer- zugunsten einer Merowingerdatierung aufgeben, obwohl diese Franken nie als große Architekten und schon gar nicht als Innovatoren bei der Eisenherstellung hervorgetreten sind.

Die beiden ‘Retter’ meines Buchs mussten nun römisches Eisen in großen Dimensionen und entsprechender Qualität finden, wo auch immer. Das erwies sich als schwierig, weil nirgends im römischen Weltreich eisenarmierte Mauern zu finden sind und ‘Ausflüge’ bis nach Indien oder China sich wegen des unbeweisbaren Wissenstransfers ohnehin verboten hätten. Dafür wurden jene technischen Errungenschaften der Römer – etwa die wassergetriebene Gattersäge – gegen mich ins Treffen geführt, die ich selbst in die Diskussion eingebracht hatte, um zu demonstrieren, wie weit die Römer gekommen sind – aber auch nicht weiter. Nach allgemeiner Ansicht haben sie den Fallhammer nicht erfunden, den sie für große, gediegene Eisenteile gebraucht hätten. Der von Ernst und Heinsohn herangezogene Versuch englischer *Wikipedia*-Autoren, dem römischen Britannien diese Maschinenteknik zuzuweisen, erwies sich als Übersetzungsfehler [Illig 2012b, 162]. Die großen römischen Eisenteile aus Britannien, Gallien und Germanien sind – wie Andreas Otte auf S. 379 f. ausführlich zeigt – mit keinem Baustahl vergleichbar, sondern eher mit eisernen Schwämmen, denen der Handhammer eine glatte Oberfläche brachte. Diesen

Vorgang nennt man überschmieden, im Gegensatz zum richtigen Durchschmieden. Und wer könnte Kaliber von bis zu 24 x 24 cm mit der Hand auch nur zu einem Fünftel durchschmieden?

Noch etwas zur Argumentation: Es war Heinsohn und Ernst nicht wichtig, die Güte des römischen Eisens aus Britannia und Germania zu prüfen; sie wollten nur dem Aachener Eisen eine mäßige Qualität bescheinigen. Dafür wird nicht nur ein Gutachten der Diplom-Ingenieure Raupach, Bruns und Warkus [2003] zitiert (vgl. Otte S. 384), sondern auch eine Telefonauskunft des Hauptgutachters, Aachens Professor Michael Raupach (s. S. 360). Demnach wären alle Eisenanker in Aachen von Hand schmiedbar, selbst die mit 10 x 10 cm – eine Gigantenleistung für einen karolingischen oder merowingischen Schmied, verglichen mit den Fähigkeiten heutiger Schmiede.

Für Informationen höchster Gewichtung ist das ein nicht nachprüfbarer, unwissenschaftlicher Beleg, der nicht in die Diskussion gehört – hier die fünfte problematische Zitation. Obendrein ist der Gutachter eigentlich befangen, weil seine Forschung durch das Domkapitel Aachen gefördert wird [s. Raupach u. a.]. Raupach, Domkapitel und -baumeister erwarten gebannt das Mega-Ereignis: den 1200. Todestag Karls d. Gr. am 28. 01. 2014. Dafür laufen in Aachen enorme Vorbereitungen, denen ein Verlust von Karls wichtigstem Bauwerk nicht zuträglich wäre. Da soll dann theoretisch ein karolingischer Schmied den mehr als zehnfachen Querschnitt einer Eisenstange bewältigen, den heutige Schmiede bearbeiten können. Dombaumeister Maintz hat sich schon 2005 in einem kühnen Zirkelschluss salviert: 'Natürlich' konnten karolingische Schmiede die Eisenanker erzeugen, weil diese beim Aufmauern in karolingischen Mörtel gelegt worden sind [vgl. Illig 2012b, 134, 136]. So einfach lässt sich die sonst kaum nachweisbare karolingische Schmiedeleistung angesichts hartnäckiger Kritiker steigern.

Schließlich muss die sechste falsche Zitatauslegung richtig gestellt werden. Heinsohn (S. 364) liest bei mir: „Anders als Illig sieht der Autor mithin keinen Sturz alles Karlinischen »ins Nichts.«“ Alle anderen lesen im Titel meines Buches *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*, dass Technik das Reich Karls d. Gr. ins Nichts stürzt; über Karl den Einfachen und die weiteren realen französischen Karolinger bis 987 wird im Titel und im Buch so wenig ausgesagt wie über die sonstigen fiktiven Karolinger. Aber Heinsohn versteht plötzlich seinen Carolus simplex von 2001 in stark veränderter Form. Damals schrieb er von sich:

„Der Autor hat sich der These vom *Simplex*-Karl aus dem 10. Jh. als der Originalvorlage für die anderen bzw. ‚früheren‘ karolingischen Karle des 8./9. Jhs. angeschlossen“ [Heinsohn 2001, 636].

Zu dieser Zeit waren das noch „fiktive Karle“ [ebd.], allesamt aus Carolus Simplex erzeugt; er wird schon in Heinsohns Überschrift zum realen „Urmus-

ter für den Überimperator und die restlichen frühmittelalterlichen Karls-Kaiser“, also für Fiktionen. Heute will er ihn als seltsame Mischfigur sehen, bei der die Grenzen zwischen Realität und Fiktionalität verschwimmen:

„Versuchsweise könnte er »Gesamt-Karl« heißen – als Amalgam von Hammer, Mann, Jüngerer, Groß, Kahl, Dick und Simplex – und entschieden gegen Löschung verteidigt werden“. (Heinsohn, S. 364)

Die Verteidigung gelänge nur, wenn das Amalgam zu einem Gutteil real war. Erhält also Karl d. Gr. wieder – ein bisschen – Realität? Mit dieser Neupositionierung aller Karle entsteht eine massive Gegenposition zum *erfundenen Mittelalter* mit seinen 297 Phantomjahren, seinen erfundenen Karlen und seiner Aachener Pfalzkapelle um 1100, als ginge es um den beharrlich betriebenen Sturz möglichst aller meiner einschlägigen Thesen.

Die Datierung der Tang-Zeit

Im ersten Heft 2011 begann Heinsohn sein Projekt ‘600 Streichjahre’ nach einem Bali-Aufenthalt. Schon beim ersten Rundgang durch fernöstliche Chronologien kam es zu einem Fehler, der Herausgeber und Autoren der *Zeitensprünge* in immer neue Diskussionen zwingt und sukzessive zu Gegnern macht. Was ist passiert? Heinsohn [2011a, 170] nahm als „Eichmaß“ für die europäische Chronologie ausgerechnet jene von Hinterindien. Eine Prüfmöglichkeit allemal, aber angesichts der dort im Vergleich zu Mitteleuropa allzu wenigen guten Grabungen sicher kein Eichmaß, sondern nur Basis für Quervergleiche. Indem er über Indien sogar Korea erreichte, versuchte er dort einige dynastische Verschiebungen zwischen |0| und 900. Mit dem Erreichen Chinas wird das Geschehen verständlicher: Es geht um den Einstieg in die Problematik des damaligen Reiches der Mitte, bei dem für Heinsohn

„natürlich auch die mit ihr [Koreas Silla-Reich] verbündete chinesische Tang-Dynastie (konvent. 7.–9. Jh.) zurück in die Zeit vor 600 [muss]. Dadurch kann der mysteriöse Riss in der Chronologie der überragenden chinesischen Pferdeskulpturen aus Bronze geschlossen werden. Nach der späten Han-Dynastie (konvent. 23–220) muss die technologische Vormacht des Altertums volle 400 Jahre auf die Wiederkehr der prachtvollen Werke warten [...]. Der chronologiekritische Vorschlag, die Tang-Zeit – bei Wegfall des 7. bis 9. Jh. – ins 9. bis 12. Jh. zu verlegen, muss diesen Riss ungekittet lassen [Zeller 2002/a/, 100 f.].“ [Heinsohn 2011a, 181]

Ein klärender Rückblick

Bei diesem Einstieg ins Dickicht chinesischer Dynastien müssten *alle* Lösungsvorschläge auf den Prüfstand, die zu Chinas Tang-Dynastie (618–

907) von *Zeitensprünge*-Autoren vorgetragen worden sind, weil gerade hier die Ansichten extrem weit auseinanderliegen. Schon vor 20 Jahren hat es sich empfohlen, die Abfolge chinesischer Dynastien wegen ihrer zahlreichen Ungereimtheiten – beispielsweise Doppelungen vieler handwerklichen Erfindungen – zu prüfen [Illig 1992, 41 f.]. 1994 nahm zunächst Manfred ZELLER diese Anregung auf und wollte die als real erachtete Tang-Zeit in Richtung Zeitenwende verschieben, um sich 2002 jedoch zu korrigieren [Zeller 2002a, 79]:

„Meine damaligen Vorschläge – insbesondere eine Verschiebung der Tangzeit in Richtung der europäischen Antike – waren ein erster Versuch und können so nicht beibehalten werden.“

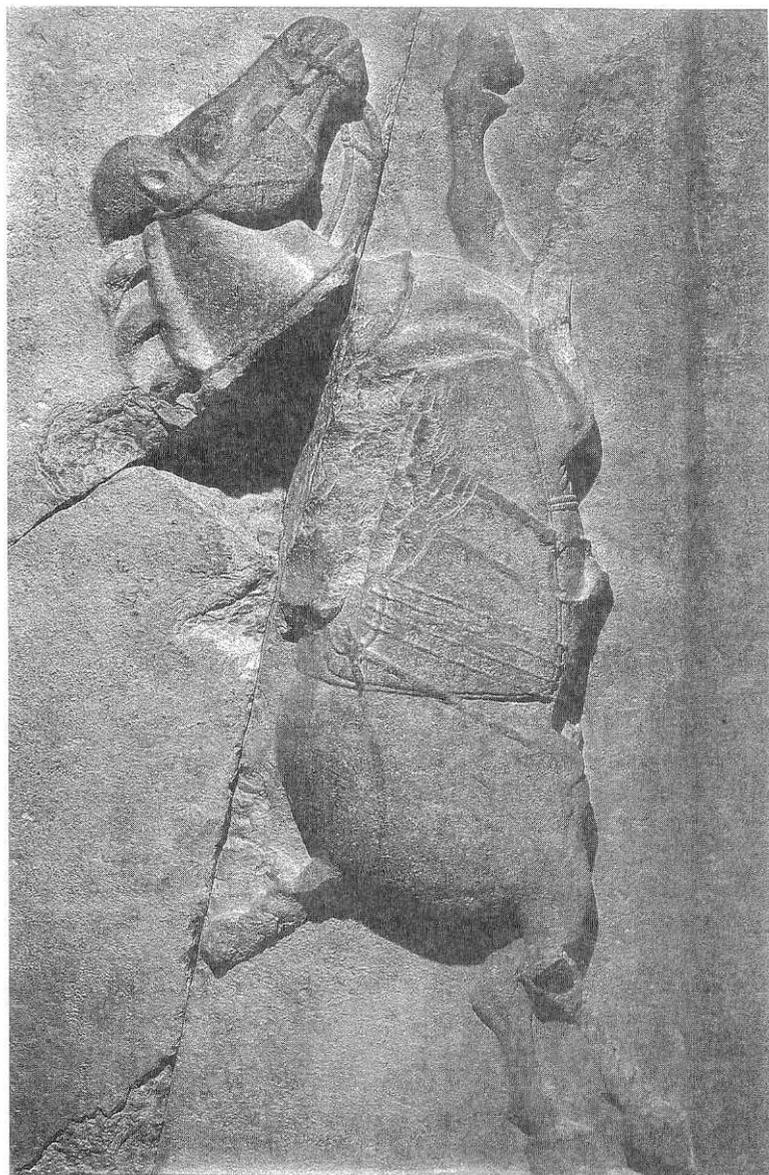
Grund waren byzantinische Münzen und Kopien aus gleich alt eingestuftem Gräbern aus der Zeit um 600. 1998 hat sich Uwe TOPPER mit China beschäftigt und mit lockerer Hand befunden, die Tang-Dynastie sei fiktiv. Auf Fomenkos Spuren schlug er die Jesuiten als Erfinder einer großartigen Tang-Zeit vor. Dies schien keine gute Lösung, weshalb ich ein Jahr später schrieb:

„Unwahrscheinlich ist, daß die Tang-Zeit genauso verschwinden kann wie die Karolingerzeit. Jede vorgeschlagene Lösung muß dem reichen archäologischen Befund aus der Tang-Zeit Rechnung tragen, kann ihn also nicht einfach wegreden, wie Topper es getan hat. Die berühmten Tang-Figuren sind mit einem breiten archäologischen Kontext verbunden; die erstaunlich lange Liste von bekanntgewordenen Kaisergräbern im Gebiet Guanzhong – bestätigt durch Grabinschriften – kann selbstverständlich nicht übergangen werden“ [Illig 1999, 119].

Klaus WEISSGERBER [1999, 482] bestärkte mich darin. 2002 kam ZELLERS lang erwartete Antwort auf Topper. Nach Abklärung vieler Details befand er: „Nicht erfunden ist m. E. die Tangzeit; fraglich ist die Zeit danach“ [Zeller 2002a, 97]. Wird diese gestrichen, rückt die reale Tang-Dynastie ins Hochmittelalter an die Stelle der Nördlichen Song [ebd. 100]. Nur diesen Vorschlag hat Heinsohn kritisiert.

Chinesische Dynastien von |0| bis 1000, herkömmlich datiert [Matz, 181 f.]

960–1279	Song-Dynastie
923– 960	Späte Tang-/ späte Jin-/ späte Han-/ späte Zhou-Dynastie
907– 923	Späte Liang-Dynastie
618– 907	Tang-Dynastie
581– 618	Sui-Dynastie
265– 589	Zeit der sechzehn Königreiche
220– 264	Zeit der drei Reiche
25– 200	östliche Han-Dynastie
9– 23	Xin-Dynastie



Tang-Pferd im fliegenden Galopp. Das Pferd Shifachi des späteren Kaisers Tai-zong aus dessen Grabanlage; konvent. ca. 636 [Frings, 271]

Im selben Heft suchte auch WEISSGERBER [2002a, 73, 76] nach einer Antwort und bestätigte die Tang-Dynastie als real. Im Folgeaufsatz vertrat er die Auffassung [2002b, 379], dass in China wie in Japan die Realzeit ab ca. 600 bis heute durchläuft (hier und im Weiteren immer konventionelle Lehrbuchdaten), womit die Tang-Dynastie gegenüber dem Westen *vor* der Phantomzeit steht.

ZELLER [2002b] blieb bei einer Streichung *nach* den Tang und fasste dafür eine Kürzung der 297-jährigen Phantomzeit in Europa ins Auge. WEISSGERBER [2002d] sichtete die gesamten Chroniken mitsamt dem entsprechenden archäologischen Befund und nannte als mögliche 'Luftjahre' die Zeit 220–316 [2002d, 704]. Seitdem ruhte die Arbeit, die Tang-Zeit zweifelsfrei zu datieren und eine eventuelle Phantomzeit im Osten festzulegen.

Tang-Zeit-Verdopplung ex nihilo?

Trotz aller Schwierigkeiten mit Fernost und den Bezügen nach 'Fernwest' sah HEINSOHN ausgerechnet hier *den* Hebel für die europäische Chronologie. Er sprach sich zunächst dagegen aus, „die Tang-Zeit – bei Wegfall des 7. bis 9. Jh. – ins 9. bis 12. Jh. zu verlegen“ [Heinsohn 2011a, 182] – keine gute Wiedergabe von Zellers Vorschlag einer möglichen Verlegung ins 10. bis 13. Jh., ohne sich zu einem eventuellen Wegfall von 7. bis 9. Jh. zu äußern.

Heinsohn [2011a, 181] war gegen Zellers Lösung, weil er einen nur von ihm gesehenen, 400-jährigen Riss in der Chronologie chinesischer Pferdeskulpturen aus Bronze schließen wollte. Die Tang-Pferde sollen deshalb gleichzeitig mit den Han-Pferden auftreten (-206 bis +220). Warum in derselben Zeit? Selbst für Heinsohn [2011a, 181] sind die von ihm ausgewählten Bronzen nicht zum Verwechseln ähnlich. Der grandiose Schwung des 'fliegenden' Han-Pferds – es scheint galoppierend auf einer fliegenden Schwalbe zu fußen – kontrastiert stark zu den stehenden oder Schritt gehenden Tang-Pferden, ob aus Bronze oder Terrakotta. Seltene Ausnahmen wie das Pferd Shifachi des späteren Kaisers Taizong (das Steinrelief wird auf 636 datiert) werden im fliegenden Galopp dargestellt [Frings, 271, Abb. 186], der – *horribile dictu* – seit minoischer und amarnischer Zeit bekannt ist. Da wäre ein Nacheinander eher zu erwarten als ein Miteinander, sofern das wenig trennscharfe Kriterium einer Stilfrage überhaupt für eine Änderung der Dynastienabfolge ausreicht.

Dann erfolgt der Schritt hin zur Stratigraphie. Heinsohn beschäftigt sich mit den beiden Tang-Hauptstädten: In *Chang'an* konstatiert er eine Lücke von über 500 Jahren [Heinsohn 2011a, 183 f.], bei *Luoyang* sieht er:

„Würde man die Jahre 316–581 einfach aus dem Zeitstrahl von Luoyang streichen, gäbe es in der Stadt kein überzeugendes Material, mit dem sie sich dagegen wehren könnte, obwohl sie als »östliche Hauptstadt« der

Tang vom 7. bis 10. Jh. sogar »eine Million« Einwohner gezählt haben soll [Abramson 2008]. Ohne archäologischen Befund bleibt das so märchenhaft wie eine Millionenstadt Bagdad oder eine Halbmillionenstadt Cordoba im 9. Jh. [Illig 1999, 106]. Dafür liefert Luoyang pars pro toto einen Schlüssel für die maximale Fundmenge bzw. Besiedlungslänge, die an irgendeinem Ort Chinas für die Zeit vom 1 bis 10. Jh. ermittelt werden.

Hauptstadt-Chronologie von Luoyang

923–935	Spätere Tang
618–922	Lücke („Östliche Hauptstadt“ der Tang mit „einer Million“ Einwohnern)
581–618	Sui
316–581	Lücke
0 –316	Han, Wei und westliche Jin

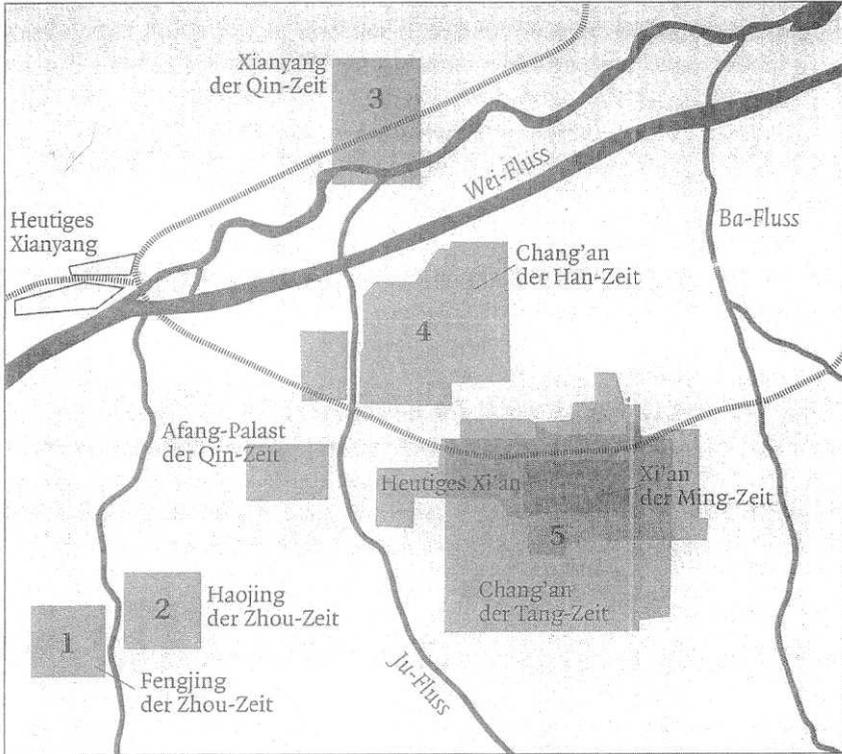
“ [Heinson 2011a, 182].

Der zugrunde liegende *Wikipedia*-Artikel (auch der zitierte Abramson ist lediglich eine *Wikipedia*-Fußnote, ohne Seitenangabe) nennt an archäologischem Befund von den Han bis zu den Späten Tang nur einen riesigen Getreidespeicher aus der Sui-Dynastie. Wie dank dieser Aussagen Luoyang „einen Schlüssel für die maximale Fundmenge bzw. Besiedlungslänge, die an irgendeinem Ort Chinas für die Zeit vom 1. bis 10. Jh. ermittelt werden“ (s.o.), liefern soll, bleibt dunkel. Das ist die siebte ‘ungeddeckte’ Interpretation eines Zitats, diesmal aus *Wikipedia*.

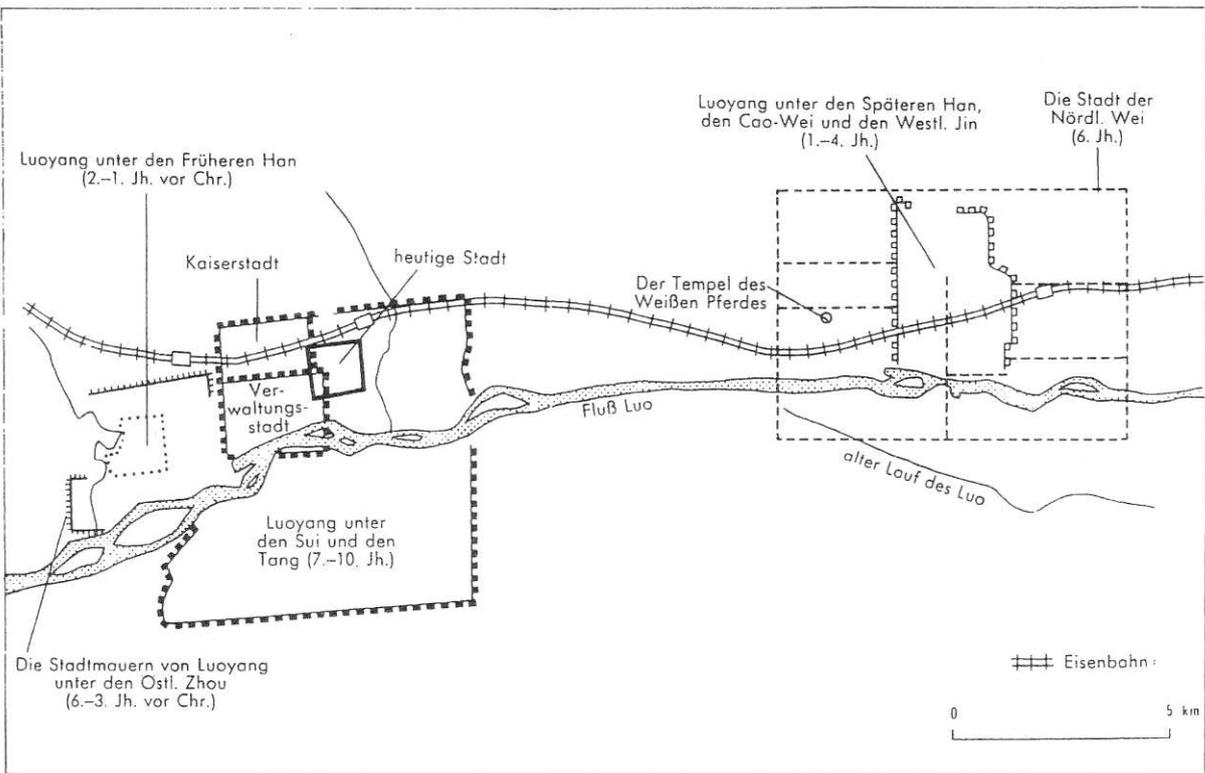
Wäre die Millionenstadt Luoyang tatsächlich ohne irgendwelche Überreste? Im 2009 eröffneten *Luoyang Museum* steht die „world-renowned Tang tricolored glazed pottery“ [luoyang], wie sie auch das Titelbild von Heft 1/2011 geschmückt hat. Im *Luoyang Ancient Tombs Museum* ist die Tang-Zeit mit Gräbern vertreten [ebd.]. Eine kurze Internet-Suche führt zu ausgegrabenen Dachziegeln:

„Die Dachziegel der Tang-Dynastie (einschließlich Wadang), die in Luoyang ausgegraben wurden, sind reich in ihrer Beschaffenheit, variieren in ihrer Art wie in ihrer Größe und unterscheiden sich in ihrem Schmuck. Diese Dachziegel verkörpern die Errungenschaften in Baumaterial, Technologie und künstlerischer Ausführung während der Tang-Dynastie in Luoyang“ [tiles; Übersetzung HI].

Weissgerber [2002d, 712] wusste von viel mehr Relikten, hatte aber auch ohne ihre Aufzählung den gesteckten Rahmen von 30 Heftseiten bereits überschritten und resignierte: „Ich möchte darauf verzichten, die zahlreichen Bauten der Tang-Zeit in Luoyang hier aufzuzählen.“ Zeller hatte seinem Beitrag [2002a, 85] eine Karte von Luoyang beigelegt, wonach die Stadt unter immer demsel-



Chang'an am Wei-Fluss: Nr. 5, das Chang'an der Tang-Zeit, wird überlagert vom Xi'an der Ming-Zeit und dem heutigen Xi'an [Frings, 53; Kuhn, 34].



Luoyang: Lage und Ausdehnung der Stadt von der Han- zur Tang-Dynastie, also von -2. bis +10. Jh. [Gemet, 164; so bereits bei Zeller 2002, 85].

ben Namen fünf verschiedene Positionen entlang dem Fluss Luo (auf 25 km Länge) eingenommen hat. Sie erledigt Heinsohns oben zitierte Aussage endgültig, wonach Luoyang einen Schlüssel liefere „für die maximale Fundmenge bzw. Besiedlungslänge, die an irgendeinem Ort Chinas für die Zeit vom 1 bis 10. Jh. ermittelt werden“. Und Chang'an bestätigt den Befund eins zu eins: Auch hier sind unter einem Namen fünf voneinander getrennte Städte angelegt worden; insbesondere die der Han und der Tang liegen nicht übereinander, sondern in Nachbarschaft [Karte bei Frings, 53]. So können beide Städte zwangsläufig *keine* durchgehende Stratigraphie bieten – Heinsohn hat hier im Wissen um Zellers Karte ein Scheinargument vorgelegt.

Ohne archäologischen Background, ohne durchgängige Stadtentwicklung können sowohl Heinsohns oben zitierte wie die nachfolgende Stratigraphie nicht richtig sein, die außerdem mit ihrer Extrapolation von ein, zwei Städten auf ganz China ohnehin wissenschaftlich unzulässig ist:

” ***Materielle Befüllung der chinesischen Chronologie im 1. Jahrtausend***

- Frühes 10. Jh. Spätere-Tang setzen die echten Tang aus der Zeit vor 600 fort, die bis zurück auf |0| allerdings nur 300 Jahre hat.
- 7.–9. Jh. ***Verwendung von 300 Tang-Jahren der Periode |0|–600, die real aber nur 300 Jahre hat, so dass die Periode 7.–9. Jh. real nicht existiert.***
- 4.–6. Jh. Echte 300 Tang-Jahre der Periode |0|–600 (mit real nur 300 Jahren), die mit Han, Wei und Lin gleichauf liegen.
- 1.–3. Jh. Späte Han, Wei und Westliche Lin der Periode 0–600, die insgesamt aber nur 300 Jahre hat, die mit 300 Tang-Jahren der Periode vor 600 gleichauf liegen.

“ [Heinsohn 2011a, 184]

So wäre in ganz China das 7. bis 9. Jh. fiktiv geworden. Davor habe es aber vielleicht 300 echte Tang-Jahre in der Periode |0|–600 gegeben, die bislang keine Tang kannte. Nun würden diese Tang zur gleichen Zeit wie Han, Wei und Lin leben. Das ergibt für Heinsohn zunächst:

7.–9. Jh. fiktiv

1.–6. Jh. mit 300 realen Tang-Jahren und 300 fiktiven Jahren.

Die dreifache ‘Existenz’ der 300 Tang-Jahre – zweimal unreal, einmal real – wirkt wie durch einen Zaubertrick erzeugt, vielleicht auch durch einfache Extrapolation; denn vielleicht wurde die fernwestliche Phantomzeit unbesehen auch in China angesetzt und mit anderen Leerzeiten ergänzt. Hier ist der verhängnisvolle Keim für die Verdopplung der Phantomzeit gelegt worden, der im Folgeheft [2011b; 2011c] bedenklich zu sprießen begann. Dort wurden

dann die realen Tang nach |0|–300 verfrachtet. Das erreicht Heinsohn mit seinem „Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels“. Er belässt die *Xiongnu* des 1. Jh., die laut einer „Weltkoryphäe“ nach wie vor identisch seien mit den *Hunnen* des 4. Jh., in ihrem 1. Jh., während die Hunnen des 4. Jh. zu ihren körperlosen Alter Egos werden [Heinsohn 2011c, 462]. So wird die doppelte Phantomzeit von 300–900 fixiert! Also

4.–9. Jh. fiktiv

1.–3. Jh. mit realen Tang-Jahren und realen Han-etc.-Jahren.

Xiongnu und Hunnen

Wie steht es um die alte Xiongnu-Hunnen-Gleichsetzung, die nur noch von einer Weltkoryphäe und Heinsohn verteidigt wird [ebd.]? *Meyers Lexikon* von 1938 lässt die Hunnen von den Chinesen als „Hung no“ genannt werden, ein Lexikon von 1979 bringt bereits für die uralte Westliche Zhou-Dynastie, also für -1122 bis -771, den Hinweis:

„Die Chüan-yung (später Hsiung-nu genannt, die Hunnen) bedrohen vom heutigen Schensi, Schansi und Hopeh aus ständig den Staat“ [Seibert III: 1318; im Weiteren auch 1319].

Die *Hunnen* alias *Xiongnu* alias *Hsiung-nu* alias *Hung no* sind demnach schon zu Beginn des -1. Jtsd. gefährlich präsent und bleiben es ab da im späteren Reich der Mitte. Unter den östlichen Zhou (770–221) wird China „militärisch bedroht von den Chüan-yung“; 15 Jahre nach dem Untergang der östlichen Zhou kämpft die Westliche Han-Dynastie (-206 bis +24) weiterhin gegen die Hunnen und unterwirft sie schließlich:

„Kaiser Wu konnte jedoch die militärischen Kräfte nach Konsolidierung des Reichs im Jahre 133 v. Chr. zum Kampf gegen die alte Bedrohung, die Hunnen, zusammenfassen. 51 v. Chr. kapitulierten diese und wurden zu Vasallen erklärt.“

Für 25–220 wird in diesem Lexikon nichts über die Xiongnu berichtet. Halten sie als Vasallen unter den östlichen Han ruhig oder streben sie damals nach Westen? Unter der Jin-Dynastie, 265–420, werden sie neuerlich als Störenfriede genannt [ebd. 1319]:

„316 griffen die Hunnen Loyang und Tschangan an“, Tibeter, Mongolen und „Hunnen kämpften im Tal des Gelben Flusses gegeneinander“.

Während der Dynastien von 420 bis 581 setzen sich die Kämpfe zwischen den eingedrungenen Völkerschaften zunächst fort, doch dann verschwinden die Hunnen in Ost und West aus der Geschichte, wohl kurz nach dem Tod Attilas, 453. Es stünden also 1.500 Xiongnu-Jahre bereit, viel dichter oder sogar in eine einzigen Periode zusammengedrängt zu werden. Ein Zwang dafür ist allerdings nicht zu erkennen.

Heinsohn [2011c, 460] sieht nun die Xiongnu im Jahr **+48** in ihrem südlichen Gebiet von den Chinesen unterworfen, während sie aus ihrem nördlichen Gebiet nach Westen fliehen. Das von ihm präferierte *Wikipedia* sieht in der deutschen Version von „Xiongnu“ zwei Bürgerkriege: **-51** und **+48**. Der Zug eines Teils der Xiongnu findet bereits **-51** statt. In der englischen Version wird das für **-53** ähnlich geschildert; außerdem fliehen die nördlichen Xiongnu **+89** nach Nordwesten. Laut Gernet [107] existierte das Reich der Xiongnu seit Maodun (209–174) und kämpfte häufig mit den Chinesen: **-133**, **-128**, **-124**, **-123**, **-121**, **-119** (großer Sieg bei der dritten chinesischen Offensive), **-97**, **-72/71** [ebd. 108]. Es spaltete sich **-43** in die südlichen Xiongnu, die sich China anschlossen und die innere Mongolei bewohnten, und die nördlichen, die in der äußeren Mongolei lebten. Im **+1.** Jh. waren beide keine „ernsthafte Bedrohung“ mehr für Nordchina [ebd. 134].

Die widersprüchlichen Aussagen sind schwer unter einen Hut zu bringen. Die Xiongnu können bereits **-51** oder **-43**, aber auch erst **+48** oder **+89** nach Westen gezogen sein – das bietet Freiraum für Gleichsetzungen, falls solche notwendig wären. Heinsohns Datierung auf **+48** dürfte einer Verlesung entstammen. Die deutsche *Wikipedia* schreibt nämlich [↔ Xiongnu]:

„In dem Krieg der beiden Vetter hatten sich die verbliebenen (also nicht westwärts gezogenen) Xiongnu in einen nördlichen und einen südlichen Volksteil aufgespalten.“

Doch dem Absatz davor ist zu entnehmen, dass der Westzug bereits **-51** stattgefunden hat! Die mit **+48** datierte Flucht der Xiongnu in den fernen Westen ist mit großer Wahrscheinlichkeit eine zielorientierte Verlesung um ein volles Jahrhundert, womit der 300-Jahres-Abstand zu den Hunnen verloren geht – hier der achte derartige Fehler. Obendrein fehlen Hinweise, dass sich die Xiongnu über ihre Stammlande hinaus weiter nach Westen bewegt hätten.

Das verlangt den Griff zum Buch eines Archäologen wie Michael Schmauder [2009]. Als jüngerer Mann nennt er zwar Heinsohns alte „Weltkoryphäe“ [2011c, 462] nicht, aber er vergleicht Geschichte mit Bodenbefund. Für ihn sind die Xiongnu eine relevante Macht zwischen dem **-4.** und dem **-1.** Jh. Damals, nach einem letzten Sieg über das chinesische Heer (nach **-87**) spalten sie sich und werden bedeutungslos. Viele ihrer Siedlungen sind entdeckt worden, mit protourbanen Strukturen und auch umfangreichen Befestigungen [ebd. 51 f.]. Hier gibt es ebenso wenige Berührungspunkte mit den Hunnen wie bei den Bestattungssitten [ebd. 52]. Demnach gibt es bislang keine „Hinweise auf unmittelbare Kontinuitäten“ zwischen Xiongnu und Hunnen, sondern nur eine mäßig variierte chinesische Bezeichnung für Steppenvölker [ebd.]. Auch die hunnischen Kessel aus Eisen oder Bronze, die laut Heinsohns Zitat „Abkömmlinge der Xiongnu-Stücke“ [2011c, 470] sind, erhalten einen größeren Rahmen, der bereits im **-7.** Jh. einsetzt und stets von den chinesischen Bron-

zegussfertigkeiten abhängt [Schmauder, 103]. Heinsohn hat dieses Buch in seiner Literaturliste genannt, aber weder die archäologische Situation mit ihren protourbanen Strukturen und den Begräbnissen, noch das abschließende Urteil beachtet.

So können für ihn [2011c, 460 ff.] die – um ein Jahrhundert verspätet – Fliehenden im +1. Jh. Europa tangieren, stehen im umgerechnet 2. Jh. „in vollem Saft“ und gehen ca. 153 unter. Hier ist für ihn die Entscheidung gefallen, nicht die Zeit |0|–300, sondern die Attila-Zeit respektive 300–600 zu fiktionalisieren. So entfällt die einfache Lösung, im 4. Jh. auf chinesischem Gebiet kämpfende Hunnen (s.o.) gen Westen ausschwärmen zu lassen. Und nun exportiert Heinsohn [2011c, 464] den in Korea und China erzeugten Fehler nach Westen:

„Auch in Europa selbst zwingt dieser Zeitrahmen dazu, die byzantinische Zeit von |0| bis 300 in die Periode von 300 bis 600 zu schieben und dadurch Byzanz und den Osten zwischen |0| und 300 zu entblößen.“

Ob es diesen Zwang gibt, beantwortet anschließend das Resümee. Zuvor will aber darauf hingewiesen werden, dass Heinsohns „ausgewählte Verdopplungen“ (S. 346) nicht die Identität zweier Epochen hinreichend belegen. Sie können im Rahmen einer kritischen Beleuchtung der chinesischen Geschichte auch anders begründet werden (in Vorbereitung).

Ein Resümee der Fakten

Die ganz unterschiedlichen Fakten, die in den letzten drei Heften gegen die doppelte Phantomzeit durch eine ganze Reihe von Autoren direkt und indirekt vorgetragen worden sind, werden hier gebündelt und nach Heinsohns Thesen (und dem doppelten Schrägstrich) mit Hinweis auf die Artikel angeführt.

Fernöstlicher Ursprung der doppelten Phantomzeit /

/ Diese Annahme entstammt der Fehlinterpretation einer Vielzahl chinesischer Funde und Befunde [Illig 2/12, ab S. 403].

Verkürzung der römischen Antike um ca. 300 Jahre, indem römisches Prinzipat und byzantinisches Dominat ‘irgendwie’ gleichzeitig angesetzt werden. Die Kaiserlisten würden als Schriftgut Makulatur, fast alle Bauten und Kaiser ab 200 würden umdatiert. /

/ Bislang gibt es kein erkennbares Konzept für die zeitgleiche Führung oder Identischsetzung beider Perioden. Wie die Regierungen der nun vielfach im gleichen Zeithorizont nebeneinander stehenden Kaiser (Augusti, Caesaren) ineinandergegriffen hätten, bleibt bislang dunkel. Die 600-jährige Phantomzeit ist nach ganz anderen Kriterien konstruiert als die 300-jährige [Koch 1/12, 78-89].

Die *Entleerung der Zeit von 300 bis 600* durch Umdatierung der bislang dort angesetzten Funde ist vielerorts durchgeführt worden. /

/ Die Spätantike lebt auch für die herrschende Lehre zumindest im Westen nach der Reichskrise auf einem deutlich niedrigeren Niveau, aber es gibt nachweisbare Folge- und Neubauten [Wien: Illig 3/11, 654; Regensburg: Illig 3/11, 658 ff.; Köln: Illig 3/11, 665-674; Trier: Lewin 1/12, 125-154; Ostia: Illig 1/12, 108-111], die es bei Heinsohns zusätzlicher Reduktion nicht geben könnte. Insbesondere ist der Limes an Niederrhein und Donau im späten 3. und 4. Jh. neu errichtet worden, obwohl ihn dann gemäß Heinsohns Konzept Germanen gegen Germanen gebaut hätten [Limes: Illig 3/11, 655 f., 660 ff.; Krefeld-Gellep: Illig 3/11, 662-665; Bürgle: Illig 3/11, 657 f.; Regensburg: Illig 3/11, 658 ff.]. Das Aufblühen des Synagogenbaus im Palästina des 6. Jh. [Heinsohn 1999] fiel nun mitten in den Zusammenbruch des römisch-byzantinischen Reiches im nun 3. Jh. Das Versetzen um 300 Jahre vom zweiten in den ersten Zeitblock (|0|-300) führt in Sackgasen, etwa wenn der Umbau eines Tempels in die Zeit vor seiner Erbauung rückt [Ostia: Illig 1/12, 113] oder Kaiser zeitgleich gesehen werden, bei denen das nicht möglich ist [Portus: Illig 1/12, 113]. Die Friese des vermutlich erst posthum errichteten Konstantinobogens zeigen ein intaktes Rom [Dumbs 2/12, 410].

Die *byzantinische Zeit von |0|-300* wird generell als leer erachtet. /

/ Byzanz lässt sich nicht auf 300 Jahre beschränken [Funde; Grabsteine unter Polyuktos: Illig 3/11, 653; Bollwerke: Illig 3/11, 674 f.].

Annahme einer bei 230 angesetzten, zumindest *europa-*, wenn nicht *weltweiten Katastrophe*, die das Imperium Romanum zerstört hätte. Diskutiert werden u. a. Tsunamis von der Nordsee bis zu den Alpen, andere bis nach Trier und Rom. /

/ Die hier imaginierten Wellen wären kilometerhoch gewesen, hätten das Land leergefegt und für lange Zeit unbelebt hinterlassen. Sie hätten zumindest Köln [Otte 1/12, 164-169; 2/12, 372-374], Ostia [Illig 1/12, 99-124] und Rom [Illig 2/12, 396-399] ausgespart, womit gerade die Kapitale nicht von einer derartigen Himmelskatastrophe zerstört worden sein kann. Der von Heinsohn aufgezeigte, zum Teil dramatische Rückgang der Zivilisation ist schon bislang durch die Reichskrise (235-284) motiviert worden, ein Klimabefund für +535 kann sie, nach 238 verschoben, zusätzlich motivieren [Friedrich 1/12, 42-63]. Er kann keinesfalls von Heinsohn 'vereinnahmt' werden, weil die real vorhandenen Bohrkerne bei verdoppelter Phantomzeit bis ca. -62 reichen würden. Die unterstellte Reaktion auf die vermeintliche Katastrophe widerspricht Heinsohns Einsichten zum Menschenopfer [Heinsohn 2012; Illig 2/12, 266].

Bei der Katastrophe soll *black earth* vom Himmel gefallen sein und den halben oder auch ganzen Kontinent „übersumpft“ haben. Vorgewiesen wird

diese schwarze Erde an verschiedenen Orten im Reich; richtig ist, dass diese Schichten dem Mainstream als rätselhaft gelten. /

/ Die schwarze Erde fand sich vorwiegend, vielleicht fast immer in Teilbereichen von Städten; dort steht sie für Kontinuität, nicht für Katastrophe [Köln: Otte 1/12, 164-169; 2/12; 372-374]. Insbesondere die Wiener „black earth“-Schichten zeigen eine starke Durchmischung mit großen Ziegeltrümmern, wie sie nicht vom Himmel fallen. Dass Stratosphären- oder gar Weltraum-Fallout humose Struktur bewahren könnte, ist bislang nicht nachgewiesen. Im Detail konnte gezeigt werden, dass in Aachen das Konzept der ‘Übersumpfung’ nicht trägt [Otte 2/12, 385-389].

Heinsohn sieht bei den *Stratigraphien* nirgends vollständige Schichtenfolgen zwischen 0| und 600. /

/ Dem ist oftmals begegnet worden, entweder mit ausreichenden Stratigraphien [Köln, St. Severin: Illig 3/11, 529; Kölner Dom: Illig 3/11, 665-674; Otte 1/12, 155-170; 2/12, 373 f.; Aachen: Otte 2/12, 385-389; Krefeld-Gellep: Illig 1/12, 662 ff.; Rom: Illig 2/12, 396-399] oder mit dem Hinweis, dass es auch in herrschender Sicht Römerschichten nur bis ins oder bis zum Ende des 4. Jh. geben kann [Carnuntum: Illig 3/11, 654; Friedrich 1/12, 59]. In China führen Heinsohns fehlinterpretierte Stadtstratigraphien zu gravierenden Fehlschlüssen [Illig 2/12; 403-413]. Ihre Übertragung ins ferne Europa führt dort zu noch massiveren Fehlinterpretationen.

Das *Christentum* träte in Rom schon im 1. Jh. auf; seine bereits zahlreichen Gläubigen trafen sich in *Basiliken* zu kaum bekannten frühchristlichen Kulturen. Nach der Katastrophe wären *Oktogone* (sog. Baptisterien) gebaut und die *Wassertaufe* propagiert worden. /

/ Das Frühst-Christentum des 1. Jh. ist blankes Postulat. Vor den Toren Roms ließ sich in Ostia zeigen, dass das Christentum entsprechend dem bislang vertretenen Geschichtsrahmen erst im 4. Jh. aufgetreten sein kann (Basilikabau) und die Ekklesia zunächst nicht stark wächst [Illig 1/12, 111-117]. Die aus Spolien erbauten christlichen Basiliken können nicht gleichzeitig mit homogen gearbeiteten heidnischen Basiliken errichtet worden sein [Dumbs 3/11, 588 ff.]. Das Umdatieren bis ins 1. Jh. verschöbe die Mithras-Heiligtümer anachronistisch vor die Zeitenwende [Illig 1/12, 111 f., 114 f.]. Der Bau frühchristlicher Heiligtümer über Mithräen [Illig 1/12, 114] verhindert die Veralterung des Christentums oder verlangt die Einstufung des Mithraskults als christlichen Ableger – doch dem würden die Archäologen widersprechen.

Nebeneffekt: Die *Aachener Pfalzkapelle* entstünde als Merowingerbau bald nach dieser Katastrophe, um 300=900. /

/ Dafür bräuchte es merowingische Eisenanker, die nirgends nachgewiesen sind, so wenig wie spezielle Schmiedefähigkeiten der Franken. Trotz erheblicher Anstrengungen konnte kein vergleichbares römisches Eisen im gesamten

römischen Reich gefunden werden; das Römereisen in Britannia und Germania hält keinen Vergleich aus [Illig 2012b, 161; Otte: 2/12, 375-385; Illig 2/12, 401 f.]. Aachens angeblich fehlende Schichten können belegt werden [Otte 2/12, 385-389]. Oktogone werden vor wie nach 230 gebaut; die größten Baptisterien entstehen viel später (Pisa bis 1400), womit auch die Umwidmung Aachens in Richtung Baptisterium oder dergl. misslingt. Heinsohns Ansatz scheitert auch daran, dass bei ihm nach den vielen Gewölben im Aachener Dom (300=900) der Gewölbebau auf Null zurückgeht und ab dem späten 10. Jh. neu gelernt werden muss, obwohl dazwischen kein grundsätzlicher Umbruch stattfindet. Bei des Verfassers Lösung steht Aachen innerhalb der Gewölbeentwicklung ab dem späten 10. Jh., während die weströmische schon gegen 400 endet und die fränkische bis 600=900 nur noch dahindümpelt. Insofern muss Heinsohn die Ausweitung seiner Geschichtseingriffe bis 1100 erwägen [2/12, 366].

Die *Kalenderproblematik* der Gregorianischen Reform (Caesar – Nicaea) ist bislang von Heinsohn nicht beachtet worden. /

/ Sie ist bei einem nur rund 1.000-jährigen Abstand zwischen Caesar und Gregor XIII. unlösbar, denn Gregor XIII. hätte nicht 10, sondern maximal 8 Tage im Oktober 1582 überspringen lassen dürfen. Das von Kirche und Wissenschaft statt Caesar herangezogene Konzil von Nicäa hat die ihm unterstellte Kalenderreform nicht geleistet [zuletzt: Frank 2/12, 420-423].

Resümee zur Form der Argumentation

Heinsohns Texte sind nachweislich mit massiven Fehlern durchsetzt [Otte 2/12, 372-390; Illig 2/12, 394-410]. Aber auch die Form seiner Argumentation ist zunehmend problematisch: apodiktische Behauptungen, bedingungsloser Glaube an literarische Quellen, sofern sie ins eigene Konzept passen, unzulässige Schlüsse von Details aufs Ganze, rhetorische Fragesummationen sowie überstürzte Gleichsetzungen per Spiegelreflex- und Zeitblockbildung, womit auch Kreisschlüsse ins Konzept geraten [Koch 1/12, 74-98; 2/12, 392 f.]. Was Quellen angeht, stützt sie sich mittlerweile auf sog. PDF-Zirkulare, die nur einem winzigen Kreis bekannt sind [Otte 2/12, 389]. So werden die benutzten Quellen (vorrangig *Wikipedia*), im Dunkeln gehalten und unprüfbar – all das ist wissenschaftsfremd.

Das Heranziehen völlig unkontrollierbarer mündlicher Äußerungen, auf denen dann große Postulate fußen – das Von-Hand-Schmieden von dafür viel zu großen Eisenstücken als Beweis für ein merowingerzeitliches Aachen [Heinsohn 2/12, 360; Otte 2/12, 383; Illig 2/12, 401] oder angeblich landschaftsdeckende black earth-Schichten als Beweis für eine große Katastrophe –, ist unwissenschaftlich.

Das Verschicken der sog. PDF-Zirkulare an 10 oder 20 Leser kann leider nicht verhindern, dass Zitate oder Graphiken sinnverzerrt zur Argumentation benutzt werden [Koch 1/12, 90 f.; Illig 2/12, ab 394]. Es wurde bereits darauf hingewiesen [Koch 2/12, 393], dass unsere Kritik über weite Strecken entweder ignoriert oder möglichst schnell für eine Retourkutsche verwendet wird, ohne das jeweilige Problem wirklich auszuleuchten oder gar von Grund auf neu anzugehen.

Heinsohn versucht den seit Fomenko größten Umsturz innerhalb der Chronologiekritik, zerstört er doch klassisches Bildungsgut und den gesamten Geschichtsverlauf eines Jahrtausends, überhöht durch eine postulierte Himmelskatastrophe, die der oder denen im -1. Jtsd. wohl nicht nachgestanden hätte. Gerade solch große Würfe benötigen eine tragfähige Basis, die aber nicht gelegt werden konnte. So fehlt die Diskutierbarkeit.

Es ist angesichts derartiger Feststellungen in Erinnerung zu rufen, dass die *Zeitensprünge* ihre Berechtigung daraus ableiten, Schwachstellen im Lehrgebäude des Mainstreams aufzudecken und zu beheben. Derzeit ist der Mainstream weitgehend vergessen, während zunehmend das Thesengebäude eines anderen Zeitenspringers zur Zielscheibe geworden ist, das – als einziges aus unserem Kreis – die Wissenschaft bislang 16 Jahre beschäftigt und das den Attacken durch den Mainstream widerstanden hat. Selbst dieser 'interne Angriff' kann in der hehren Absicht geschehen, die allgemeine Erkenntnis und die Wissenschaft als solche voranzubringen – aber dann nicht mit kaum verhüllter Unwissenschaftlichkeit in der Beweisführung, als wäre das Ganze ein Blendwerk. So muss der vermeintliche wissenschaftliche Aufbruch hin zu ganz neuen Ufern wie die Preisgabe unserer eigenen Ansprüche wirken. Das wird mit Sicherheit Erfolge zeitigen, doch vielleicht andere als erhofft: viele Mitautoren werden verärgert, die Abonnenten der *Zeitensprünge* vergrault, die Einstellung der Zeitschrift herbeigeführt und die Chronologiekritik jeglicher Glaubwürdigkeit beraubt.

Literatur

- apa (2008): Rom rüstet sich für neues Tiber-Hochwasser; *DiePresse.com*, 15. 12.
Buchner, Edmund (1982): *Die Sonnenuhr des Augustus*; Mainz
Cotterell, Arthur / Yap, Yong (1986): *Das Reich der Mitte. 5000 Jahre Geschichte und Tradition des Alten China*; Herrsching (¹1975)
Demandt, Alexander (1998): *Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian*; München
dpa (2009): Aachener Dom 1200 Jahre alt - definitiv; *Frankfurter Rundschau*, 03. 06.
Dumbs, Mathias (2011): Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr.; *Zeitensprünge* 23 (3) 581-610
- (2012): Dumbs, Mathias: Der Konstantinsbogen in Rom als posthumes Monument;

- Zeitensprünge 24 (2) 292-305
- Frank, Werner (2012): Fundsache zum Thema: Nicaea und die Kalenderreform 1582; *Zeitensprünge* 24 (2) 420-423
- Friedrich, Volker (2012): Eiskerne und Chronologie-Rekonstruktion. Antarktischer Eiskern von +535 gehört ins 3. Jahrhundert (Römische Reichskrise); *Zeitensprünge* 24 (19) 42-63
- Frings, Jutta (2006): *Xi'an. Kaiserliche Macht im Jenseits. Grabfunde und Tempelschätze aus Chinas alter Hauptstadt* [Katalog zur Ausstellung in Bonn]; Darmstadt
- Gernet, Jacques (1988): *Die chinesische Welt. Die Geschichte Chinas von den Anfängen bis zur Jetztzeit*; Frankfurt a. M.
- Heinsohn, Gunnar (1999): Jüdisches Leben im frühmittelalterlichen Palästina. Ist die von den Kreuzfahrern 1099 zerstörte Synagogenkultur archäologisch wirklich un-auffindbar? *Zeitensprünge* 11 (3) 356-388
- (2001): Karl der Einfältige (898/911-923). Ist er mit *Carolus*-Münzen und KRLS-Monogrammen lediglich ein nichtswürdiger Imitator Großkarls oder liefert er das Urmuster für den Überimperator und die restlichen frühmittelalterlichen Karls-Kaiser? *Zeitensprünge* 4/01, 631-661
 - (2011a): Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde? *Zeitensprünge* 23 (1) 164-193
 - (2011b): Ist die Spätantike eine Phantomzeit? *Zeitensprünge* 23 (2) 429-456
 - (2011c): Bato und Attila. Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels; *Zeitensprünge* 23 (2) 457-473
 - (2012): Heinsohn, Gunnar (2012): *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*; Gräfelting
 - (2012a): 230er Reichskatastrophe im Imperium Romanum und in Aachen. Illig und Koch contra Heinsohn; *Zeitensprünge* 24 (2) 345-369
- Illig, Heribert (1992): Halley, Novae, China. Zur Synchronisierung der Alten Welt; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (2) 33-42
- (1992b): *Karl der Fiktive, genannt Karl der Große. Als Herrscher zu groß, als Realität zu klein*; Gräfelting
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
 - (2011a): Sieben Severine. Eine Zusammenschau; *Zeitensprünge* 23 (3) 527-535
 - (2011b): Verdoppelte Phantomzeit? Eine Abwägung; *Zeitensprünge* 681-698
 - (2012): Die Kaiserliste. Die Sicht um 1500, um 1150 und davor; *Zeitensprünge* 24 (1) 29-41
 - (2012a): Ostia antica. Roms Hafenstadt. Ausgrabung contra überlange Zeitkürzung; *Zeitensprünge* 24 (1) 99-124
 - (2012b): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelting
- Koch, Marianne (2012a): Zeitenspringers Freud und Leid; *Zeitensprünge* 24 (1) 74-98
- (2012b): Anmerkung aus aktuellem Anlass; *Zeitensprünge* 24 (2) 392 f.
- Kuhn, Dieter (1993): *Chinas goldenes Zeitalter. Die Tang-Dynastie (618-907 n. Chr.) und das kulturelle Erbe der Seidenstraße* (Katalog für Dortmund); Heidelberg

- Lewin, Karl-Heinz (2012): Trierische Spätantike (Trier III). Noch unchristlich oder schon Phantomzeit? *Zeitensprünge* 24 (1) 125-154
 luoyang = <http://www.travelchinaguide.com/attraction/henan/luoyang/luoyang-museum.htm>
- Matz, Klaus-Jürgen (⁵2001): *Wer regierte wann? Regententabellen zur Weltgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*; München
- Meyers Lexikon (⁸1936-1942); Leipzig. Auf 12 Bände konzipiert, doch nach dem 9. Band, nach dem Stichwort Soxhlet abgebrochen
- news (2005) = Alarm in Rom wegen Tiber-Hochwasser; *news.at*, 28. 11.
- Otte, Andreas (2012): Irrungen und Wirrungen; *Zeitensprünge* 24 (2) 372-391
- Raupach, Michael / Bruns, Michael / Warkus, Jürgen (2003): Untersuchungen an vor-mittelalterlichen Ringankern des Doms zu Aachen; *ibac Aktuelle Forschungsergebnisse* 16
- Reber, Franz (1991): *Die Ruinen Roms*; Kettwig (¹1863)
- roma antiqua = http://www.roma-antiqua.de/antikes_rom/marsfeld/crypta_balbi
- Schmauder, Michael (2009): *Die Hunnen. Ein Reitervolk in Europa*; Darmstadt
- Seibert = Seibert, Gerd / Wendelberger, Erhard (1979): *Das große Lexikon in Wort und Bild. Wissen und Bildung*. (Hier Band 3 von insgesamt 13 Bänden); Herrsching
- Stein, Werner (1987): *Der große Kulturfahrplan*; München · Berlin
- tiles = The Tiles in the Tang Dynasty in Luoyang [Henan University];
http://en.cnki.com.cn/Article_en/CJFDTOTAL-LGXB201103004.htm
- Topper, Uwe (1998): Chinas Geschichtsschreibung. Prüfstein für oder gegen Illig's Mittelalterkürzungsthese? *Zeitensprünge* 10 (2) 259-275
- Weissgerber, Klaus (1999): Zur Phantomzeit in Thüringen I; *Zeitensprünge* 11 (3) 482-510
- (2002a): Zur chinesischen Phantomzeit. Alte und neue Gedanken (Sinaica I); *Zeitensprünge* 14 (1) 68-78
 - (2002b): China, Japan und Korea im Frühmittelalter (Sinaica II); *Zeitensprünge* 14 (2) 365-392
 - (2002c): Ta-shi und Tang. Bestanden zur Tang-Zeit islamisch-chinesische Beziehungen? (Sinaica III-Islamica III); *Zeitensprünge* 14 (3) 455-477
 - (2002d): China zwischen Han und Tang (Sinaica IV); *Zeitensprünge* 14 (4) 692-735
- wiki → Artikel mit angegebener Überschrift
- Ying, Lin (2005): Solidi in China and Monetary Culture along the Silk Road; *The Silkroad* 3 (2) 16-20
- Zeller, Manfred (1994): Zentralasien im frühen Mittelalter. Auswirkungen der Rekonstruktion bis nach China; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (3) 72-92
- (2002a): Die Tangzeit, Chinas glanzvolle Epoche, eine Fiktion? *Zeitensprünge* 14 (1) 79-103
 - (2002b): Zur Datierung chinesischer Dynastien; *Zeitensprünge* 14 (3) 437-552

Fundsache zum Thema: Nicaea und die Kalenderreform von 1582

Werner Frank

In der Vatikanischen Bibliothek rund um die Kalender-Restitution forschend, suchte ich auch danach, ob etwa Michael Mästlin, ein engagierter Gegner der Kalender-Restitution, seine Argumente in ein Druckwerk gepackt habe.

Kurz zu Michael Mästlin: Der gebürtig Göppinger (1550–1631) war evangelischer Theologe, Professor für Mathematik und Astronomie, ab 1580 in Heidelberg, ab 1583 in Tübingen, wo er auch starb. Er vertrat – als einer der ersten – das heliozentrische Weltbild des Kopernikus (dessen Werk *De revolutionibus* war 1543 erschienen) und machte Kepler damit vertraut, mit dem er lange korrespondierte. Ihn störte unter anderem, dass Papst Gregor XIII. sich in seiner Bulle auf das Konzil von Nicaea als Korrekturgrund für seine Kalenderreform bezogen hat und nicht die Lebenszeit Christi. Er veröffentlichte seine Kritik als Buch 1583, nur ein Jahr nach der Kalenderkorrektur.

Ich forderte das Werk an und erhielt ein Buch im Oktav-Format, in Leder gebunden mit Messingklammern, 179 Seiten, dessen Titelseite nebenstehend wiedergegeben ist. Drucker, Druckort und Erscheinungsjahr stehen am Ende im Kolophon: „Getruckt in der Churfürtlichen Statt Heydelberg / durch Jacob Müller / im Jar MDLXXXIII“, also 1583.

Die Lektüre erwies sich als ausgesprochen genüsslich: Kraftvolle, klare Sprache der Zeit, gut verständlich und sauber gegliederter Inhalt. Ich war höchst erstaunt, auf Seite 82 im 7. Kapitel, Absatz 6 eine Einlassung zum Thema Nicaea zu finden, die ich im folgenden in wörtlicher Transkription wiedergebe.

„VI. Zum Sechsten / Ich (als ein Ringverständiger [bedeutet: Ge-Ring-verständiger, also etwa: Laie; WF]) kan keyn ursach wissen / warumb man eben auff den 21. tag Martij / von wegen deß Nicenischen Concilij sehen muß / und nicht vil mehr auff den 23. oder 24. Martij / von wegen der Ehr Christi. Darumb möchte ich gern von disen Reformatibus [das sind die Kalenderreformer, nicht die „Evangelischen“; WF] / welche so sehr auff diß Concilium tringen / ein bessern Unterricht hören / Ob doch mehr daran lige / daß unsere Zeiten sich mit des Nicenischen Concilij Zeiten vergleichen / dann mit der Zeit / da Christus selbs Ostern gehalten hat / und unser Osterlamb worden ist? Oder / Ist das Osterfest mehr ein Gedächtnuß des Nicenischen Concilij / dann des bittern Leidens / Sterbens unnd sigreichen Aufferstehung Christi? Oder / Ist nit Christus / son

Außführlicher vnd



Sündtliche Recht

Von der allgemainen/ vnd

nunmehr bey sechshen Hundert Jahren/ von
dem ersten Keyser Iulio / biß auff jetzige vnser Zeit/ im
gansen H. Römischen Reich gebrauchter Jarrechnung oder Kalender/

In was Gestalt er anfänglich gewest/ vnd was durch Länge der Zeit für
Tuchund darenn seyen cogenslichen. Item ob/ vnd wie er
widerumb ohn merckliche verwickrung zu
verbessern were.

Sambt erklärang der neuen Reformation/
welche jetziger Pappst zu Rom GREGORIVS XIII.

in demselben Kalender hat angestellet/ vnd an vllen Orten epno
geführt/ Vnd was darvon zuhalten seye.

Gestellt durch

M. MICHAELM MAESTLINVM GOEPPINGEN
SE M. Matheseas Professorem zu Heydelberg.

der das Nicenische Concilium unser Mittler und Fürsprech worden bey Gott durch sein Leiden und Gnugthüung / dieweil die zeit des Concilij soll hie der Zeit Christi fürgezogen werden? Aber so vil ich mich umb die Sach verstehe / so ist auß diesem abermal hell unnd klar / daß des Concilij Nicæni Mainung nimmermehr geweßt seye / mit solchen Satzungen uns zu beschweren / wie die newe Reformatores jhm zumessen / Sonder daß sie haben auff die Ehr Christi / und erbawung der Kirchen / unnd mit nichten auff ihr eygene Ehr gesehen. Was wolten wir dann uns vor ihrem Bann fürchten / wann wir gleicherweiß / wie sie / handeln / wie Gott lob bißher jetzt lange zeit / so viel diesen Puncten des Osterfests belangt / in der gantzen Christenheit geschehen ist.“

Das lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig! Und das schon unmittelbar nach Verkündigung der gregorianischen Kalender-Reform, genauer: der Kalender-Restitution.

Die berühmte ‘Nicaea-Begründung’ in der Enzyklika *Inter gravissimas* lautet:

„Damit nun aber das Frühlingsäquinoktium, das von den Vätern des Konzils von Nicäa auf den 21. März (XII. Kal. Aprilis) festgelegt worden war, auf eben diesen Platz zurückgeführt werde, ordnen wir an und befehlen wir, dass von dem Monat Oktober des Jahres 1582 zehn Tage vom 5. Oktober einschließlich (III. Nona) bis zum 14. Oktober (pridie Idus) herausgenommen werden“ [*intergr.*].

Diese 10 Tage, die ja 1.280 Jahren entsprechen, wurden meines Erachtens gerechtfertigt mit der Begründung, man korrigiere auf Nicaea, wobei jedoch der Hauptgrund war, den 21. März und die damit verbundenen Ostergrenzen, nämlich 22. März bis 25. April zu erhalten.

Ich war sehr erstaunt über diese frühe Kritik an der ‘Nicaea-Begründung’, wurde diese doch später von katholischen Kirchenhistorikern ebenfalls mit stichhaltigen Argumenten angezweifelt. Zu nennen ist hier vor allem Joseph Schmid [1905], der in einer äußerst gründlichen Untersuchung: *Die Osterfestfrage auf dem ersten allgemeinen Konzil von Nicäa* zu dem Schluss kam: Es steht nichts in den überlieferten Konzilsakten; nur in einem überlieferten Sendschreiben von Kaiser Konstantin wird darauf hingewiesen, dass sich Ost- und West-Kirche geeinigt hätten, Ostern künftig gemeinsam zu feiern. Vom 21. März als Frühlingsäquinoktium oder gar einer Kalenderreform ist keine Rede. Doch sie wäre aus Sicht von 1582 notwendig gewesen, um den zwischen Caesar und Nicaea aufgelaufenen Fehler von drei Tagen bereits damals zu korrigieren. Das gesamte Kalenderthema wurde 325 offensichtlich nur am Rande behandelt, ging es doch primär um die Verurteilung der Lehre des Arius, der seinerzeit große Teile der Christenheit folgten (weiteres s. Duchesne [1880] und Urbina [1964], zum Thema Jahreseckpunkte s. Frank [2010]).

Die Streitschrift von Mästlin wurde von dem Jesuitenpater Christoph Clavius und damit von dem für die eigentliche Kalenderrestitution zuständigen, päpstlichen Fachberater im Jahr 1588 mit einer Gegenpublikation beantwortet: *Apologia novi calendarii contra Mästlinum Goepplingensum* [Clavius 1588], welche die Grundlage für das Riesenwerk von Clavius bildet, nämlich die 'Explicatio' [1603; 1612].

Literatur

- Clavius, Christophorus (1588): *Apologia novi calendarii contra Maestlinum Goepplingensum*; Rom
- (1603/1612): *Romani Calendarii a Gregorio XIII. P.M. Restitviti Explicatio*; Rom (1603) · Mainz (1612)
- Duchesne, Louis M.D. (1880): La question de la pâque au Concile de Nicée; in *Revue des questions historiques* XXVIII, 5-42
- Explicatio* = Clavius, Christophorus: *Romani Calendarii... Explicatio*
- Frank, Werner (2002): Welche Gründe gab es für die Autoren der gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlingstagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen? *Zeitensprünge* 14 (4) 646-655
- (2005): 21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Cäsars, des 1. Nicäa-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; *Zeitensprünge* 17 (1) 4-14
- (2010): Bemerkungen zur Gregorianischen Kalenderrestitution und zu den Jahres-eckpunkten der Augustuszeit; *Zeitensprünge* 22 (2) 457-464
- intergr.* = Text der Enzyklika *Inter gravissimas* (1582), hier wiedergegeben nach www.nabkal.de/intergravissimas.html
- Kopernikus, Nikolaus (1543): *De Revolutionibus Orbium Coelestium*; Nürnberg [Über die Umschwünge der himmlischen Kreise]
- Mästlin, Michael (1583): Außführlicher und Gründlicher Bericht ... Sambt erklär-ung der neuen Reformation / ... und was davon zu halten seye; Heidelberg, [Nach dem Exemplar in der *Biblioteca Apostolica Vaticana*, Signatur: Stamp.Pal.IV.420]
- Urbina, Ignacio Ortiz de (1964): *Nizäa und Konstantinopel*; Mainz

Prof. Dr. Werner Frank, 91807 Solnhofen, Ferdinand-Arauner-Str. 4
wfxfrank@t-online.de

Aachen auf dem Reißbrett

Ulrike Heckner entwirft die Pfalzkapelle

Heribert Illig

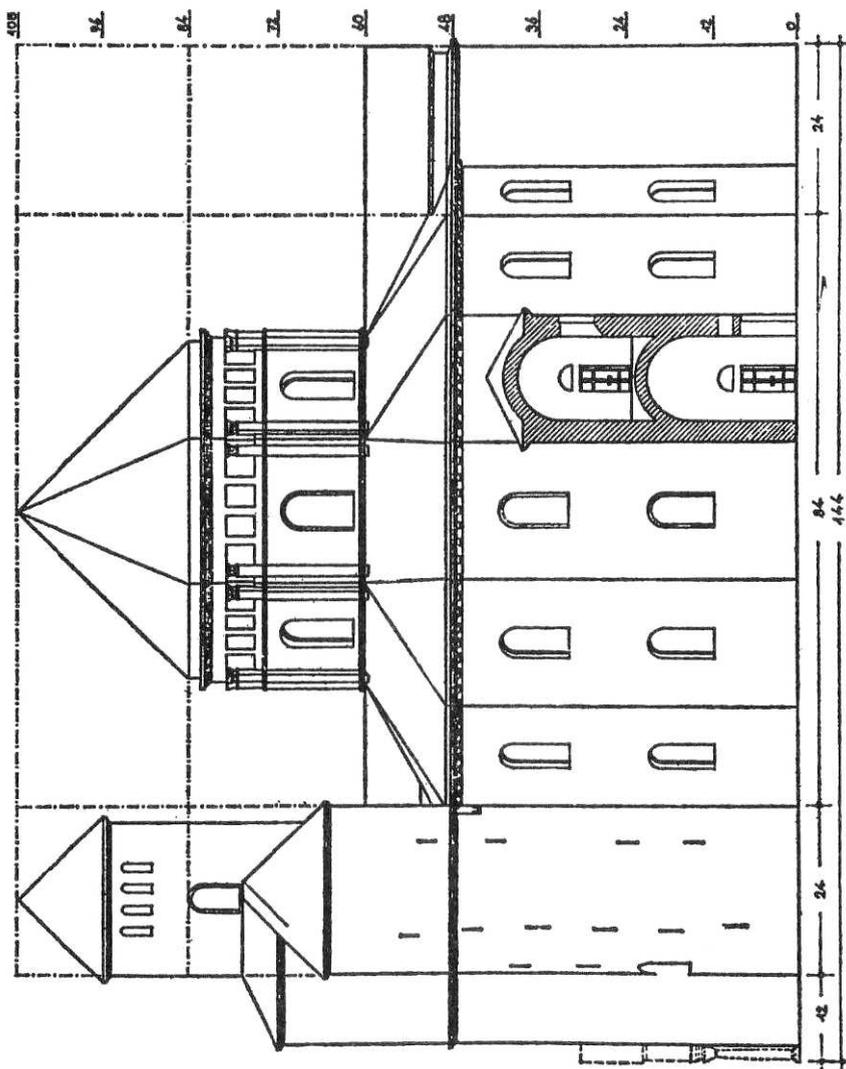
„Aus Fünf und Sechs –
So sagt die Hex –
Mach Sieben und Acht,
So ists vollbracht“. Hexe in der *Hexenküche* [J. W. v. Goethe, *Faust I*]

„F[elix] Kreusch hat in seinem Rekonstruktionsvorschlag – ausgehend von der Offenbarung des Johannes – die Länge, Breite und Höhe des Ursprungsbaus mit je 100 Maßeinheiten gezeichnet. so ist es selbstverständlich, dass man in seine Querschnitt-Zeichnung zwei aufeinanderstehende Kreise mit dem Durchmesser von 50 Maßeinheiten eintragen kann. Ein wenig überraschend ist, dass ein dritter Kreis gleicher Größe, mittig über den beiden anderen angeordnet, die Oberseite des Kuppelgewölbes berührt. Die Dreierheit, die schon weiter oben als vorherrschendes Motiv genannt wurde, ist nun auch im Querschnitt erkennbar, wobei die Kreisfiguren auffällig viele Eckpunkt der Schnittflächen des Mauerwerks tangieren. Ob dies *Zufall* ist oder ob dem eine wie immer geartete Konstruktionsabsicht zugrunde lag, ist offen“ [Siebigs, 46 f.; Hvhg. HI].

Nunmehr möchte Ulrike Heckner, Bauforscherin vom Landschaftsverband Rheinland (LVR), den Zufall vom Reißbrett vertreiben. Sie hat ihrerseits den Zirkel gezückt und eine einfachere und zugleich bessere Rekonstruktion vorgelegt. Sie wechselt von den zum Teil fiktiven Außenmaßen – denn wer weiß sicher, wie hoch das ursprüngliche Dach über der Kuppel war – zu den Innenmaßen, die heute ein Laser-Gerät zuverlässig millimetergenau erfassen kann.

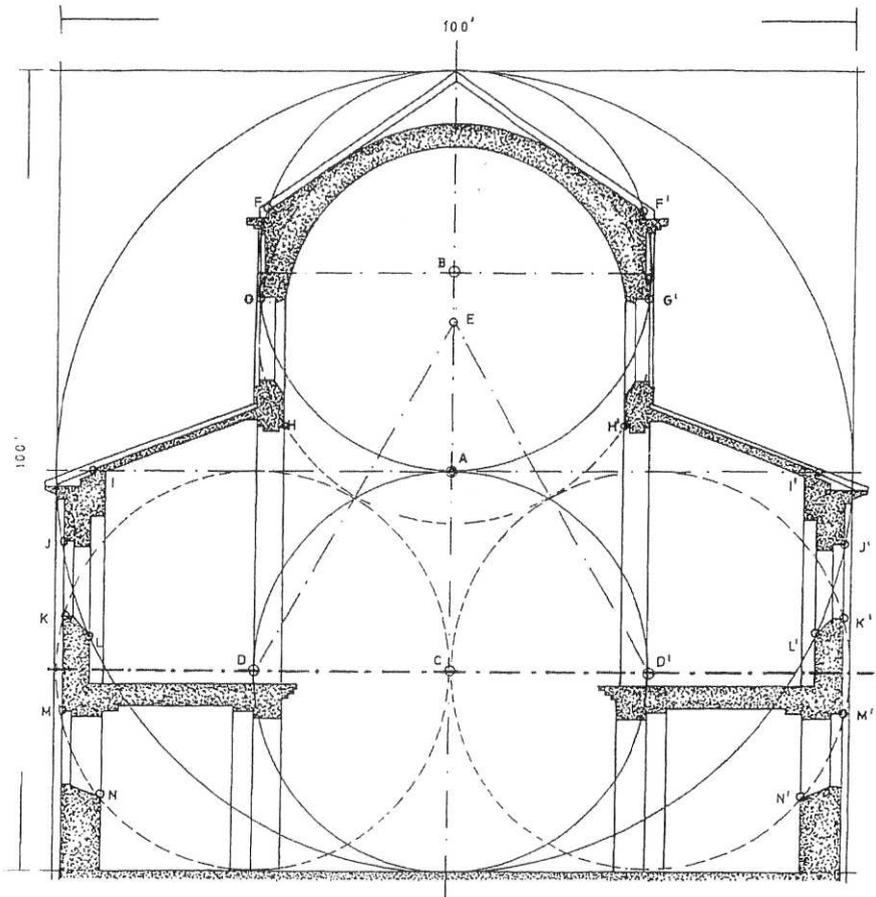
Sie legt ihren oberen Kreis exakt in den inneren Kuppelscheitel und kann nun einen gleich großen zweiten Kreis darunter anordnen. Anders als bei Kreusch liegt der Fußpunkt des oberen Kreises auf Höhe des Dachansatzes vom Sechzehneck, während der Mittelpunkt des unteren Kreises auf Höhe des Emporenbodens liegt. Nun wird die Höhe der Außenmauern des Hexadekagons durch den unteren Kreis, die Höhe des Obergeschosses ab da bis zum Kuppelscheitel durch den oberen Kreis vorgegeben. Es ließe sich ein dritter kleiner Kreis zeichnen, der auf dem Boden der Empore ruht; sein oberster Punkt würde den Kuppelansatz vorgeben.

Erleichtert wird diese Lösung dadurch, dass die Kuppelkalotte zwar nicht halbkreisförmig gewölbt, dafür aber einigermassen dick ist. Insofern verläuft



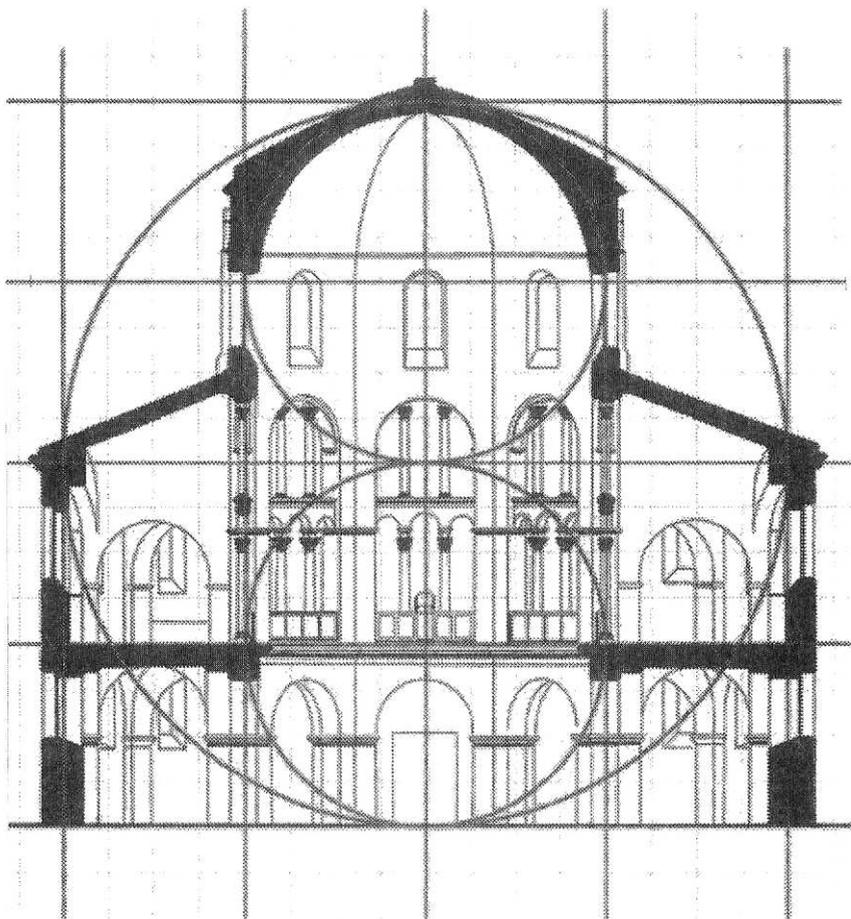
Leo Hugots Maßvorstellungen [Braunfels, 104]

Zeitensprünge 2/2012 S. 425



Die Aufmessung von Felix Kreusch [Siebigs, 47]

Zeitensprünge 2/2012 S. 426



1 Fuß = 0,3028 m

Die Aufmessung von Ulrike Heckner [Kretz-Mangold]

Zeitensprünge 2/2012 S. 427

der obere Kreis, der den Kuppelscheitel im Gebäude vorgibt, nicht an der Innenseite der Kuppel, sondern durch ihr Mauerwerk, um die Fensterposition des Obergadens vorzugeben.

Kreusch hatte seinen Großkreis durch den Mauerabschluss des Hexadekagons erhalten und war so zu einem imaginären Punkt oberhalb der Kuppel gekommen, den er als die Höhe des Oktogondaches ansah. Durch ihn verlief sein oberer Kreis, der dabei die Position der äußeren Mauerseite vorgab. Sein abgesenkter, gestrichelt gezeichneter dritter Kreis berührte den äußeren Kuppelscheitel, gab die Obergadenmauer und das Widerlager für den Tambour oberhalb der großen Emporenöffnungen vor. Aber diese Konstruktionsvorschrift erreicht nicht die schöne Klarheit des Entwurfs von Heckner.

Angemerkt muss sein, dass es sich bei Kreusch um einen Idealplan handelt, den er ursprünglich gezeichnet hat, um der Offenbarung Johanni zu entsprechen, wonach Länge, Breite und Höhe des dort geschilderten Baus jeweils 100 Maßeinheiten (dort Ellen, hier Fuß) entsprechen. In der Praxis dürften die jeweiligen Maße mehr oder weniger deutlich abweichen.

Den Bezug liefert die Widmunginschrift, die ums Oktogon herumläuft. Sie enthält jene Nennung von Carolus Princeps, deren zweites Wort gemäß Einhard [Nr. 32] vor Karls Tod verblasst ist. Ihre knappe erste Hälfte lautet:

„Indem Steine zum Verband gefügt werden wie Menschen friedlich in Völkerstämmen, und indem *die gleiche Mathematik alles harmonisch aufeinander abstimmt*, offenbart sich das Werk des Herrschers, der diesen ganzen Königspalast errichtet“ [Hausmann, 125; Hvhg. HI].

Das wurde im Mittelalter auf die Apokalypse bezogen. Denn in ihr verkündet ein Engel die Maße des neuen Jerusalem, das sich vom Himmel herabsenkt:

„Und er maß die Stadt mit dem Stab auf zwölftausend Stadien. Ihre Länge und Breite und Höhe sind gleich. Er maß ihre Mauer: Einhundertvierundvierzig Ellen nach Menschenmaß, das auch das Maß der Engel ist“ [Offb 21, 16 f.].

Wie schon gehört, hat sich Kreusch an die gleiche Länge, Breite und Höhe halten wollen. Das ging nur mit Kompromissen. So legte er die Länge von Kirche und Westwerk mit 144 Fuß fest. Um die gleiche Höhe zu bekommen, wurde der Baudurchmesser von 86 Fuß auch in der Höhe in Anschlag gebracht; dieses Maß reicht bis zum Dachansatz des Oktogons. Das Maß der Menschen und Engel taucht noch einmal in dem Bau auf: der innere Umfang des Oktogons und damit die Länge der Inschrift soll 144 Fuß betragen; hier verweist einer auf den anderen [Roemer, 27, auf Stephany, 4]. Wie lang ist sie in Zentimetern?

Hier scheiden sich die Geister. Der Physiker Axel Hausmann [34] setzt den römischen Fuß an, dessen Länge er mit **29,6 cm** angibt. (Rolf Rottländer als präziser Maßsammler benennt den *römischen Fuß* 2006 mit 29,62 cm, auch

pes monetalis benannt [Rottländers Gesamttabelle von 1979 s. Illig 2010, 221]). In einem aktuellen Zeitungsinterview zu diesem Thema [Schweda] benennt Hausmann jedoch drei andere Maße: den *karolingischen Fuß* zu **33,3 cm**, die *römische Elle* zu **44,4 cm** und die *große Elle* zu **49,95 cm**. Da er aber in seinem Buch dann nur noch mit Quadratdiagonalen und damit mit Wurzelzahlen arbeitet, wird sein Ansatz (auch) hier nicht weiterverfolgt. Er wiederum wendet heute ein: „Was nutzt einem eine genaue metrische Messung eines Baues, der in seiner heutigen Form erst seit 1910 existiert?“ [Schweda] Aber es fiel ihm auf:

„Betrachtet man diese Rekonstruktion von Westen [...], so erinnert das Bauwerk in seinen Proportionen unmittelbar an den Anblick vieler romanischer Kirchen“ [Hausmann, 94].

Hermann Weisweiler [30 f.], der als engagierter Laie tief in die Zahlengeheimnisse Aachens vorgedrungen ist, benutzte hingegen den *karolingischen Fuß*, der auch *pes Drusianus* genannt wird und 33,32 cm ausmacht und damit in seiner Verdreifachung dem Meter bis auf 4/10 Millimeter und damit fast schon erschreckend nahe kommt. Der Fuß ergab sich für Weisweiler aus der Breite des Oktogons mit 33,33 m, gleichgesetzt mit der apokalyptischen Zahl 100. Ihm lag weiters daran, Die Pfalzkapelle als Kalenderbauwerk zu verstehen, das pikanterweise nicht nur auf dem Breitenkreis von Stonehenge liege, sondern das auch im Grundriss Aachen nicht fern stünde. Doch es gibt hier eine Differenz: Während für Weisweiler und Rottländer karolingischer und drusianischer Fuß identisch sind, steht in Frankreich der *karolingische Fuß* mit **31,15 cm** zu Buche, genau genommen mit 31,352832 cm, also auf Millionstel Zentimeter gemittelt [fr.wiki ↔ pied] – eine ganz außerordentliche Leistung, die jeden zum Grübeln verleitet, der Baustellen kennt.

Nun setzt Ulrike Heckner ein neues Maß: Die Aachener Pfalzkapelle sei mit einem Fuß von **32,34 cm** errichtet worden. Das geht wohl aus den durch Laser ermöglichten Feinmessungen hervor, die sowohl am Gebäude außen wie an den Oktogonmauern innen möglich war. Genaueres wird man hierzu erst aus ihrer eigenen Publikation erfahren [Heckner 2012, nach Redaktionsschluss].

In unserer Sicht ist dieser ‘Fußwechsel’ von Interesse. Denn nun würde nicht mehr das ältere römische Maß (*pes romanus* / *pes monetalis*), auch nicht mehr das jüngere Maß (*pes Drusianus*) oder der karolingische Fuß, sondern ein anderes Maß gelten, das in den detaillierten Aufstellungen Rottländers als *Pied de Roi* verzeichnet ist und von den Franken bis ins Frankreich des 19. Jh. benutzt worden ist, anfangs mit 32,38 cm, später mit 32,48 cm nachgewiesen. Auch hierzu gibt es aktuelle Aussagen:

„Ulrike Heckner greift zwar grundsätzliche Überlegungen von Hugot und Jansen auf, aber sie hält keine der beiden alten Maßeinheiten für relevant.

»Diese alten römischen Maße sind in Aachen durch nichts zu belegen«, sagt sie. Sie bringt, und das ist das eigentlich Spektakuläre ihrer Theorie, eine neue, bislang unbekannte Größe ins Spiel: eine Maßeinheit von 32,24 Zentimetern Länge.

Dieses Maß liegt zwar nahe beim bekannten »Pariser Königsfuß« (32,48 Zentimeter). *Doch der taucht in der Baugeschichte erst Jahrhunderte später auf.* Bildet womöglich die von Heckner angenommene Längeneinheit die Grundlage für diesen »Pariser Königsfuß«? Wurde also unter Karl dem Großen ein neues Maßsystem geschaffen, von dem die Welt bislang nichts wusste?“

„jene 32,24 Zentimeter, die Heckner nun kurzerhand zum »Aachener Königsfuß« erklärte“ [Fasel; Hvhg. III].

Es mag verblüffen, dass in Karls zweiter Heimat Frankreich längst bekannt ist, dass unser 'Überkaiser' im Jahr 789 auch ein neues Längenmaß, den königlichen Fuß mit 32,84 cm eingeführt hat: „En effet, en 789, Charlemagne instaure un étalon universel de longueur : le pied-de-roi de 32,84 centimètres“ [floquent].

Heckner wird sich nun bemühen, diesen alt-neuen Königsfuß nachzuweisen. Nachdem aber eine Abweichung um 5 Millimeter für Metrologen bereits auffällig wäre, sollte wohl auch der „Hocheltenfuß“ mit **32,3 cm** berücksichtigt werden, der hinreichend dicht bei Aachen läge. Er ist 1970 ermittelt worden [Binding/Jansen], ermittelt aus der dritten Burg des niederrheinischen Elten, bestätigt durch einen Schreibgriffel mit entsprechender Markierung, den Bodenstein der ersten, Rottländer der zweiten Hälfte des 10. Jh. zuweist [Bodenstein; Rottländer 1979, 73].

Zunächst muss sich erweisen, ob es sich nur um eine baubedingte Abweichung vom Idealplan handelt oder tatsächlich um ein neues Maß. Konsequenterweise arbeitet das Team um Heckner mittlerweile daran, andere sog. karolingische Bauten daraufhin zu prüfen, ob bei ihnen ebenfalls ein gleiches oder ähnliches Fußmaß verwendet worden ist. Geprüft wird auch der Idealplan von St. Gallen, für den Florian Huber 2002 den pes monetalis ermittelt hat.

Wie aber war das nun mit der Sechs? Heckner hat festgestellt, dass der gesamte Plan auf der vollkommenen Zahl *Sechs* beruhe. Bei einer Zahl wie $144 = 3 \times 6 \times 8$ muss das nicht verwundern, zumal die Acht – Symbol der ewigen Seligkeit des Himmels [Roemer, 27] – im Grundriss von Oktogon und Dekahexagon dermaßen prominent ist, dass die Sechs hinzutreten kann, ohne sich vorzudrängen. Allerdings ist die Sechs die einzige Zahl, die sich sowohl aus der Summe ihrer Teiler wie aus deren Produkt ergibt; deshalb wäre sie eigentlich doppelt vollkommen. Natürlich war sie Goethe geläufig, der sie in seinem *Hexeneinmaleins* in die Acht verwandelt – q.e.d.

Literatur

- Binding, Günter / Janssen, Walter / Jungklaab, Friedrich (1970): Burg und Stift Elten am Niederrhein. Archäologische Untersuchungen der Jahre 1964/65; *Rheinische Ausgrabungen*, Heft 8, 37 ff.
- Bodenstein, Hans-Peter (2009): Mittelalterliche Längenmaße im romanischen Kirchenbau in der Altmark; *obiter dictum* od-Nr. 5 3/2009
<http://www.ndrom.de/obiterDictum/maLE.pdf>
- Braunfels, Wolfgang (¹³1994): *Karl der Große*; Reinbek
- Einhard (1981): *Vita Karoli Magni / Das Leben Karls des Großen*; Stuttgart
- Fasel, Andreas (2012): Das Rätsel um den Bau des Aachener Doms; *welt online*, 16. 06. <http://www.welt.de/regionales/koeln/article106608762/Das-Raetsel-um-den-Bau-des-Aachener-Doms.html>
- florent* = http://www.st-florent-passe-present.fr/?page_id=1505
- Hausmann, Axel (1994): *Kreis, Quadrat und Oktagon. Struktur und Symbolik der Aachener Kaiserpfalz*; Aachen
- Heckner, Ulrike (2012): Der Tempel Salomos in Aachen: Datierung und geometrischer Entwurf der karolingischen Pfalzkapelle; in *Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen. Bauvorsuchung - Bautechnik - Restaurierung* (= Arbeitsheft der Rheinischen Denkmalpflege, 78); Worms (nach Redaktionsschluss im August 2012)
- Huber, Florian (2002): Der Sankt Galler Klosterplan im Kontext der antiken und mittelalterlichen Architekturzeichnung und Messtechnik; in *Ochsenbein, Peter / Schmuki, Karl (Hg.): Studien zum St. Galler Klosterplan II. St. Gallen*; 233-284
- Illig, Heribert (?2010): *Geschichten, Mythen, Katastrophen*; Gräfelting
- Kretz-Mangold, Marion (2012): Architektur des Aachener Doms enträtselt. Steingewordene Perfektion; *WDR*, 12. 06.
<http://www1.wdr.de/themen/kultur/aachenerdom118.html>
- Roemer, Werner (1997): *Kirchenarchitektur als Abbild des Himmels. Zur Theologie des Kirchengebäudes*; Kevelaer
- Rottländer, Rolf (1979): *Antike Längenmaße. Untersuchungen über ihre Zusammenhänge*; Braunschweig · Wiesbaden
- (2006): *Vormetrische Längeneinheiten*
<http://vormetrische-laengeneinheiten.de/index.html>
- Schweda, Claudia (2012): Dom-Bauplan: einfach oder kompliziert? *Aachener Zeitung*, 09. 06.
- Stephany, Erich (1950): *Der Dom zu Aachen*; Aachen
- Weisweiler, Hermann (1981): *Das Geheimnis Karls des Großen. Astronomie in Stein: Der Aachener Dom*; München
- wiki → der entsprechend genannte Wikipedia-Artikel (fr.wiki = französ. Wikipedia)

Vermisstenmeldung:

Einst besaß ich von **Albrecht Kottmann** drei großformatige, orange Bände über Proportionen alter Bauwerke: *5000 Jahre messen und bauen*, *Vom Geheimnis der Zahlen* sowie *Das Geheimnis romanischer Bauten*. Diese drei Bände habe ich einem Interessierten ausgeliehen. Es wäre sehr schön, wenn sie zurückfinden würden.

Rein in die Karolinger - raus aus den Karolingern

Ibbenbüren – Saint-Maurice d’Agaune – Quedlinburg

Heribert Illig

Ibbenbüren

Ibbenbüren ist ein Bergwerksort in Nordrhein-Westfalen, der einen Anker im Wappen führt, obwohl die Aa kein schiffbarer Fluss ist. Für die gehobene Gestimmtheit ist gegenwärtig aber nicht Schiffszubehör verantwortlich, sondern der Umstand, dass sich die eigentlichen Wurzeln zu zeigen scheinen.

Ibbenbüren sieht seine Geburtsstunde am 14. 04. 1164, als laut einer damaligen Urkunde Bischof Katzenelnbogen die Steuereinnahmen von Hibbenburen zum Teil seinem Osnabrücker Gertrudenkloster überlässt. Aber es gibt auch eine Urkunde von 1348, die ‘zweifelsfrei’ belegt, dass hier bereits 799 eine Kirche gegründet worden ist [wiki → Ibbenbüren]. 550 Jahre konnten hier wohl die ‘Karls Wahrheit’ nicht unterdrücken.

Derzeit gräbt der Landschaftsverband Westfalen-Lippe in der evangelischen *Christuskirche*, einer spätgotischen Kirche, die erst 1523 begonnen worden ist. Bislang gab es zwei *Wikipedia*-Versionen zum Alter des oder der Vorgängerbauten. Die eine berichtet, dass „deren unterste Turmgewölbe noch aus der Zeit des 12. Jahrhunderts stammen“ [ebd.]. Die andere [wiki → Christuskirche (Ibbenbüren)] sieht den Turm zwei Jahrhunderte älter und weiß: „1521 wurde *die bisherige romanische Kirche, die seit 799 hier stand*, abgerissen“ [HvHg. HI]; diese Version kennt auch die nicht existenten Urkunden:

„Die Kirche wurde in den Sachsenkriegen Karls des Großen für seine Soldaten errichtet. Die älteste belegte Urkunde stammt aus dem Jahr 1348, weil ältere belegende Urkunden wahrscheinlich mit dem Überfall der Ungarn auf das Stift Herford um das Jahr 920 verloren gegangen sind. Darin ist die Rede, dass diese erste Kapelle in Ibbenbüren 799 von Papst Leo III persönlich geweiht wurde. Dieser suchte zur Zeit der Sachsenkriege bei Karl den Großen Zuflucht vor seinen Feinden.

Nach dem Jahr 920 mit dem Einfall der Ungarn wurde auch ein Turm erbaut und der Kirchhof wurde mit Graben und Wall geschützt. Von diesem Wall sollen 1837 nach Fundamente sichtbar gewesen sein. Der untere Teil des heutigen Turmes ist ein Rest des Turmes, der zu dieser Zeit gebaut wurde.“

So stammten die Turmfundamente aus dem 12. oder 10. Jh. Nun aber könnte die eigentliche Kirche endlich ins ausgehende 8. Jh. rücken: „Jetzt im Chorraum gefundene Grundmauern wären auf das Jahr 800/900 zu datieren“ [volk].

LWL-Archäologe Mark Schrader weiß das bereits, obwohl zunächst nur im Kircheninneren gegraben worden ist:

„Wir konnten bislang drei Bauphasen und zahlreiche Zwischenphasen identifizieren«, schildert er. Nicht nur der voraussichtlich aus dem 12. Jahrhundert stammende romanische Saalbau ist jetzt akribisch in Bauzeichnungen und exakten Messungen festgehalten. Sogar die Vorgängerin aus karolingischer Zeit lässt sich in Teilen rekonstruieren. »Wir haben nicht damit gerechnet, auch aus dieser Zeit noch Spuren zu finden«, beschreibt Schrader die wissenschaftliche Überraschung. »Wir haben Mauerreste des Chorbereiches gefunden, der sich inzwischen komplett rekonstruieren lässt.« Damit nicht genug: Im Chorraum tauchte auch das Fundament des dazugehörigen Altares auf.

Unter dem karolingischen Altar kam ein Kugeltopf zum Vorschein, in dem noch Speisereste zu erkennen waren. Er ist wohl rein zufällig unter den geweihten Ort geraten und ist der vorausgegangenen Siedlung zuzuordnen“ [Tafertshofer].

In der Christuskirche führte die Reformation im 16. Jh. zu mehrfachem Wechsel zwischen protestantischen Oranieren und katholischen Spaniern:

„Bis zur Reformation war die Kirche dem Heiligen Mauritius geweiht. Da die Gründung 799 für einen Mauritiuspatron für Westfalen eigentlich zu früh war, gab es [sic] in der Vergangenheit zahlreiche Erklärungsversuche hin bis zum Patronatswechsel. Es wurde vermutet, dass vielleicht der Hl. Viktor vorher Patron der Kirche war. Dieses ist aber eigentlich nicht üblich und es gibt keine schriftlichen Beweise“ [wiki → Christuskirche (Ibbenbüren)].

Insofern spricht ausgerechnet der Kirchenpatron gegen einen karolingischen Bau. Das lässt sich aber abschattieren. Der *hl. Mauritius* gilt als Anführer jener Thebanischen Legion, die unter Kaiser Maximinus gegen Christen vorgehen sollte, sich aber beim Alpenübergang dagegen verweigerte, weshalb sie 290 oder 302 bei Agaunum bis auf den letzten der 6.600 Mann niedergemetzelt worden sein soll. Karls Blutgericht in Verden an der Aller müsste hier im Vergleich ins zweite Glied rücken.

Um alle Reliquien zu bergen, wurde zunächst im Wallis eine Basilika gebaut. 515 gründete der spätere Heilige Sigismund als designierter König der Burgunder *l'Abbaye de St-Maurice d'Agaune* „und professionalisierte damit das Pilgerwesen am Ort“, wie das *Wikipedia* [→ Mauritius (Heiliger)] überaus elegant ausdrückt – heutige Jugend spräche gefühllos von Abzocke. So entstand das älteste Kloster des Abendlands, das ohne Unterbrechung geführt worden ist [wiki → Abtei Saint-Maurice].

Otto d. Gr. nahm 960 für das von ihm in Magdeburg gegründete Mauritius-Kloster von dem Burgunder-König Konrad III. Reliquien von Mauritius und seinen Gefährten entgegen. Bereits 962 bestätigt eine päpstliche Urkunde, dass Mauritius der *Schutzpatron der Ottonen* war (für Burgund soll er das bereits 888 geworden sein). Bald avancierte 'Moritz' zum Schutzpatron aller Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und schließlich des Reiches selbst.

Insofern würde ein Mauritius-Patrozinium stark auf eine Ibbenbüerer Kirchweih unter den Ottonen hindeuten. Aber nachdem die Urkunde von 1348 den Kirchenbau bei 799 und damit bei Karl d. Gr. und Papst Leo III. ansetzt, kann hier der Archäologe keinesfalls zweifeln. Der Kreis schließt sich im Übrigen, verwahrt doch das Kloster Saint-Maurice d'Againe die *Goldkanne Karls*. Freilich werden ihre Email-Arbeiten heute der ersten Hälfte des 11. Jh. zugeschrieben, aber ein eingearbeitetes Fragment als einziges Überbleibsel des großen Awarenschatzes – volle 15 Ochsenkarren – bürgt für einstigen Karlsbesitz [vgl. Illig 1996, 194, 165].

Die berühmt-berüchtigte *Heilige Lanze*, die von Christi Passion bis Hitler durch die europäische Geschichte geistert, taucht im frühen 10. Jh. auf: Der Burgunderkönig Rudolf II. gibt sie Heinrich I. im Austausch für Basel. Mitte des 11. Jh. wird sie zur *Mauritius-Lanze* und erhält unter Heinrich III. eine entsprechend beschriftete Silbermanschette. Von ihrer Wirkung, die angeblich unbesiegt macht – etwa bei der Schlacht auf dem Lechfeld, 955 –, und die ihrem Besitzer das Schicksal der Welt in die Hände legt [Ravenscroft, 27], wollte noch der „GröFaZ“ profitieren.

Zwischen St-Maurice und Müstair

Elsanne Gilomen-Schenkel [= G.-S.] hat ihr ganzes Forscherleben den mittelalterlichen Klöstern in der Schweiz gewidmet (Publikationen von 1985 bis 2011 [elsanne], ansonsten ab 1969). Dabei fiel ihrem kritischen Geist auf, dass das Walliser Bistum in der Karolingerzeit eine andere Rolle gespielt hat, als die Literatur berichtet. Die Schweiz steht damals als „geopolitische Belanglosigkeit“ königsfern in den Büchern [G.-S., 233]. Von den vielen Schenkungen und Privilegien Karls gelten nur die Urkunden für Chur und St. Gallen als echt, während die Besitzbestätigung für das Züricher Großmünster [vgl. Illig 2004; Spillmann 2004] „nachgewiesenermaßen ohne jegliche karolingische Vorlage gefälscht ist“ [G.-S., 234]. Die Klostertraditionen von Reichenau und St. Gallen haben,

„was die Ereignisse der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts betrifft, eine Uminterpretation in karolingischem Sinn erfahren. Aus dieser Feststellung folgt, dass die Angaben etwa Hermanns des Lahmen oder Casus sancti

Galli nicht mehr ungeprüft als faktisch richtig betrachtet werden dürfen, wie dies meist noch geschieht. [...] Überfällig ist etwa eine Revision der Vorstellung von Pirmin als Vorkämpfer des Frankentums und Missionar der Alemannen“ [G.-S., 235]

„Aus Saint-Maurice hat sich keine irgendwie vergleichbare mittelalterliche Geschichtsschreibung erhalten [...] Eine mittelalterliche Bistumsgeschichtsschreibung aus Sitten fehlt überhaupt [G.-S., 235].

Wir stoßen hier auf jenen uns bereits bekannten Theodul [Keller 1997], der als Heiliger des 4. Jh. noch im 10. Jh. die Übertragung der Grafschaftsrechte im Wallis bekräftigen sollte, die er doch von Karl d. Gr. im 8. Jh. geschenkt bekommen habe. Doch bereits 1567 ist diese fälschliche Personen- und Zeitgleichsetzung aufgeklärt worden [G.-S., 236].

Aber es liegt noch mehr im Argen. So „ergaben vier Jahrhunderte gelehrten Forschens“, dass dem Sittener Bistum mit Wilchar als Archiepiscopus provinciae Galliarum und Altheus als Verwandtem Karls zwei Persönlichkeiten aus dem engsten Umkreis des Kaisers vorgestanden sein sollen. Das schien durch eine Zimelie bestärkt zu werden.

„Die glorreiche Karlstradition wird in Saint-Maurice noch gestützt durch eines der bedeutendsten frühmittelalterlichen Schatzstücke, die sich im Abendland erhalten haben, durch die emailverzierte Goldkanne Karls des Grossen nämlich, angeblich einem Geschenk des Frankenherrschers an die Stätte der Thebäergräber. Er selbst soll sie, so die Kommentatoren des 19. Jahrhunderts, vom Kalifen Harun al Rashid geschenkt bekommen haben. Kunsthistorische Studien unseres Jahrhunderts haben indessen erwiesen, dass die Goldschmiedearbeit nicht als arabisch, sondern als karolingisch anzusehen ist, während allerdings die Emailbestandteile aus dem Nahen Osten stammen und möglicherweise zu einem Szepter aus dem von Karl dem Grossen erbeuteten Awarenschatz gehörten“ [G.-S., 237 f.].

Plausibler ist die Verbindung hin zum Schatz von Nagyszentmiklós, der Preziosen aus dem 4. bis 11. Jh. vereint und gemäß Weissgerber [2003a, 158 f.; 2003b, 273 f.] von Ajtony um 1000 vergraben worden ist. Er enthält sassanidische Arbeiten, ansetzbar vor der Phantomzeit, die Motiven auf der Kanne entsprechen [vgl. Illig 2002, 667-671].

Gilomen-Schenkel [237] kann nun zeigen, dass erst im 18. Jh. die heilsgeschichtliche Verbindung der Kanne mit dem hl. Martin durch die historisierende mit Karl d. Gr. ersetzt worden ist; damals wurde auch die Bibel von Moutier-Grandval direkt auf Karl bezogen. Wenn es dann um die Äbte von St-Maurice bzw. die Bischöfe von Sitten geht, so bezweifelt die Autorin die Zulässigkeit der vorgenommenen Identifikationen.

„Es ist einfach erstaunlich, wie selbstverständlich in der Vorstellung von Historikern Namensgleichheit auch Personengleichheit bedeutet, und dies

um so eher, je weniger Quellen zur Verfügung stehen. Dabei werden einfachste Überprüfungsmöglichkeiten ausser acht gelassen oder nicht ernst genommen, und geradezu unwillkürlich fliessen vorgefasste Meinungen selbst in angebliche Quellenzitate ein [...]

So erscheinen neben rein graphischen Varianten wie Wicharius, Wille(i)-harius, Willicarius, die stärker latinisierten Formen Vulcarius, Vulcharius, aber auch eine Reihe von verdorbenen oder gar anderen Namensformen wie Wicharius, Vilearius, Vultcherius, Virilarius, Wailerius, Folcarius, ohne dass dieser Umstand kommentiert oder kritisch behandelt würde“ [G-S., 238 f.].

Die Forschung hat zwei Wilchars identisch gesetzt: den durch Ado von Vienne beschriebenen Abt von St-Maurice und den vom anonymen Autor der *Vita Stephans II.* im *Liber pontificalis* genannten Erzbischof von Sens – was nicht haltbar ist:

„ein karolingischer Bischof von Sitten namens Wilchar lässt sich nicht belegen und aus der verbleibenden Personalunion Alt-Erzbischof von Vienne, Bischof von Nomentum, Abt von Saint-Maurice, päpstlicher Gesandter, Erzbischof von Sens, ist der Wiener und Saint-Mauricer Wilchar als eine verschiedene Person auszugliedern“ [G-S., 242].

Ohne Wunschdenken bleibt wenig übrig für St-Maurice. Noch schlechter sieht es für die Autorin, der Rhone folgend, 40 km weiter aus:

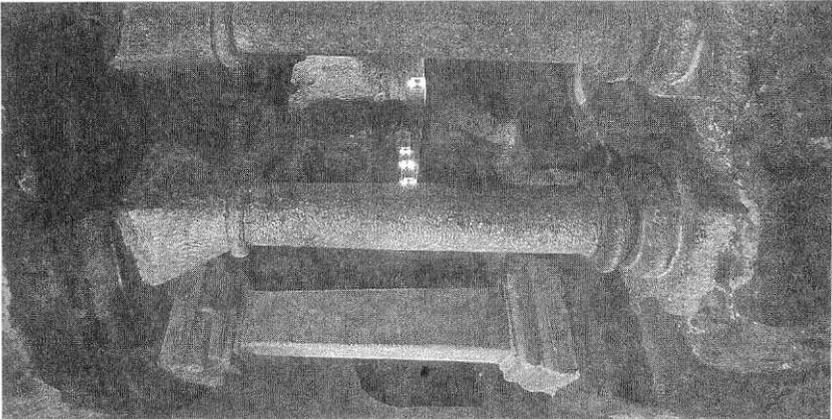
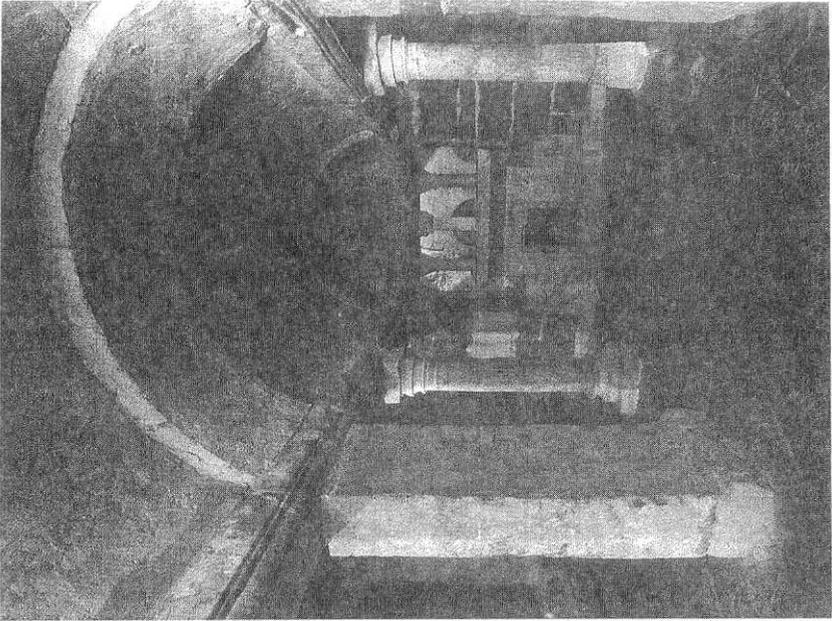
„Das Sittener Bistum dagegen ist quellenmäßig nicht existent.

Um nicht mit dieser Destruktion der aus lokalpatriotischem Wunschdenken heraus errichteten biographischen Konstruktionen zu schliessen, möchte ich zum verbliebenen Trümmerhaufen als reine These einen, wie mir scheint, weiterführenden Interpretationsversuch wagen“,

der zu einem Vergleich von Hessen und Thüringen zur Zeit des Bonifaz und zur bayerischen Kirche unter Virgil von Salzburg führt.

„Wenn aber Ähnliches fassbar wird im Gebiet dreier Bistümer mit unzweifelhaft spätrömisch-merowingischer Tradition, so scheint es mir angebracht, den fehlenden Nachweis von deren Kontinuität nicht einfach mit dem oft bemühten Quellenloch des 7. und 8. Jahrhunderts zu erklären, sondern diese selbst in Frage zu stellen. Ein solcher Interpretationsansatz brächte die festgefahrene Diskussion um die Westschweizer Kirchengeschichte von 7. bis zum 9. Jahrhundert in Bewegung, wie am Walliser Beispiel aufzuzeigen versucht wurde“ [G-S., 245].

Die Kontinuität in der Merowinger- und Karolingerzeit in Frage zu stellen – was für eine Denkmöglichkeit! Doch dieser ursprünglich 1984 in einem Vortrag geäußerte Interpretationsansatz ist innerhalb der Mediävistik leider nicht auf fruchtbaren Boden gefallen.



Wipertikrypta [Wilcken, 28, 30]

Quedlinburgs Wipertikrypta

Es kann neben Saint-Maurice d'Agaune noch eine Entkarolingisierung gemeldet werden: die Wipertikrypta in Quedlinburg. Urtümlicher geht es eigentlich nicht mehr, sollte man meinen: Da ist in die bestehende Kirche eine Krypta eingebaut worden, so ungenlenk wie nur möglich. Es handelt sich um eine dreischiffige Anlage, bei der die beiden Seitenschiffe auch den Umgang um die Apsis bilden. Abwechselnd stützen megalithähnliche Pfeiler, dazu Säulen einen Architrav, der sowohl das flache Tonnengewölbe über dem kleinen Mittelschiff wie die gebogene Tonne über Umgang und Seitenschiffen trägt. Am auffälligsten sind die verschiedenen Kapitelle, die meisten Pilzkapitelle, aber im Scheitel der Apsis auch ein pseudo-ionisches, wie es die Karolinger verwendet haben. Sie hätten bei ihren Bauten auch die ersten Würfelkapitelle und viele anderen Früh- und Spielformen benutzt. Ein älterer Kunsthistoriker war der Meinung, dass diese 'Ur-Krypta' noch nicht einmal unter karolingischer, sondern unter „primitiver Kunst“ einzuordnen sei:

„In den Krypten, den Gruftkirchen, scheint auch zuerst ein Umgang die Apsis zur Mausoleumsform umgebildet zu haben. Die *Wiperti-Krypta* in *Quedlinburg* ist ein schönes Beispiel dafür (Abb. 117); ein niedriger, enger, bedrückender Raum mit Umgang um den Altar, gebaut aus Steinbalken und steinernen Rundstämmen, auf denen wie aus Drechslerarbeit hervorgegangene, knaufartige Kapitelle (die Pilzkapitelle des 10. Jahrhunderts) sitzen.“ [Hamann, 133]

„Abb. 117. *Quedlinburg, Wiperti-Krypta, 9. u. 10. Jh.*“ [ebd. 134].

So schrieb Richard Hamann 1935, indem er die Krypta unmittelbar nach dem Grabmal Theoderichs in Ravenna und weit vor Aachen besprach. 1986 sah Hans Eckstein [269] die Krypta noch immer im 9. Jh. und damit karolingisch. Doch 2012 schreibt Rosemarie Wilcken [2012]:

„Archaisch und sakral zugleich. [...] Errichtet wurde sie zur Zeit Ottos III. von sächsischen Handwerkern, die ausschließlich vom Hörensagen wussten, wie man in der großen Welt baute [...] Kurz nach 1000“.

Wer die urtümliche Bauweise sieht, der müsste sich fragen, wie bereits 200 Jahre früher der perfekte Bau der Aachener Pfalzkapelle entstehen konnte. In Quedlinburg sind übrigens ähnliche Mühlebretter eingeritzt wie am Aachener Thron [gute Abb. s. Faure]. Der Wipertikrypta ungemein ähnlich ist der Mittelraum der Krypta von St-Germain d'Auxerre gestaltet [Abb. s. Kubach, 22]. Diese verharrt allerdings noch ganz ungestört in der Zeit um 857 [wiki → St-Germain d'Auxerre]. An den Architekturhistoriker „kannst zerschellen“, wie Franz von Kobell oder sein ebenfalls dichtender Nachfahr Kurt Wilhelm gesagt haben könnte.

Literatur

Mein Dank gilt Werner Thiel, Greven, der mich über die Ibbenbürener Ausgrabungen informiert und mit den Quellen versorgt hat.

Eckstein, Hans (†1986): *Die Romanische Architektur. Der Stil und seine Formen* (DuMont Dokumente); Köln (†1975)

elsanne = http://opac.regesta-imperii.de/lang_en/autoren.php?name=Gilomen-Schenkel%2C+Elsanne

Faure, Raymond (o.J.): *Quedlinburg. Die Krypta der Wipertikirche*; s. Internet

Gilomen-Schenkel, Elsanne (1985): Die Rolle des Walliser Bistums im karolingischen Reich. Eine Erfindung der Historiographie? *Vallesia*, Bd. 40, 233-245

Hamann, Richard (1935): *Geschichte der Kunst von der altchristlichen Zeit bis zur Gegenwart*; Berlin

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf

- (2002): Theoderich d. Gr. – Vorlage für Karl d. Gr.; *Zeitensprünge* 13 (4) 656-671

- (2004): Jenseits mancher Grenzen. Jahrestreffen 2005 am 6./7. Mai in Zürich; *Zeitensprünge* 17 (2) 260-269

Keller, Stefan (1997): Aus der mittelalterlichen Geschichtsretorte (St. Theodul; Hans Domenig); *Zeitensprünge* 9 (4) 668 f.

Kubach, Hans Erich (1986): *Romanik (Weltgeschichte der Architektur)*; Stuttgart

Ravenscroft, Trevor (†1996): *Die heilige Lanze. Der Speer von Golgotha*; München (†1972)

Spillmann, John (2004): Das frühmittelalterliche Zürich im Lichte der Phantomzeitthese; *Zeitensprünge* 16 (2) 315-346

Tafertshofer (2012): Presse-Infos / Kultur: Christuskirche gibt mit vielen Überraschungen ihre Vorgängerinnen und den Ursprung Ibbenbürens frei; *LWL-Pressestelle*, 02. 07., Frank Tafertshofer

volk = (2012): Archäologie. Vier Gräber ganz nahe am Altar in der Christuskirche gefunden; *Ibbenbürener Volksblatt*, 19. 06.

Weissgerber, Klaus (2003a): Noch einmal: Ajtony und der Goldschatz von Nagyszéplő (Hungarica II); *Zeitensprünge* 15 (1) 150-160

- (2003b): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken*; Gräfelfing

wiki ↔ Artikel unter dem genannten Stichwort

Wilcken, Rosemarie (2012): Die Wipertikrypta in Quedlinburg. Archaisch und sakral zugleich; *Monumente* 3/2012, 28-30

Ein Relief in Rodez und die Anfänge der romanischen Plastik in Südfrankreich

Auszüge aus einer Arbeit von Meyer Schapiro

Das Musée Fenaille in Rodez verwahrt ein Christusrelief, das sich beharrlich einer unbestrittenen Datierung verweigert. Vor dem Zweiten Weltkrieg lagen die Einstufungen zwischen 1100 und 1150 [Schapiro, 490]. Dann datierte der New Yorker Kunsthistoriker Meyer Schapiro (1904–1996) das ‘spröde’ Kunstwerk 1954 in die Zeit um 1000, um später (1963) das zweite Viertel des 11. Jh. vorzuziehen [ebd. 500]. Gegenwärtig wird es der zweiten Hälfte des 11. Jh. zugeschrieben, eher seinem Ende [penn]. Die Schwierigkeiten beruhen auf den vielfältigen Bezügen zur sog. karolingischen Kunst, die es schwierig machen, diese Entwicklungslinien quer durch ottonische und bis hin zur hochromanischen Kunst laufen zu lassen, zumal sogar rätselhafte Rückgriffe bis ins 6. Jh. zu konstatieren sind. Wie in einem Brennglas zeigt sich, dass die Separierung und Subsumierung ottonischer und romanischer Kunstwerke als vermeintlich karolingische Werke es fast unmöglich macht, saubere Entwicklungen herauszupräparieren, weil immer wieder ein ‘aber schon die Karolinger...’ zu weiten Rückgriffen nötigt. Schapiro war sich damals so unsicher, dass er die von ihm vertretene Datierung erst in der allerletzten Fußnote seines Aufsatzes brachte. Hier Auszüge aus dem Aufsatz Schapiros von 1963 (Hvhg. HI).

„Die Gestalt des Christus im archäologischen Museum von Rodez hat mich, seit ich sie als Student im Jahre 1926 sah, immer wieder beschäftigt. Dieses kleine, weniger als 60 Zentimeter hohe Marmorrelief erinnert auf den ersten Blick an die großen romanischen Skulpturen Burgunds und Südfrankreichs. Aber wo finden wir in jener Kunst einen Christus vor einem solchen Hintergrund mit einem so winzigen Kopf direkt auf den Schaltern und so zarten asymmetrischen und perspektivisch verkürzten Gliedern? Nicht in der Gegend von Rodez /

In Burgund gibt es jedoch einige verwandte Werke, die ihm in der Schlankheit der Figur und den geschichteten rhythmischen Falten näher stehen. Aus den konzentrischen Linien dieser Falten könnte man auf einen gemeinsamen Vorläufer für das Relief in Rodez, die Chorkapitelle von Cluny und die Tympana von Vézelay schließen. Aber der Christus in Rodez paßt



Rodez: Thronender Christus; Musée Fenaille [Schapiro, 483].

Die übereinander gestellten Kreise als Hintergrund für den Christus erinnern an eine „8“ und damit an eine aufrechtstehende Lemniskate, das Zeichen für die Unendlichkeit, aber auch an die Aufmessung der Aachener Pfalzkapelle durch U. Heckner (s. S. 427). Es muss kein Zufall sein, dass der thronende Christus heute gegen Ende des 11. Jh. gesehen wird (S. 443), entsprechend der Aachener Datierung (durch HI).

nicht nahtlos in die vertraute Reihe der romanischen Kunstwerke in Burgund; wir können in jener Serie der sich entwickelnden Faltenformen keine Lücke für seine Falten finden. /

Wenn wir schon in der französischen Kunst des *12. Jahrhunderts* keine stilistischen Parallelen für den Christus von Rodez finden können, müssen wir darüber hinaus einsehen, daß auch die wenigen erhaltenen Steinmetzarbeiten jener Region aus dem Jahrhundert davor keine überzeugenden Vergleichsbeispiele bieten. Bei ihnen handelt es sich im allgemeinen um massige Stücke mit einer sparsamen Ausführung der Oberflächenzeichnung. Ihre groben, kraftvollen Formen haben – wie die Bilder selbst mit den immer wieder dargestellten Szenen menschlicher und animalischer Kraft – ein primitives Aussehen.

Das Relief in Rodez könnte jedoch, wenn wir einem Dokument, das gewöhnlich als durchaus beweiskräftig gilt, vertrauen würden, datiert werden. Das Relief war Teil eines Altars, dessen Mensa noch erhalten ist und eine Inschrift trägt, die den Namen des Bischofs Deusededit als den Auftraggeber nennt. Nach den Kirchenbüchern von Rodez gab es drei Bischöfe mit diesem Namen, und dem dritten, der von 961 *bis 1004* amtierte, haben die Forscher den Altar zugeschrieben. Die Ornamentstreifen auf dem Tisch ähneln denen der Marmoraltäre in Quarante (Hérault) und Gerona sehr, die unabhängig voneinander in das *späte 10. oder frühe 11. Jahrhundert* datiert werden. /

Eine Untersuchung des Ornaments auf dem Altartisch weist eher auf ein früheres Datum. Dieses Ornament ist von einigen Kunsthistorikern mit der mozarabischen und maurischen Kunst des *10. und frühen 11. Jahrhunderts* in Verbindung gebracht worden. Hierbei haben sie aber die *karolingischen Parallelen* zu den schräggestellten Pflanzen und den gedrehten und gekreuzten Stielen ebenso übersehen wie die größere Ähnlichkeit mit den Initialen der südfranzösischen Handschriften aus der Zeit *um 1000*. Der Künstler hat bei diesem Motiv eine Technik verwendet, die auf die Blattornamente in dünnem Flachrelief der Marmorsarkophage des *6. Jahrhunderts* aus jener Gegend um Rodez, Narbonne und Toulouse zurückgeht. Die Tradition hochwertiger Marmorarbeiten bestand dort *noch im späten 9. Jahrhundert*. Die Vita des hl. Theodard, Bischof von Narbonne (gest. 893), erzählt von der Schönheit der Skulpturen am marmornen Altar und am Thron in seiner Kirche. Für mich ist diese Kunst lediglich ein Reflex und eine Fortführung des *karolingischen Stils*. /

Auch die Kapitelle des Altars aus Rodez sind mit maurischen Kunstwerken verglichen worden. Ihre massige Form – ein kubischer Block auf einem umgedrehten konischen Segment – ähnelt einigen spanischen Kapitellen des *10. und 11. Jahrhunderts*, aber diesen architektonischen Typus mit seinem

kompakten, vasenähnlichen Profil kennt man schon früher in der *karolingischen und lombardischen Kunst*. Man braucht nicht außerhalb Frankreichs nach Vorbildern für die Kapitelle von Rodez zu suchen. /

Wir sind sicher, dass sich das Relief in Rodez in seiner detaillierten ikonographischen Konzeption von einem im 9. Jahrhundert in Frankreich geläufigen Typus ableitet. Was uns aber noch mehr interessiert, nämlich die künstlerische Konzeption, geht ebenfalls auf die *karolingische Kunst* zurück. /

Ohne eine direkte Verbindung zwischen der Figur in Rodez und diesem besonderen *karolingischen Christus* [Vivian-Bibel oder erste Bibel Karls des Kahlen, Christus in der Glorie; 845] herstellen zu wollen, scheint mir ihre formale Verwandtschaft ebenso offensichtlich wie die ikonographische Ähnlichkeit. /

Anm. 75: Ich habe für diesen Artikel aus den Diskussionen auf dem Kongreß, besonders mit Louis Grodecki, wertvolle Erkenntnisse gewonnen und die Datierung des Reliefs aus der Zeit *um 1000* (die ich 1954 in dem Artikel »Two Romanesque Drawings in Auxerre and Some Sconographic Problems«, *Studies in Art and Literature for Belle Da Costa Greene*, Princeton 1954, S. 343, Anm. 64 / vorgeschlagen habe) nun in *das zweite Viertel des 11. Jahrhunderts* verschoben.“

Rückgriff auf diese Anm. 64 von 1954: „Rodez, Musée Archéologique, Fragment eines Antependiums, das ich trotz seiner Ähnlichkeit mit späteren romanischen Skulpturen um 1000 datieren würde.“

Aktuelle Datierung durch die *Penn Library*: „Relief of Christ in Glory from the Cathedral at Rodez *2nd half to end 11th century*“ [penn].

Literatur

Schapiro, Meyer (2003): *Romanische Kunst. Ausgewählte Schriften*; Köln (1. engl. Ausgabe 1977). Daraus der auszugsweise wiedergegebene Aufsatz 1963, 464-500 und der Aufsatz „Zwei romanische Zeichnungen in Auxerre und einige ikonographische Fragen“ von 1954 wegen der zitierten Fußnote 64; 501-536
penn = http://0-dla.library.upenn.edu.librus.hccs.edu/dla/fisher/record.html?id=FISH_ER_n2006020484

Das 40. Rätsel des angelsächsischen Exeterbuches

Renate Laszlo

Das an vierzigster Stelle der Sammlung des Exeterbuches oder *Codex Exoniensis* stehende Rätsel gehört ebenfalls zu dem Genre der in heidnisch-germanischer Zeit komponierten und ursprünglich mündlich tradierten Bausteinrätsel und verfügt über je ein einleitendes und abschließendes Rahmenelement sowie ein in drei aufeinander aufbauende Teile gegliedertes Kernelement. Es besteht aus 29 Stabreimzeilen und lautet in der angelsächsischen Fassung:

- 1 Gewritu secgath thaet seo wiht sy
- 2 mid mon cynne miclum ticlum
- 3 sweotol and ge syne sundor craeft hafath
- 4 maram micle thon hit men witen
- 5 heo wile gesecan sundor aeg hwylcne
- 6 feorh berendra gewiteth eft feran onweg
- 7 nebith hio naefre niht thaer othre
- 8 ac hio sceal wide ferh wreccan laste
- 9 ham leas hweorfan no thy heanre bith
- 10 ne hafath hio fot ne folm ne aefre foldan hran
- 11 ne eage ne eagther twega
- 12 ne muth hafath ne with monnum spraec
- 13 ne gewit hafath ac gewritu secgath
- 14 thaet seo sy earmost ealra wihta
- 15 thara the aefter gecyndum cenneth waere
- 16 ne hafath hio sawle ne feorh ac hio sithas sceal
- 17 geond thas wundor woruld wide dreogan
- 18 ne hafath hio blod ne ban hwaethre bearnum wearth
- 19 geond thisne middan geard mongum to frofre
- 20 naefre hio heofonum hran ne to helle mot
- 21 ac hio sceal wide ferh wuldor cyninge
- 22 larum lifgan long is to secganne
- 23 hu hyre ealdor gesceaft aefter gongeth
- 24 woh wyrda gesceapu thaet wraetlic thing
- 25 to ge secganne soth is aeg hwylc
- 26 thara the ymb thas with wordum becneth
- 27 ne hafath hio aenig lim leofath efne setheah
- 28 gif thu maege reselan recene ge secgan
- 29 sothum wordum saga hwaet hio hatte.

In sprachlicher Hinsicht bietet der Text keine Schwierigkeiten, aber der abstrakte Gegenstand weicht von der Norm ab, weil er sich nicht in das übliche Schema des Pflanzen-, Tier- oder Mineralreiches einordnen lässt. Zudem spricht der personifizierte Gegenstand das Rätsel nicht selbst, sondern es wird vom Autor erzählt.

Es ist bewundernswert, um nicht zu sagen einfach genial, wie der germanisch-angelsächsische Rätselautor ein derart kompliziertes und abstraktes Phänomen äußerst erfolgreich in einem Rätsel behandelt.

Das einleitende Rahmenelement besteht aus vier Zeilen, in denen, wie in den Bausteinrätseln üblich, viele Fragen aufgeworfen, aber keine beantwortet werden. In der Übersetzung lautet die Einleitung:

Die Schriften sagen, dass dieses Wesen beim Menschengeschlecht in vielen Augenblicken deutlich und wahrnehmbar sei. Es hat eine besondere Kraft, viel größer als die Menschen es wissen.

Der altenglische Dichter verwendet mit *ticlum* und *sundor craeft* zwei Hapax legomena, die nur an dieser Stelle in der überlieferten angelsächsischen Literatur vorkommen. Bei dem ersten handelt es sich um eine Lautmalerei und bei dem zweiten um ein aus zwei gebräuchlichen Einzelwörtern zusammengesetztes Kompositum.

Zu Beginn der vierten Zeile steht *maram micle* anstelle der grammatisch richtigen Form *maran micle*, was auf den ersten Blick wie ein Schreibfehler aussieht. Da aber das gleiche Phänomen auch an anderer Stelle vorkommt, so in der Wortkombination *sittam mot* statt richtig *sittan mot* in „Ein neues Rätsel des Exeterbuches“, ist es als eine im Angelsächsischen übliche Schreibweise zur Erleichterung des Vorlesens anzusehen.

In der ersten Halbzeile bleibt offen, welche Schriften etwas über den Rätselgegenstand aussagen. Es ist davon auszugehen, dass es sich um die Heilige Schrift handelt und nicht um Bücher der Wissenschaftler und Gelehrten.

Wir erfahren, dass der Rätselgegenstand in einer Wechselbeziehung zu dem Menschengeschlecht steht, von dem er in vielen Augenblicken deutlich wahrnehmbar ist. Er übt einen großen Einfluss aus, denn er hat eine große Kraft, die viel größer ist, als die Menschen es wissen, ahnen oder realisieren.

Bei *sweotol and ge syne* „deutlich und erkennbar“ oder „deutlich und wahrnehmbar“ handelt es sich um eine germanische Stabreimformel, die der Sänger jederzeit zur Verfügung hat, um sie in sein Lied einzufügen. Stilistisch hat *sweotol and ge syne* den Charakter eines Hendiadyoins, da beide Adjektive in ihrer Bedeutung ähnlich sind; allerdings wird das eine durch das andere verstärkt. Im Rätsel dient die Formel, die nur eine geringe eigene Aussagekraft hat, als eine adäquate Halbzeile, um *sundor craeft* zu einer Langzeile zu ergänzen und gleichzeitig den Rater erneut auf die deutliche Wahrnehmbarkeit zu fixieren und ihn damit von der richtigen Lösung abzulenken.

Durch die unbestimmten Aussagen in der Einleitung wird die Neugier des Raters geweckt. Er wird hellhörig und interessiert sich intuitiv für den Rätselgegenstand. Sein Unterbewusstsein baut die Bereitschaft auf, das Rätsel zu lösen und herauszufinden, wer oder was hinter dem Rätselgegenstand steckt. Dabei vernachlässigt er aber die wirklich wichtige Aussage, dass das Wesen über eine besondere Kraft verfügt, die das Wissen der Menschen übersteigt, weil er sich unter dieser vagen Andeutung nichts Konkretes vorstellen kann.

Alles in allem bieten die ersten vier Zeilen genug Stoff zum Grübeln, Raten und Sinnieren. Der Rezipient lässt in seiner Betrachtung alle Begriffe Revue passieren, die ihm offensichtlich und wahrnehmbar erscheinen und deshalb für die Lösung in Frage kommen, aber jeder Gedanke wirft eine neue Frage auf.

Die Quintessenz aus den vier Zeilen der Einleitung ist ein deutlich wahrnehmbares Wesen, das, wie irgendwelche Schriften sagen, mit dem Menschengeschlecht in einer nicht genau definierten Verbindung steht und zudem über eine besondere Eigenschaft oder Kraft verfügt, die viel größer ist, als der einzelne Mensch weiß oder ermessen kann.

Wenn aber der Mensch das verrätselte Wesen und dessen Auswirkung auf sein Leben nicht bewusst realisiert, sondern gewissermaßen als gegeben hinnimmt, dann kann es nicht nur außergewöhnlich, sondern es muss auch alltäglich sein.

Während der Rater darauf fiebert, die Lösung des Rätsels zu finden, gibt der germanisch-angelsächsische Autor im ersten Abschnitt des in drei Teile gegliederten Kernelements in den Zeilen fünf bis neun gut dosiert weitere Einzelheiten über den Rätselgegenstand preis, und der Rater erfährt, dass das zu erratende Wesen nicht nur mit dem Menschengeschlecht in Verbindung steht, sondern auch mit jedem einzelnen Menschen und zwar nicht in einer geheimen, sondern in einer offenen Beziehung, wie eindeutig zu erkennen ist. Die deutsche Übersetzung lautet:

Es pflegt einen jeglichen der Lebentragenden gesondert aufzusuchen und gleichermaßen wieder fort zu gehen. Nicht ist es jemals noch eine zweite Nacht dort, aber es muss fortwährend in der Spur eines Helden heimatlos wechseln, nicht ist es deshalb geringer.

Bei dem Kompositum *feorh berendra* bedeutet die erste Komponente „Seele, Geist, Leben“ und die zweite bezeichnet den Träger dieser Abstrakta. Mit der bildhaften Kenning wird eindeutig ein Lebewesen, also ein Mensch oder ein Tier, umschrieben. Einige in dem Abschnitt verwendete Wörter sind mehrdeutig. Die Ambiguitäten werden vom Autor bewusst ausgewählt, um die Lösung des Rätsels zu erschweren.

Beispiele für die Vieldeutigkeit sind *gesecan* mit der Konnotation „suchen, aufsuchen, angreifen“ oder „zu jemand gehen oder kommen“; *eft* wird

mit „wieder, wiederum, abermals, gleicherweise, von neuem“ oder einfach mit „zurück“ übersetzt; *feran* bezeichnet jede Art des Weggehens wie „gehen, führen, fahren, reisen, ziehen“ und kann auch jede Art des Ankommens bedeuten.

Auch das Substantiv *wrecca*, *wreacca* ist mit „Verbannter“ oder „Held, Recke“ doppeldeutig. Als *wraec last* ist es eine gängige Formel für „den Gang in die Verbannung“, der immer mit Bedrängnis, Elend und Not verbunden ist. Diese Bedeutung entfällt, wenn man *wreccan* mit „Held, Recke“ übersetzt.

Letztlich sind noch die Variationen von *wide ferh* „fortwährend, ewig, immer, das ganze Leben hindurch“ und von *hweorfan* „irgendwo hingehen, umhergehen, -schweifen, -wandern, -fliegen, von einem Ort weggehen“ zu erwähnen, deren Sinngehalt zwar ziemlich einheitlich erscheint, aber verschiedene Interpretationsmöglichkeiten bereitstellt oder zulässt.

Der verrätselte Gegenstand kommt einzeln zu jedem Lebewesen und verlässt es wieder auf die gleiche Weise. Das Verb *gewitan* „gehen, sich begeben, sich anschicken zu gehen, sich aufmachen“ zeigt an, dass das Fortgehen nicht abrupt erfolgt, sondern erst nach einer Verzögerung, also einer gewissen Vorbereitung bedarf.

Die Mitteilung des Autors, dass der Rätselgegenstand niemals noch eine zweite Nacht dort ist, also zwei Nächte hintereinander, erscheint auf den ersten Blick als eine klare Aussage, an der es absolut nichts zu drehen oder zu deuteln gibt. Sie vermittelt die Assoziation eines kurzen Besuches, der nicht länger als höchstens 24 Stunden, also einen Tag und eine Nacht dauert. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um eine enigmatische Finte, ein Rätsel im Rätsel, das den Rater auf eine vollkommen falsche Spur führt. Es ist die Abwandlung einer ganz banalen, altbekannten Rätselfrage etwa nach der Art: „Warum kann es nicht zwei Tage hintereinander regnen?“ Die Antwort darauf lautet einfach: „Weil eine Nacht dazwischen ist.“

Im Rätsel sind es zwei aufeinander folgende Nächte, in denen der Rätselgegenstand nicht an einer Stelle verweilt, weil sich immer ein Tag dazwischen schiebt. Das ist der sophistische Grund, warum er niemals noch eine zweite Nacht dort ist. In der Realität kann er natürlich so lange bleiben, wie er will, viele Nächte, viele Tage, aber immer im steten Wechsel zwischen Tag und Nacht.

Der Rater kommt nicht auf diese plausible Auflösung, weil er die Aussage nicht kritisch hinterfragt. Er ist von vornherein überzeugt, dass das verrätselte Wesen den Gastgeber vor der zweiten Nacht verlässt. In dieser Überzeugung wird er noch durch die unmittelbar folgende, langatmige Mitteilung bestärkt, dass das heimatlose Wesen sich ununterbrochen auf der Wanderschaft befin-

det und einen Helden verfolgt, wobei „Held“ selbstverständlich ein Pseudonym für einen Menschen ist.

Die Verrätselungstechnik der Bausteinrätsel ist standardisiert und läuft stets nach einem übereinstimmenden Schema ab. Lediglich die verwendeten lexikalischen, syntaktischen und stilistischen Mittel differieren untereinander.

Zu Beginn des Rätsels macht der Dichter ein paar belanglose Bemerkungen, die so selbstverständlich erscheinen, dass sie keinen Zweifel an ihrem Wahrheitsgehalt aufkommen lassen und nicht als zweideutig oder rätselhaft zu erkennen sind, sondern in dem Rater eine bestimmte Assoziation erwecken und ihm die Überzeugung geben, dass im Rätsel prinzipiell von dieser Sachlage auszugehen ist, was aber nicht stimmt.

Der genasführte Rater setzt die Fehlinformation irrtümlich als richtig voraus, klammert sich an sie und macht sie zur Grundlage aller weiteren Überlegungen. Das hat zur Folge, dass der Autor in der zweiten Hälfte des Rätsels weitgehend auf Verschlüsselungen oder Verschleierungen verzichtet und den Gegenstand wahrheitsgemäß beschreiben kann. Der Rater ist so programmiert, dass seine Gedanken in die falsche Richtung gehen müssen. Seine Lösungsversuche, so angestrengt und intensiv sie auch sein mögen, laufen immer ins Leere.

In dem 40. Rätsel bringt die trügerische Bemerkung, das verrätselte Etwas verweile niemals eine zweite Nacht dort, wo es ein Lebewesen besucht, auf die falsche Spur. Legt man die irrige Aussage zugrunde, dass der Besuch an einer Stelle immer nur höchstens 24 Stunden dauert, ist das Rätsel einfach unlösbar, weil es ein solches Phänomen, auf das auch alle anderen Angaben zutreffen, nicht gibt. Die strikte Befolgung der Vorgabe „niemals ist es noch eine weitere Nacht dort“, führt ad absurdum. Alle Interpreten, die sich auf diese Mitteilung versteifen und ihre Zweideutigkeit nicht erkennen, müssen die Erfahrung machen, dass sie trotz des leicht verständlichen Textes die richtige Lösung nicht finden können, wie dies auch bei den vielen Bearbeitern dieses Rätsels in der Vergangenheit der Fall war.

Die letzte Information des ersten Abschnitts des Kernelements betrifft die Flexibilität des Gegenstandes, der sozusagen ständig auf Achse ist, gewissermaßen fortwährend herumwandert, hin und her reist, irgendwohin geht und von irgendwo wieder hinweg geht, ohne jemals eine Heimat zu finden.

Die letzte Halbzeile des Abschnitts „nicht ist es deshalb geringer“ ist eine Füllphrase zur Vervollständigung des Reimes, unterstreicht aber die Bedeutsamkeit des Rätselwesens, und leitet geschickt zum zweiten Teil des Kernelements über, das aus sechs alliterierenden Langzeilen (10-15) besteht. Die Übersetzung lautet:

Es hat weder Fuß noch Hand, noch schritt es jemals über die Erde; kein Auge, nicht eins von zweien; es hat keinen Mund, noch sprach es mit

Menschen; es hat keinen Verstand, aber die Schriften sagen, dass dieses das ärmste aller Wesen sei, unter denen, die nach ihren Arten geschaffen wurden.

Der Autor beschreibt das rätselhafte Wesen und listet auf, was es alles nicht hat: keine Gliedmaßen, kein Gesicht, kein Auge, keinen Mund und keinen Verstand, ist also weder Mensch noch Tier. Es kann nicht sehen, nicht sprechen, nicht denken und nicht gehen. Aufgrund seiner vorher ausgesprochenen Mobilität muss es sich anders fortbewegen und kann deshalb auch nicht den Pflanzen zugeordnet und schon gar nicht im Bereich der immobilen, unbelebten Natur angesiedelt werden. Es genießt eine Sonderstellung, die sich nicht in das übliche System der Pflanzen, Tiere und Mineralien eingliedern lässt, sodass die Möglichkeiten seiner Identitätsfindung eingeschränkt sind. Es bleiben der Kosmos, seine Erscheinungen und die Abstrakta übrig. Unter diesen Begriffen ist das Wesen zu suchen.

In der Halbzeile *ne aefre foldan hran* teilt der Autor mit, dass der hand- und fußlose Rätselgegenstand auch niemals die Erde betritt, bekräftigt also die Aussage, dass der Gegenstand nicht gehen kann. Bei *foldan hran* handelt es sich um eine feststehende Formel, die noch aus dem gemeingermanischen Wortschatz, eventuell noch aus den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stammt.

Die älteste Aussage über die Literatur der Germanen stammt von dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus, der Ende des 1. Jh. über den Brauch der germanischen Sänger berichtet, Helden- und Preislieder vorzutragen und von einer Generation zur anderen mündlich weiterzugeben. Diese Lieder erzählen in heroischer Sprache von den germanischen Tugenden, von Ehre und Ruhm.

Zeitgleich mit den Heldenliedern werden auch die literarischen Rätsel komponiert, die sich von den Epen dadurch unterscheiden, dass sie kürzer sind und der besungene Gegenstand nicht genannt wird, sondern erraten werden muss.

Die Dichtungen begleiten die germanischen Stämme über viele Jahre, Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte hinweg auf ihrer Wanderung in die neuen Siedlungsgebiete. Was an germanischem Literaturgut und damit auch an Kultur in jener Zeit verloren geht, lässt sich nur erahnen. Spätestens im 5. Jh. gliedert sich die gemeingermanische Sprache gebietsmäßig in Nord- Ost- und Westgermanisch. Aus dem Westgermanischen entwickeln sich die deutschen Sprachformen und das Altenglische.

Glücklicherweise überlebt die germanische Literatur, wenn auch nur zu einem Bruchteil, in den überlieferten altenglischen epischen und lyrischen Dichtungen, die uns ein unschätzbares Zeugnis über die poetischen Fähigkeiten der Germanen geben.

Die in vorchristlich-germanischer Zeit komponierten und nach der Christianisierung erstmals aufgezeichneten angelsächsischen Rätsel nehmen durch ihre Einmaligkeit eine Sonderstellung ein und zeigen die natur- und geisteswissenschaftlichen Kenntnisse der Germanen.

Die erste Halbzeile des Rätsels wird in der zweiten Hälfte von Zeile 13 wörtlich wiederholt. Die Schriften sollen den Rätselgegenstand als das ärmste aller Wesen darstellen, die nach ihren Arten geschaffen werden. Der Kontext mit der Schöpfung bestätigt, dass es sich bei den Schriften um die Bibel handelt.

Im dritten Teil des Kernelements (Zeile 16-25) fasst der Rätselautor einerseits noch einmal die Bestandteile und Eigenschaften zusammen, die das Wesen nicht hat und stellt andererseits die Fähigkeiten heraus, die es besitzt und auch ununterbrochen anwenden muss, um den Menschen zu dienen und in besonderen Situationen zu helfen. Sodann zählt er die Orte auf, an denen es nicht präsent ist, betont seine Abhängigkeit von dem König der Herrlichkeit, nach dessen Gesetzen es fortwährend leben muss und weist auf den Verlauf seines späteren Schicksals hin. Die deutsche Übersetzung lautet:

Nicht hat es Seele noch Leben, aber es muss seine Wege über diese Wunderwelt weithin ziehen; nicht hat es Blut noch Bein; jedoch manchen Kindern auf dieser Erde wurde es zum Trost. Niemals berührte es den Himmel, noch muss es zur Hölle, aber es muss fortwährend nach den Gesetzen des Himmelskönigs leben. Lang ist zu sagen, wie seine Lebensbedingungen im Alter verlaufen, sein unbestimmtes Schicksal, das ist eine wunderbare Sache zu sagen.

Mit der altgermanischen Stabreimformel *ne hafath hio blod ne ban* ruft der Autor in Erinnerung, dass das Wesen keinen Körper hat und fügt mit *ne hafath hio sawle ne feorh* hinzu, dass es auch keine Seele und kein Leben hat, aber trotzdem weithin seine Wege über die Wunderwelt ziehen muss und dabei manchen Kindern dieser Erde zum Trost gereicht.

An mehreren Stellen des Gedichts sind Ergänzungen eingefügt, die ausschließlich der Integration in die christliche Literatur dienen, so die beiden ersten Worte, die am Ende der 13. Zeile wiederholt und in den Zeilen 14 und 15 fortgeführt werden. Auch die Zeilen 20, 21 sowie die erste Halbzeile von 22 gehören zu den Einfügungen, die im 7. Jh., vor der ersten Aufzeichnung in den Rätseltext eingeschoben wurden und denen das Rätsel letztendlich das Überleben in der Rätselsammlung des heute noch erhaltenen *Codex Exoniensis* verdankt. Die Einschübe könnten ohne weiteres weggelassen werden, ohne dass der Inhalt des Rätsels verändert wird. Sie lauten in der Zusammenstellung:

Die Schriften sagen...

... und die Schriften sagen,

dass dieses das ärmste aller Wesen sei,
unter denen, die nach ihren Arten erschaffen wurden.
... niemals berührte es den Himmel, noch muss es zur Hölle,
aber es muss fortwährend nach den Gesetzen des Himmelskönigs leben.

Nach der Füllphrase *long is to secganne* „lang ist zu sagen“ folgt am Schluss des dritten Teils des Kernelements ein Ausblick auf das unbestimmte Schicksal, das den Rätselgegenstand in der Zukunft erwartet und als *wraetlic thing* „eine einmalig wunderbare Sache“ bezeichnet wird.

In den viereinhalb Zeilen (25-29) des abschließenden Rahmenelements bescheinigt der angelsächsische Sänger allen, die sich an der Suche nach der Lösung des Rätsels mit Worten beteiligen, Rechtschaffenheit und Sachverstand. Er wiederholt, dass der zu ratende Gegenstand kein einziges Glied hat, aber trotzdem existiert, und spricht anschließend den kompetenten Rater persönlich an: Er soll rasch und in wahren Worten die Lösung und den Namen des Rätselgegenstandes sagen, wenn er dazu in der Lage ist:

Rechtschaffen ist jeder von denen, die über dieses Ding mit Worten sprechen. Nicht hat es irgendein Glied, existiert aber trotzdem. Wenn du in der Lage bist, die Lösung rasch zu sagen, mit wahren Worten, sage, wie es heißt.

Das Adjektiv *soth* ist ein Allerweltswort mit sehr vielen Bedeutungen, wie „(ge)treu, ehrlich, rechtschaffen, gerecht, richtig, wahrhaftig, wahrheitsgemäß, wahr, echt, real wirklich, eigentlich, lebensnah, gerade, tatsächlich“ oder „authentisch“, alles Eigenschaften und Tugenden eines aufrechten und gebildeten Menschen. An ihn wendet sich der Autor mit *soth is aeg hwylc* „rechtschaffen ist jeder“ und ermuntert ihn, sich mit dem Rätsel auseinanderzusetzen, darüber nachzudenken oder mit seinesgleichen über das verrätselte Wesen zu sprechen, um die Lösung zu finden. Der Autor erinnert noch einmal an das schon mehrfach angeführte Paradoxon, dass der gesuchte Rätselgegenstand kein einziges Glied hat, aber dennoch existiert. Zum Schluss fordert er denjenigen auf, der die Lösung kennt, rasch zu sagen, wie das Wesen heißt.

Das Rätsel enthält insgesamt elf Komposita, die eine bildhafte Umschreibung darstellen und aus jeweils zwei gebräuchlichen Einzelwörtern zusammengesetzt sind. Bereits in der Einleitung gibt der Autor mit *michum tichum* „in vielen Augenblicken“ einen entscheidenden Hinweis auf die Rätsellösung. Da es sich jedoch bei dieser lautmalerischen Wortschöpfung um ein Hapax legomenon handelt, das an keiner anderen Stelle in der altenglischen Literatur vorkommt, wird der Wink weder verstanden noch überhaupt beachtet. Vielmehr sorgt die Halbzeile zur Verwirrung, weil fast alle Interpreten darin einen Schreibfehler vermuten und versuchen, den ihrer Meinung nach fehlerhaften Begriff zu korrigieren. Das Exeterbuch ist allerdings sehr sorgfältig geschrieben, so dass Schreibfehler, wenn es überhaupt welche gibt, selten sind.

Literaturverzeichnis

Chambers, R. W. / Förster, Max / Flower, Robin (Hg. 1933): *The Exeter Book of Old English Poetry*, with Introductory Chapters by R. W. Chambers, Max Förster and Robin Flower, Faksimile, Printed and Published for the Dean and Chapter of Exeter Cathedral, London

Codex Exoniensis, s. Thorpe

Exeter Book, Faksimile, s. Chambers

Laszlo, Renate (1989): *Ein neues Rätsel des Exeterbuches*, Marburg

Thorpe, Benjamin (Hrsg. 1842): *Codex Exoniensis, A Collection of Anglo-Saxon Poetry*, London

Wanley, Humphrey (1705): *Antiquae Litteraturae Septentrionales Liber Alter*, Oxford

Renate Laszlo M. A., 56460 Höhn, Postfach 1

Blinder Glaube an Poggio Bracciolini

Stephen Greenblatts Annäherung

Eine Rezension von Heribert Illig

Greenblatt, Stephen (2012): *Die Wende. Wie die Renaissance begann (The Swerve. How the World Became Modern)*; Siedler Verlag München, 345 S., 12 Farbabb. [= Gr.]

Wenn ein fast 70-jähriger Harvard-Professor für Englische und Amerikanische Literatur und Sprache über die Antikenvermittlung in der frühen Renaissancezeit schreibt, so ist ihm Aufmerksamkeit gewiss. Obendrein ist Stephen Greenblatt ein bekannter Spezialist für Shakespeare, dem er eine Biographie gewidmet hat. Hier werden 'Oxfordianer' bereits hellhörig: Wer dem Dichter aus Stratford eine Biographie schreibt, hat mit Sicherheit keine Zweifel an der Figur. Und es kann gleich vorausgeschickt werden: Greenblatt hat auch an seinem vorzugsweisen Protagonisten, an Gianfrancesco Poggio Bracciolini keinen Zweifel, was all dessen Funde aus diversen Klöstern angeht. Keinen einzigen! Die „Lügenschmiede“ [Gr. 145] ist für Greenblatt nicht das Studio des Schreibers, sondern der Vatikan mit seinen Ränkespielen.

Ebenso souverän baut er dieses Buch zusammen, das im Deutschen mit dem politikvertrauten *Die Wende* hin zur Renaissance bezeichnet wird, während der Originaltitel *Swerve* auf die „allerkleinste, zufällige, abgelenkte Bewegung“ abhebt, die „einen folgenreichen Richtungswechsel auslöste“ [Gr. 197, 19] – also der taifunauslösende Schmetterling der Chaos-Theorie. Ein redlicher Schreiber namens Poggio, der insgesamt acht Päpsten gedient hat [Gr. 221], um im hohen Alter noch Kanzler der Republik Florenz zu werden, sucht unermüdlich nach antiken Texten. 1417 zieht er von Lukrez *De rerum natura* aus dem Regal – der zufällige, aber folgenreiche Ruck [Gr. 20], der die Kurie bewegt, die den Text 1549 fast auf den Index setzt [Gr. 235], aber auch Giordano Bruno, Galilei oder Einstein beschäftigt. Das Weltverständnis der Renaissance bis hin zur Gegenwart aus einem Guss. Das wirkt nicht nur so, es ist wirklich eine arg monokausale Erklärung. Insofern ist es ratsam, dem Text auch und gerade dorthin zu folgen, wohin er eigentlich nicht abzielt.

„Im Winter 1417 reitet Poggio Bracciolini“ [Gr. 23] – so wird es in diesem Buch bleiben: Der Protagonist muss ohne seinen Vornamen Gianfrancesco auskommen, und der Leser muss vorab wissen, dass Bracciolini einen später angenommenen Namenszusatz darstellt.

Dieser Poggio (1380–1549) wird dargestellt als ein im Grunde korrekter Mensch, der eine schöne Handschrift entwickelt, in elegantem Latein korrespondieren kann [Gr. 28, 41], Griechisch beherrscht und bald in der päpstlichen Kanzlei unterkommt. Unter rund 100 Schreibern bringt er es bis zu einem der sechs apostolischen Sekretäre und sogar zum Privatsekretär eines Papstes [Gr. 151]. Doch da setzt ihm das Konzil von Konstanz (1414–1418) einen vorläufigen Schlusspunkt. Es beendet die Pontifikate der drei rivalisierenden Päpste Gregor XII., Benedikt XIII. und Johannes XXIII. [Gr. 165], Martin V. wurde gewählt. (Der 'erste' Johannes XXIII. erhielt nach seinem Tod, 1419, ein Grabmal im Florentiner Baptisterium, während dem 'zweiten', richtigen 1963 das Grab im Petersdom bereitet wurde). Poggio war Sekretär bei Johannes XXIII. gewesen, wurde durch die Konzilsentscheidungen arbeitslos, nutzte aber die Zeit in Konstanz für intensive Kodex-Suche, um sich dann 1419 beim Bischof von Winchester zu verdingen [Gr. 214]. 1422 konnte er sich erneut einen Sekretärsposten im Vatikan für viele Jahre sichern [Gr. 216]. Von 1453 bis 1458 amtierte er als Kanzler der Republik Florenz [Gr. 223].

Er war nicht der erste Sucher antiker Schriften. Als ein solcher wird von Greenblatt der frühe Humanist Francesco Petrarca vorgestellt, weil dieser es in einem „neuen, fast erotischen Drang“ tat [Gr. 129].

„Er koptierte, verglich, korrigierte die lateinischen Texte, die er fand, sorgte dafür, dass sie wieder in Umlauf kamen, indem er sie in einem ausgedehnten Netzwerk von Briefpartnern kursieren ließ“ [Gr. 129].

Warum dann viele der von ihm gesammelten Kodizes in einem venezianischen Palazzo verrotteten, bleibt freilich dunkel [Gr. 140]. Nach Petrarca (1304–1374) werden von Greenblatt weitere 'Bücherjäger' wie Coluccio Salutati (Kanzler in Florenz, 1331–1406 [Gr. 132], der Griechischkenner Leonardo Bruni (1369–1444 [Gr. 136]) und der schwerreiche Niccolò Niccoli (1364–1437 [Gr. 136]) genannt. Dieser spielt bei dem Lukrez-Fund eine wesentliche, wenn auch retardierende Rolle.

1417 findet Poggio die (karolingisch eingeschätzte) Handschrift von *De rerum natura*, aber er verrät nirgends, in welchem Kloster er sie gefunden hat; Fulda bleibt nur Mutmaßung [Gr. 190]. Sollte er sich dort noch weitere Funde erwartet und deshalb die Quelle verschwiegen haben? Ein dortiger Mönch schreibt das ca. 7.800 Verse umfassende Opus für Poggio ab, worauf dieser es sofort an Niccoli weiterleitet, der es jedoch ungelesen verräumt.

Poggio als der Prophet des Lukrez – um es so zu pointieren – konnte seinen Fund erst nach Jahren goutieren. Niccoli bewahrte die Kopie als Trophäe auf und dachte gar nicht daran sie zurückzugeben. Es dauerte 12 Jahre, bis Poggios Insistieren Erfolg hatte: „Ich möchte Lukrez lesen, doch ich bin seiner Gegenwart beraubt; willst du ihn etwa weitere zehn Jahre behalten?“ [Gr. 217] 1430 bekam er eine Kopie. Erst jetzt konnte das Gedicht zirkulieren.

Aber Niccolis Abschrift ist verloren, die Abschrift des deutschen Mönchs für Poggio ist verloren, der dem 9. Jh. zugeschriebene Kodex im Kloster ist ebenfalls verloren. Doch gibt es eine Parallelüberlieferung: Zwei Kodizes werden seit 1689 in Leiden aufbewahrt, ein Fragment liegt in Teilen in Kopenhagen und Wien – alle dem 9. Jh. zugeschrieben [Gr. 212 f.]. Außerdem gibt es einen überraschenden Beleg für die antike Existenz dieses Gedichtes, das man sich ohnehin wegen seines Inhaltes nicht als Kopfg Geburt eines karolingischen oder hochmittelalterlichen Mönchs, auch nicht als die eines Humanisten vorstellen kann. In Herculaneum wurde eine Ruine als Villa dei Papi benannt, weil sich in dem grandiosen, tief in der Vulkanasche liegenden, rund 250 m langen Bau zahlreiche Papyri fanden, die freilich zerbröselten, wenn man sie entrollen wollte. Erst 1987 gelang mit Hilfe einiger lesbar gemachter Fragmente der Nachweis, dass in den 235 Jahren zuvor entdeckten Papyrusrollen auch *De rerum natura* vorgelegen hatte [Gr. 74]. Es gab also die originale Antike tatsächlich, genauso wie den Texttransfer über mehr als ein Millennium hinweg.

Die antike Geistesfülle bleibt jedoch unwiderruflich verloren. So verweist Greenblatt auf eine Anthologie, die Stobaeus Ende des 5. Jh. angelegt hat, um die besten Dichter und Denker zu versammeln: „Von den 1430 Zitaten, die seine Sammlung enthält, stammen 1115 aus heute verlorenen Werken“ [Gr. 92]. Wohl im +3. Jh. weiß Diogenes Laertios noch, dass Epikur (um 340–270) als äußerst fleißiger Schreiber an die 300 Rollen verfasst hat, er kann 37 Buchtitel von ihm nennen. Wir kennen davon kein einziges Werk [Gr. 287].

Es stellt sich die Frage, wie lange Lukrez' Werk bekannt war. In der Spätantike wird er noch häufig von christlichen Schriftstellern zitiert, obwohl klar war, dass seine Leugnung der göttlichen Vorsehung oder die Sterblichkeit der Seele unvereinbar war mit der christlichen Sicht der Dinge. Doch schon damals klagt Ammianus Marcellinus, die Römer hätten ernsthaftes Lesen praktisch völlig aufgegeben [Gr. 103]. Übrigens hätte dessen Geschichtswerk ebenfalls Poggio und im selben Jahr 1417 gefunden, diesmal sicher in Fulda [wiki ↔ Ammianus Marcellinus]. Sein Biograph Walser sah es – unzugänglich für Poggio – in Hersfeld lagern [vgl. Illig 2011, 72].

„Im Mittelalter war Lukrez in nahezu völlige Vergessenheit geraten“ [wiki ↔ Lukrez]. Gleichwohl zitiert ihn Isidor von Sevilla (um 560–636), wenn es um Meteorologie geht [Gr. 20]. Zwischen 600 und 750 wurden ohnehin keine Klassiker mehr kopiert [Gr. 52]. Doch im 9. Jh. hätte es zumindest etliche, wenn nicht zahlreiche karolingische Abschriften gegeben, darunter eine, die der irische Mönch Dungal korrigiert habe [Gr. 20 f.]. Außerdem besaß auch die Abtei Murbach ein Lukrez-Manuskript [Borst, 167], ebenso die Bibliothek von Bobbio, deren Katalog (dem 9. Jh. zugeschrieben) es nennt. Auch Hrabanus Maurus kennt eine rhetorische Figur, „die sich nicht selten bei Lukrez findet“

[Gr. 283]. Aus meiner Sicht wären diese Handschriften im späten 10. bis 12. Jh. einzuordnen, damals, als auch aus arabischen Schriften sowohl die Weisheit des Ostens wie der Antike gewonnen worden ist. Insofern wäre Lukrez 'nur' gute zwei bis drei Jahrhunderte unbekannt gewesen.

Doch nun zu Greenblatts eigentlichem Anliegen: die Geburt der Moderne aus dem von Poggio gefundenen Lukrez. Wesentlich ist ihm, dass Lukrez die Atomistik von Leukipp, Demokrit und Epikur zur Darstellung gebracht hat. Es geht um die Grundlegung des naturphilosophischen Atomismus, der schon im -5. Jh. auf die lapidare Formel gebracht worden ist: Es gibt nur Atome und den leeren Raum. Greenblatt führt die wesentlichen Punkte des Lukrez auf 20 Seiten aus [Gr. 191-210], weshalb hier eine komprimierte Uni-Fassung benutzt wird, die sogar die Kommata wegließ:

„Nach Leukipp und Demokrit besteht die Materie aus letzten nicht weiter zerlegbaren qualitativ gleichartigen nur ihrer Gestalt und Größe nach voneinander unterschiedenen Teilchen den Atomen.

Diese bestehen ewig unzerstörbar undurchdringlich und ihrer Zahl nach unendlich. Sie setzen einen leeren Raum als Bedingung ihrer Bewegung voraus. Die Mannigfaltigkeit der Welt resultiert aus der verschiedenartigen Bewegung der Atome ihrer Vermischung.

Durch das Aufeinanderprallen der Atome entstehen Wirbel die als Anfang der Weltbildung anzusehen sind. Auf diese Weise entstehen und vergehen unendlich viele Welten die nebeneinander und nacheinander existieren. Analoges gilt für die einzelnen Dinge. Das Denken bildet einen Spezialfall der Atombewegung“ [uni].

Wie weit die Alten bei ihrem Vordringen zum Kern der Materie waren – die Physiker der Neuzeit haben die Bezeichnung Atom als Unteilbares zu früh vergeben –, zeigt dieser Hinweis auf eine sehr alte Kritik:

„Eine Weiterentwicklung der Lehren Demokrits stellt die Atomistik Epikurs dar. Aristoteles hatte auf einen wesentlichen Mangel der Atomistik Demokrits hingewiesen: in einem leeren Raum bewegen sich die Atome bei nur ungleicher Gestalt und Größe alle gleich schnell. Epikur behebt diesen Mangel indem er neben Gestalt und Größe die Schwere zu einer Grundeigenschaft der Atome erklärt. Damit antizipiert Epikur die Entdeckung des Atomgewichts auf seine Weise.

Zur weiteren Korrektur der Vorstellung bei Lukrez

Eine weitere Korrektur der Atomistik Demokrits nimmt Lukrez im Anschluß an Epikur vor. Er erklärt die Wirbelbildung der Atome durch Deklination d.h. geringfügige Abweichungen der Atome von ihren Bahnen. Dabei schließt Lukrez von der willkürlichen Bewegung der Menschen und Tiere auf eine ebenso willkürliche der Atome wodurch er der Atomistik den ihr bei Demokrit und Epikur eigenen fatalistischen Charak-

ter nimmt ohne das von ihnen errichtete streng materialistische Weltbild dadurch anzutasten.“ [uni]

Deshalb ist 'der kleine Ruck' Ursprung auch des freien Willens [Gr. 197]. Es gibt hingegen nur sterbliche Seelen und kein Leben nach dem Tod [Gr. 201]; alle organisierten Religionen sind abergläubische Täuschungen, und sie sind grausam, fordern sie doch allzu oft das Opfer eines Kindes durch die Eltern [Gr. 202 f.]. Weiter bei Lukrez:

„Er glaubte an die Existenz von Göttern. Aber er glaubte auch, dass sie sich, wenn sie denn wirklich Götter waren, sich niemals um uns Menschen und das, was wir tun, kümmern würden“ [Gr. 192].

Weil das Universum keinen Schöpfer hat [Gr. 196], wurde Lukrez ab der Renaissance für einen Atheisten gehalten. Als solcher habe er

„nichts anderes getan, als die Leere des heidnischen Glaubens und damit auch die Absurdität von Opfern zu erfassen, die an Götter gerichtet werden, die gar nicht existieren“ [Gr. 193].

„Ein zentrales Anliegen Epikurs war sein Kampf gegen die Vorstellung, dass Götter in das Weltgeschehen und insbesondere in die menschlichen Schicksale eingreifen, dass ihr Zorn zu fürchten ist und sie daher durch Opfer und Gebete beeinflusst werden müssen. Er verwarf dies als Aberglauben und beseitigte damit die Gottesfurcht. Allerdings war dies keine Besonderheit der Epikureer, denn auch andere philosophische Richtungen, besonders die Platoniker, lehnten die Gottesfurcht (deisidaimonia) strikt ab und betrachteten sie als etwas Verächtliches“ [wiki → Epikur].

Die insbesondere Epikur zugeschriebene Lustgier ist dagegen lediglich einseitige Verleumdung. Natürlich hatten Lust und Lebensfreude eine zentrale Stellung; von ihnen wurde aber nicht 'immer mehr' gesucht, sondern zumindest der Philosophenkreis war mit genügsamer Lust zufrieden.

Wir wissen nicht, wie der Kirchenmann – aber nicht Priester – Poggio die Lehre des Lukrez mit dem Christentum vereinbarte, wir kennen auch keine Reaktion von Niccoli [Gr. 217]. Unbestritten ist, dass der Atomismus durch diese Entdeckung im Abendland wieder auflebte.

Greenblatt schildert auf weiteren 30 Seiten die Wendungen und Nachwehen der Lukrez-Rezeption, von Savonarola über Erasmus, Thomas Morus, Vespucci, Bruno bis hin zu Thomas Jefferson, der sich selbst als Epikuräer bezeichnet hat, und zu Einstein. Das ist eine ehrwürdige Filiation, aber wohl doch nicht die einzige, die von der Antike zur Gegenwart führt; man muss nur an Plato und Aristoteles denken. Aber das ändert nichts daran, dass Stephen Greenblatt gezeigt hat, wie stark wir nach wie vor von altem Gedankengut geprägt sind. Selbst das Higgs-Boson zeugt davon, dass es kleinste Teilchen im leeren Raum gibt. Von seinem Lustprinzip wissen wir freilich noch nichts,

zumal noch offen ist, ob es nun das Gottesteilchen oder das gottverdammte Teilchen ist.

Über Gianfrancesco Poggio Bracciolini als Mensch erfahren wir von Greenblatt begreiflicherweise wenig Aufschlussreiches, da ihn hier so wenig Skepsis beschleicht wie bei Shakespeare. So übergeht er die *Facezien* (Plaudereien), ein heute noch gedrucktes, anekdotisches Werk von 1542, das zwischen Boccaccios *Decamerone* und Balzacs *Tolldreisten Geschichten* einzuordnen ist und über Kleriker lachen lässt, vor allem, wenn sie sich einen Beischlaf erschleichen; auch der *Dialog über die Heuchelei*, eine böse Satire gegen Bettelmönche, ist kein Thema. Die Liste der von Poggio aufgespürten antiken Texte erspart er sich mit einem Verweis auf Ernst Walser [dessen Liste s. Illig 2011, 72 f.]. Die Einkommens- und Vermögensverhältnisse werden ebenso wenig klar wie die Größe seines Schreibateliers. Sein Vermögen beginnt gerade dann zu wachsen, als er die eigenen Entdeckungsfahrten in 'vergesse- ne' Klöster einstellt. Nun kann er Antiquitäten und Häuser sammeln.

„Im gleichen Jahr [1427] erwarb er ein Haus in Terranuova, der kleinen Stadt in der Toskana, in der er geboren war, und den Grundbesitz dort wird er in den nächsten Jahren nach und nach vergrößern. Das zu solchen Erwerbungen notwendige Geld verschaffte er sich, so wird berichtet, vor allem, indem er ein Manuskript nach Livius kopierte und für die fürstliche Summe von 120 Goldflorin verkaufte“ [Gr. 218].

Demnach hätte er sich, bei laufenden Einkünften aus dem Vatikan, mit einer einzigen Kopie saniert. Die kurze Einleitung Hanns Floerkes als Übersetzer der *Facezien* ist substanzhaltiger als Greenblatts Buch und weiß deshalb, dass ihm allein die Widmung von Xenophons *Kyropädie* an König Alfons V. von Aragon 500 Goldstücke eingebracht hat [Poggio, 9].

Allein auf Greenblatt gestützt, wissen wir nicht mehr als bislang und schwanken weiter zwischen der gutgemeinten Biographie von Walser und den kritischen Bemerkungen von Monaldi & Sorti [810].

Dunkel bleibt auch, wie man sich seine Kopistentätigkeit vorzustellen hat. Greenblatt schildert, was vor 1414 alles in der päpstlichen Kanzlei abgewogen und bearbeitet sein wollte und wundert sich bei diesem erdrückenden Arbeitsanfall, wie Poggio damals drei umfangreiche Bücher von Cicero (Über die Gesetze) samt einer Rede über Lucullus kopieren konnte [Gr. 165].

Sein Liebesleben, durch angeblich 14 Kinder seiner Geliebten Lucia Pannelli und durch sichere 6 Kinder von der spät geheirateten Vaggia di Gino Buondelmonti dokumentiert, brachte durchaus finanzielle Belastungen mit sich, wenn er sich nicht ohnehin bei gewalttätigen, papstfeindlichen Banden freikaufen musste [Gr. 218-221]. Insofern sind wohl Einkünfte aus deutlich mehr als zwei Kopien anzusetzen.

Die Zweifel an der Bibliothek von Alexandria, wie sie der mit Greenblatt fast gleichalte Luciano Canfora geäußert hat, sind an ihm trotz Nennung des Buchtitels vorüber gegangen [Gr. 96-103, 290; vgl. Monaldi & Sorti, 807].

Monaldi & Sorti haben für den noch viel weniger als Poggio greifbaren Lukrez einen Epitaph der besonderen Sorte errichtet, indem sie aus Luciano Canforas *Vita di Lucrezio* zitierten und uns mit ganz neuen Fragen zurücklassen:

„Lukrez wurde in eine große Familie geboren, die sich aus dem gesellschaftlichen Leben weitgehend zurückgezogen hatte.

MARCEL SCHWOB, *Vies imaginaires*

Er gehört den besten Kreisen der römischen Gesellschaft an.

THEODOR MOMMSEN, *Römische Geschichte*

Der arme Lukrez, Sohn Freigelassener.

ALFRED KÖRTE

Der Dichter Lukrez, von dem uns nichts bekannt ist.

RONALD SYME“ [Monaldi & Sorti, 819].

Auch diese Unsicherheit war Greenblatt kein Problem. So bleibt es hier bei dem Versuch, „auf altmodischste Schwarz-Weiß-Klischees vom dunklen Mittelalter und von der hellen Renaissance zurückzugreifen“ [Schloemann] und so einen Bestseller zu lancieren, der eigentlich die Amerikaner bei ihrem in der Verfassung verankerten Streben nach Glück auf die richtigen Bahnen lenken will [Johnston].

Literatur

Borst, Arno (1995): *Das Buch der Naturgeschichte. Plinius und seine Leser im Zeitalter des Pergaments*; Heidelberg

Canfora, Luciano (1990): *Die verschwundene Bibliothek. Das Wissen der Welt und der Brand von Alexandria*; Berlin

- (1993): *Vita di Lucrezio*; Palermo

Illig, Heribert (2011): Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre. Kalendarrisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter; *Zeitensprünge* 23 (1) 65-74

Johnston, Andrew James (2012): Die große Wende; *sonntaz*, 26. 05.

Monaldi, Rita / Sorti, Francesco (2011): *Das Mysterium der Zeit*; Berlin

Poggio Bracciolini, Givanfrancesco (2004): *Die Facezien des Florentiners Poggio*; Leipzig (Übersetzung und Einleitung von Hanns Floerke, Holzschnitte von Werner Klempe)

Schloemann, Johan (2012): Da sausen sie, die Atome; *SZ*, 25. 04.

uni = <http://www.uni-protokolle.de/Lexikon/Atomistik.html>

Walser, Ernst (1914): *Poggius Florentinus. Leben und Werke*; Leipzig · Berlin

Immanuel Velikovskys Werk im Überblick Inhalte, Reaktionen und eine unsägliche Affäre

Andreas Otte

„Ich wurde durch Logik und Indizien gezwungen, in so viele Räume des Hauses der Wissenschaft einzudringen. Ich gebe offen zu, dabei wiederholt Feuer verursacht zu haben, obwohl ich die Kerze in meiner Hand nur zur Erleuchtung trug.“ *Immanuel Velikovsky* [2012, 356]

Einleitung

Warum schreibt man einen Überblick über das Werk von Immanuel VELIKOVSKY (1895–1979) in einer Zeitschrift, deren Leser doch alle dieses Werk kennen müssten? Es ist, so meine ich, immer mal wieder geboten, an den weiten Bogen zu erinnern, den Velikovsky in seinen teilweise auch unveröffentlichten Skripten aufspannte. Außerdem soll es hin und wieder Neuleser geben, deren Einstieg nicht über Velikovskys Werk erfolgt ist. Ein anderer Grund ist die kürzlich erfolgte erstmalige Veröffentlichung von *Sterngucker und Totengräber. Memoiren zu Welten im Zusammenstoss* auf Deutsch [Velikovsky 2012].

Eine Zusammenfassung der velikovskyanischen Grundaussagen findet sich in Heribert ILLIGS *Chronologie und Katastrophismus* von 1992, die nahezu unverändert in dessen erweiterter Neuauflage mit dem Titel *Geschichte, Mythen, Katastrophen* [Illig 2009, 23–41] übernommen wurde. Der katastrophische Ansatz Velikovskys geriet im deutschen Sprachraum spätestens ab den frühen 90ern gegenüber seinen chronologischen Ideen ins Hintertreffen. Nach Auflösung der GRMNG e.V. [Otte 2007, 18–22] und der Entdeckung neuer chronologischer Verwerfungen im frühen Mittelalter verschob sich der Fokus der in Folge der Bücher Velikovskys entstandenen deutschsprachigen Chronologiekritik merklich.

Der Zugang zu Velikovskys Arbeiten wird dadurch erschwert, dass die Reihenfolge der Veröffentlichungen nicht mit ihrer Entstehungsfolge und der Entwicklung seiner Gedankengänge übereinstimmt. In den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts entwickelte Velikovsky ein zum damaligen Zeitpunkt einzigartiges Modell der rezenten Geschichte unseres Sonnensystems. Das Modell entstand auf Basis und entwickelte sich parallel zu seiner bereits begonnenen, von der herrschenden Meinung abweichenden, Rekonstruktion der Menschheitsgeschichte. Velikovsky kritisierte darin die Chronologie bestimmter ägyptischer Zeitperioden (die Zeit vom Fall des Mittleren Reiches

bis Ptolemäus I.), die er als *Zeitalter im Chaos* (so der Obertitel seiner chronologischen Untersuchungen) betrachtete.

Als erstes präsentierte Velikovsky 1950 jedoch seine kosmologische Rekonstruktion unter dem Titel *Welten im Zusammenstoß* [Velikovsky 2008]. Der bekannteste Aspekt dieser Rekonstruktion sind katastrophische Nahbegegnungen von Planeten (Venus und Mars) mit der Erde in historischer Zeit. Dieser Aspekt ist eng mit der historischen Rekonstruktion verknüpft, deren erster Teil vor *Welten im Zusammenstoß* zwar fertiggestellt, aber erst zwei Jahre später veröffentlicht wurde.

Seit diese Ideen erstmals präsentiert wurden, haben sich beträchtliche bestätigende Hinweise sowohl für den Grundansatz der historischen Rekonstruktion (Fehler und Dopplungen in der Ägyptischen Chronologie), als auch für die vorgeschlagenen physikalischen Interaktionen angesammelt. Einige wichtige Entdeckungen des Raumfahrtzeitalters wurden von Velikovsky als Konsequenz seiner Überlegungen und Theorien vorhergesagt, darunter Jupiters Radiosignale und die „heiße Venus“ [mehr bei Illig 2009, 40]. In Anbetracht dieser Voraussetzungen könnte man denken, es sei im Interesse der Wissenschaft, sich aufrichtig, unaufgeregt und ohne Vorbehalte mit den Ideen Velikovskys über die neuste Geschichte des Sonnensystems und der Menschheitsgeschichte auseinanderzusetzen.

Unglücklicherweise kam es anders! Viele Wissenschaftler haben sich gar nicht erst die Mühe gemacht, sich mit den Thesen Velikovskys in irgendeiner Weise zu beschäftigen oder sie auch nur zu lesen, weil Kollegen vor diesen angeblich unnützen und unwissenschaftlichen, ja sogar gefährlichen Gedanken warnten. Hinzu kamen übertriebene Sensationsberichte und publizierte Fehlinterpretationen der Texte. Zunächst war es relativ einfach, Wissenschaftler davon zu überzeugen, diese Thesen zu ignorieren, weil sie Überzeugungen in Frage stellten, die von der Wissenschaftler-Gemeinschaft als 'sakrosankt' betrachtet wurden. Als jedoch im Laufe der Jahre mehr und mehr die Thesen bestätigende Informationen über das Sonnensystem bekannt wurden, begannen einige Wissenschaftler zu verstehen, dass Velikovskys Thesen zwar zu den akzeptierten wissenschaftlichen Meinungen im Widerspruch standen, aber nicht unbedingt zu den bekannten Fakten. Er wurde deswegen jedoch keineswegs rehabilitiert.

Was damals passierte, gehört heute zu den dunkelsten Perioden der Wissenschaftsgeschichte und -ethik. Einen frühen Stand dieser Affäre arbeitete Alfred de GRAZIA 1966 in *The Velikovsky Affair. The Warfare of Science and Scientism* [Grazia] auf, 1976 fortgeführt von C. J. RANSOMS *The Age of Velikovsky* [Ransom] sowie 1990 von Charles GINENTHAL in *Carl Sagan and Immanuel Velikovsky* [Ginenthal]. 1983 erschien zudem Velikovskys Beschreibung der Anfänge der Affäre im Rahmen seiner Memoiren zu *Welten im Zusam-*

menstoss [Velikovskiy 2012]. Im Wesentlichen beruht die folgende Darstellung der Bücher Velikovskys auf RANSOMS Text sowie auf dessen Inhaltsbeschreibungen, die in dem biographischen Buch *ABA* seiner Tochter Ruth VELIKOVSKY SHARON [Velikovskiy Sharon 2010] enthalten sind.

Vorabreaktionen

Noch bevor *Welten im Zusammenstoß* (englisch *Worlds in Collision*) 1950 die Buchläden in der Erstausgabe erreichte, gab es erheblichen Widerstand, der Velikovskys Thesen totschweigen wollte. Der Verleger Macmillian beauftragte drei Gutachter zur Frage der Zensur, zwei sprachen sich für die Veröffentlichung aus, so erschien das Buch trotzdem. Gordon ATWATER (*Hayden Planetarium, New York City*) schrieb gegen den Rat einiger Kollegen einen Beitrag für *This Weeks Magazine*, der am Tag vor der Veröffentlichung des Titels erscheinen sollte. Er forderte, die Thesen Velikovskys unvoreingenommen zu betrachten. Als der Beitrag gedruckt wurde, war Atwater schon nicht mehr Chef des Planetariums oder in irgendeiner Form in einer Position beschäftigt, die mit Astronomie zu tun hatte [Velikovskiy 2012, 118-121]. Das sollte für 23 Jahre so bleiben.

In Vorbereitung des Werkes hatte sich Velikovskiy mit vielen Fachwissenschaftlern ausgetauscht und Experimente zur Prüfung seiner Thesen vorge schlagen. Howlan SHAPLEY (*Harvard College Observatory*) hatte 1946 festgelegt, dass diese Experimente nur unter Fürsprache eines anerkannten Wissenschaftlers genehmigt werden könnten. Nachdem Velikovskiy diese Vorbedingung erfüllt hatte, weigerte sich Shapley dennoch weiterhin, das Manuskript zu lesen oder gar die Experimente seinerseits zu unterstützen [Velikovskiy Sharon 2003, 12-19]. Er verwendete sehr viel Energie darauf, sicherzustellen, dass auch niemand sonst das fertiggestellte Manuskript bzw. das Buch las [ebd. 34-39]. Cecilia PAYNE-GAPOSCHKIN wurde unter anderem damit beauftragt [ebd. 52], noch vor Veröffentlichung eine umfangreiche Analyse durchzuführen, um zu zeigen, dass das Buch voller Fehler sei. Eine erste unter der Hand zirkulierende Version der Analyse enthielt allerdings selbst so grobe Fehler, dass erst eine erheblich korrigierte Version in der Zeitschrift *The Reporter* veröffentlicht werden konnte (s.u.). Angeführt von Shapley erschienen in *Science News Letter* fünf weitere Beiträge mit gleicher Zielrichtung. All das erfolgte vor dem Erscheinen von *Welten im Zusammenstoß*, so konnte niemand die Behauptungen der Autoren zum Veröffentlichungszeitpunkt der Beiträge nachprüfen [ebd. 56-71].

Was hat die 'Wissenschaft' damals so dermaßen erzürnt? Was hat diese Reaktionen verursacht?

Inhalte

Welten im Zusammenstoß (Worlds in Collision, 1950)

Dieses Buch stellt die Grundannahme der Uniformität ebenso wie die Annahme eines elektrisch neutralen Universums in Frage. Das Prinzip Uniformität besagt, dass alle geologischen Eigenschaften der Erde durch Prozesse erklärt werden können, die wir auch heute auf der Erde wirken sehen. Keine globale Katastrophe ist seit der Entstehung der Erde vor Milliarden von Jahren passiert, schon gar nicht verursacht durch externe Himmelskörper. Die astronomische Variante der Uniformität besagt, dass die Planeten sich vor Milliarden von Jahren auf exakt den Bahnen gebildet haben, auf denen sie sich noch heute bewegen. Diese beiden Annahmen stellt Velikovsky grundsätzlich in Frage. 1950 war das eine Häresie ungläublichen Ausmaßes.

Heute wird die wissenschaftliche Gemeinschaft ohne zu zögern zustimmen müssen, dass die Variante der 1950 gelehrten geologischen und astronomischen Uniformität grundlegend falsch war. Vieles von dem, was Velikovsky damals herausfand, ist in der Zwischenzeit unabhängig neu von Wissenschaftlern entdeckt worden, darunter von einigen, die ihn noch 1950 verteidelt hatten. Allerdings erinnert man sich heute in der Regel nur noch an das in der Öffentlichkeit verbreitete Verdikt der damaligen Autoritäten, Velikovskys Thesen seien indiskutabel und falsch. Kaum jemand interessiert noch, was er sagte, warum er es sagte oder das er im Rückblick in vielen Punkten richtig lag.

Eine weitere Konsequenz aus *Welten im Zusammenstoß* ist der deutliche Hinweis, die Mythologie der Völker nicht nur als Geschichten zur Unterhaltung zu betrachten. Alte Kulturen sahen offenbar Dinge am Himmel, die sie als Aktivitäten der Göttern interpretierten und in ihren Erzählungen verarbeiteten. Erst viele Jahre später wurden diese mündlich überlieferten Geschichten niedergeschrieben. Velikovsky nutzte die Methode der sogenannten 'Vergleichenden Mythologie', um nach gemeinsamen Archetypen der Erzählungen zu suchen. Anders als viele andere, die nach *psychologischen* Ursachen der Ähnlichkeiten suchten, fahndete er jedoch nach *physikalischen* Gemeinsamkeiten. Oftmals ist es aber unmöglich, sicher zu sein, welche Tradition ihre Basis in welchem katastrophischen Ereignis hat. Zudem gibt es Vermischungen der Traditionen. Diese Probleme in Rechnung gestellt, schloss Velikovsky trotzdem, dass (1) globale Katastrophen zu Zeiten passierten, als Menschen sie sehen konnten, (2) Körper von außerhalb der Erde diese Katastrophen verursachten, (3) diese Körper identifizierbar sind und (4) elektromagnetische Effekte eine wichtige Rolle bei der Entwicklung des Sonnensystems und des Universums spielten.

Welche Informationen zog Velikovsky aus den Legenden und Mythen vieler Völker rund um den Erdball? Die Grundlage seines Szenarios ist die 'Geburt' des Planeten Venus als 'Komet' aus dem Planeten Jupiter heraus. Nach einer gewissen Anzahl von Orbits kam es zu Interaktionen mit der Erde, bis schließlich die Venus ihren heutigen Platz in der Planetenfamilie einnahm, nachdem vorher auch der Mars in Mitleidenschaft gezogen worden war.

Die erste Begegnung zwischen Venus und Erde fand nach Velikovskys Vorstellungen um -1450 statt. Das erste Vorzeichen bestand aus rotem Material in der Atmosphäre, das sich über den Boden verteilte. Für Velikovsky ist es die Zeit, als das Rote Meer zu seinem Namen kam und auch die Flüsse sich blutrot verfärbten. Weitere Kennzeichen waren glühend heiße Steine, die vom Himmel fielen, verbunden mit einer schwarzen zähflüssigen Substanz – Erdöl. Hinzu kamen starke Winde, starke Erdbeben und eine mehrere Tage andauernde Dunkelheit (in Ägypten). Diese Geschehnisse identifizierte Velikovsky mit den zehn biblischen Plagen, in deren Folge nicht nur die Hebräer (Exodus), sondern zahlreiche Völker und Stämme auf der Suche nach neuen Lebensgebieten umherwanderten. Parallel zu Flutwellen, die nicht den Regeln der Gravitation folgten, gab es am Himmel gewaltige Schauspiele mit elektrischen Entladungen zwischen Venus und Erde zu beobachten. Über Jahre waren starke Geräusche aus dem Erdreich zu hören, weil sich das Gestein der Kruste neu setzen musste. Die jahrelang von Wolken verhüllte Sonne führte zu Hungersnöten, stellenweise fiel jedoch eine essbare Substanz aus den Wolken.

Die zweite Begegnung, 52 Jahre später, war weniger destruktiv. Wieder fielen Steine vom Himmel, wieder gab es Erdbeben, jedoch war weniger Staub in der Atmosphäre als bei der ersten Begegnung. Dies ist die Zeit, als die Mauern von Jericho zusammenbrechen und Josua die Sonne „anhält“. Während die Hebräer von einem längeren Tag berichten, erzählen Kulturen auf der anderen Seite der Erde parallel von einer verlängerten Nacht. Der Lauf der Gestirne änderte sich offenbar, wieder zerstörten Flutwellen das Land, brannten große Feuer und zerstörten starke Winde viele Gebäude.

Danach trat mehrere hundert Jahre eine global-katastrophische Ruhe auf der Erde ein, während Venus und Mars mehrere Nahbegegnungen hatten, die beobachtet wurden. Über einen Zeitraum von 90 Jahren zwischen -776 und -687 kam es dann zu vier Begegnungen von Erde und Mars, die weniger katastrophale Auswirkungen hatten als die Venus-Ereignisse, nur lokale Verwüstungen anrichteten und generell mehr von elektrischer Natur zu sein schienen. Seitdem bewegen sich die Planeten ohne weitere gegenseitige Störungen bis heute auf ihren Umlaufbahnen.

Erde im Aufruhr (Earth in Upheaval, 1955)

Hier wurden zwei Ausreden der Gegner Velikovskys behandelt, sich nicht mit *Welten im Zusammenstoß* auseinandersetzen zu müssen: (1) Es habe keine Großkatastrophen auf der Erde seit ihrer Entstehung gegeben und (2) Die damals lebenden Personen seien schlechte Beobachter gewesen. Die Arbeit an diesem Band startete direkt nach der Veröffentlichung von *Welten im Zusammenstoß*.

Velikovsky beschrieb in *Erde im Aufruhr* eine große Anzahl von geologischen und archäologischen Stätten – vorwiegend in Alaska, den übrigen USA und Sibirien –, die allesamt demonstrierten, dass es z.B. eiszeitliche Katastrophen nahezu unvorstellbaren Ausmaßes gegeben haben muss. Er führt die Berge von Überresten von Elefanten, Rhinoceros und Büffeln im hohen Norden an, die schockgefrorenen 'frischen' Überreste der Mammuts in Sibirien, die wechselnd übereinander gestaffelten Frisch- und Seewasserstraten, die Schichten mit in Agonie verstorbenen und konservierten Meeresbewohnern und die zahlreichen Höhlen und Spalten mit den interessantesten Fundverbänden von zersplitterten Knochenresten unterschiedlichster Arten – Raubtiere und Pflanzenfresser, die gewöhnlich in dieser Lage nicht vergesellschaftet angetroffen werden.

Selbst Kohle ist für Velikovsky katastrophischen Ursprungs. Langsame Akkumulation und Bedeckung mit Materialien kann weder die Abfolge, den Inhalt noch die Dicke von Kohleflözen erklären. Er bietet stattdessen folgende Erklärung an: Wälder brannten ab, ein Wirbelsturm entwurzelte die Reste, eine oder mehrere Flutwellen schoben die Trümmer zu großen Haufen zusammen und bedeckten sie mit Meeressediment. Der durch die Katastrophen erhitzte Erdboden verwandelte die verbrannten Rückstände in Kohle.

Heutzutage ist es nicht mehr notwendig, Geologen und Astronomen davon überzeugen zu müssen, dass die Erde im Laufe ihrer Geschichte viele Male in Katastrophen verwickelt war, die vom Weltraum aus induziert wurden. Differenzen gibt es allerdings nach wie vor darüber, wann zum letzten Mal eine solche Katastrophe passiert ist und welche Ursache hierfür verantwortlich zu machen ist.

In diesem Zusammenhang ist Evolution für Velikovsky ein Thema. Katastrophen sieht er als deren treibende Kraft, insbesondere radioaktive Strahlung und starke elektrische Entladungen. Diese bringen die Evolution in kräftigen Schüben voran.

Zeitalter im Chaos I: Vom Exodus bis König Echnaton (1952)

Beim Vergleich antiker Quellen (ägyptische und hebräische) bemerkte Velikovsky, dass sie identische, katastrophische Vorgänge beschrieben, die

jedoch nach herrschender Lehre durch Jahrhunderte voneinander getrennt sind. Er vermutete, eine der beiden Chronologien müsse falsch sein. Seine Untersuchungen brachten ihn zu dem Ergebnis, dass die ägyptische Chronologie schwere Fehler aufwies. Zudem wurde Velikovsky deutlich, welch globalen Charakter diese antiken katastrophischen Berichte haben. Parallel zu den chronologischen Überlegungen erarbeitete er die mythologischen und physikalischen Grundlagen dieser Katastrophen – *Welten im Zusammenstoß*.

Velikovskys Chronologierevision besteht aus zwei Komponenten: der Kritik an der herrschenden Chronologie und seiner Rekonstruktion des wirklichen Ablaufs und der korrekten Zeiträume. Anknüpfungspunkt für eine Verbindung der ägyptischen mit der hebräischen Chronologie sind die zehn Plagen im Vorfeld des Exodus. Ein Dokument, welches ähnliche Vorgänge aus ägyptischer Sicht beschreibt, ist der 1909 übersetzte Papyrus *Ipuwer*. Velikovsky ordnete den Papyrus zeitlich dem Ende des Mittleren Reiches zu und identifizierte die Hyksos mit den Amalekitern. Des Weiteren brachte er Salomon und Hatschepsut (Königin von Saba) in einen gemeinsamen Zeithorizont und setzte Thutmosis III. und den biblischen Pharaon Sisak gleich. Die Ausgrabungsstelle *Ras Shamra* diente Velikovsky als bevorzugtes Beispiel zur Demonstration der vielfältigen Verwerfungen, welche die herrschende Chronologie erzeugt hat. Dieser Band der Rekonstruktion enthält ebenfalls eine umfangreiche Analyse der *Amarna*-Korrespondenz. Für die 18. Dynastie berechnete Velikovsky den chronologischen Fehler auf 540 Jahre.

Zeitalter im Chaos II: Ramses II und seine Zeit (1978)

In diesem Teil seiner Rekonstruktion setzte Velikovsky die Pharaonen Ramses II. und Necho II. identisch und machte Ramses II. und Nebukadnezar II. zu Zeitgenossen. Somit wird die 19. Dynastie identisch mit der 26. gesetzt. Das Hethiter-Reich sah er als eine Verdoppelung des Reiches der Chaldäer.

Zeitalter im Chaos III: Die Seevölker (1977)

In diesem zeitlich jüngsten Abschnitt der Rekonstruktion wird Ramses III. mit Nektanebos I. identifiziert. Die titelgebenden Seevölker sind griechische Söldner, und Perser werden mit Philistern gleichgesetzt. Die 20. Dynastie wird als Verdoppelung der 29. und 30. Dynastie betrachtet und die 21. Dynastie wird als Gruppe von persischen Statthaltern und Priestern entlarvt.

Die assyrische Eroberung (unvollständig, unveröffentlicht)

Das unveröffentlichte Manuskript (allerdings im Internet im Velikovsky-Archiv verfügbar [Velikovsky Sharon 1999]) *Die assyrische Eroberung* schließt die

Lücke zwischen *Vom Exodus bis König Echnaton* und *Ramses II und seine Zeit*. Abweichend zur herrschenden Chronologie lässt Velikovsky der 18. Dynastie die Libysche (22.) und die Äthiopische Dynastie (25.) folgen, um dann mit der 19. Dynastie fortzufahren. Damit ist die 19. bereits um 710 Jahre versetzt. Dieser Band deckt zeitlich auch die sogenannten Mars-Begegnungen der Erde ab und beinhaltet deshalb eine Zeit katastrophischer Wirren.

Das griechische dunkle Zeitalter (unvollständig, unveröffentlicht)

Immer wieder zeigte sich durch ägyptische Funde in Griechenland und umgekehrt, dass Velikovskys modifizierte ägyptische Chronologie starke Auswirkungen auf die griechische Geschichte haben müsste. Seine Rekonstruktion lässt das dunkle Zeitalter der Griechen buchstäblich verschwinden und erlaubt Rückschlüsse auf die Datierung des Troianischen Krieges sowie der Homerischen Epen. Das war bereits in seinen *Thesen* von 1945 enthalten. Velikovsky sieht die Kriegs-Berichte auch als eine Beschreibung himmlischer Vorgänge zu dieser Zeit (Begegnungen von Erde und Mars, s.a. *Die assyrische Eroberung*).

Die Entschlüsselung der minoischen Linear B-Schrift als Frühgriechisch war von Velikovsky 1953 in einem Vortrag als logische Konsequenz des Verschwindens des griechischen dunklen Zeitalters postuliert worden. Ein halbes Jahr nach seinem Vortrag sollte sich diese Vorhersage bezüglich Linear B bewahrheiten.

Ödipus und Echnaton (1960)

Diese Arbeit ist stark psychoanalytisch geprägt und hat außer der Person Echnaton kaum Berührungspunkte zum Rest des Werkes von Velikovsky. Es war jedoch letztlich die Arbeit an diesem Thema, die Velikovsky auf die Spur der chronologischen Verwerfungen Ägyptens brachte.

Menschheit im Gedächtnisschwund (1982)

Postum veröffentlicht, beschäftigt sich dieser Band mit den psychologischen Folgen und der Verarbeitung der in *Welten im Zusammenstoß* beschriebenen Katastrophen in der Menschheitsgeschichte. Velikovsky bemerkt einen kollektiven Gedächtnisschwund auf gesamtgesellschaftlichem Niveau, verursacht durch das Mit- und Nacherleben der beschriebenen Katastrophen damals wie heute.

Sterngucker und Totengräber (1983)

Dieser Memoirenband zu *Welten im Zusammenstoß* entstand zu großen Teil

len bereits 1956 und dokumentiert die Anfänge der sogenannten Velikovsky-Affäre, die im folgenden Abschnitt Thema ist.

Am Anfang (unvollständig, unveröffentlicht)

Dieses ebenfalls im Velikovsky-Archiv verfügbare Fragment beschreibt die Geschehnisse vor den Vorgängen, über die in *Welten im Zusammenstoß* berichtet wird. Nicht von ungefähr handelt es sich bei dem gewählten Titel auch um den Anfang der *Genesis*, es geht über weite Strecken um den kosmologischen Hintergrund für die ersten Bücher des Alten Testaments. Bruchstücke dieses Manuskripts waren ursprünglich Bestandteil von *Welten im Zusammenstoß*, wurden aber auf Wunsch des Verlegers damals entfernt. Andere Teile sind in ähnlicher Form unter dem Titel *Test of Time* bekannt geworden. Sie beschäftigen sich mit den damals neueren Erkenntnissen der Erkundungs sonden im Sonnensystem.

Velikovsky theoretisiert zunächst über die Vorstellungen der Weltzeitalter unterschiedlicher Völker. Diese Zeitalter werden gemeinhin Sonnenzeitalter genannt, andererseits sind sie aber auch jeweils einem dominanten Planeten zugeordnet. Velikovsky stellt die Hypothese auf, dass ein System aus den Planeten Uranus, Saturn, Neptun und Jupiter (wobei Jupiter und Saturn ohne Einfluss unserer Sonne, von Velikovsky bereits selbst als Sterne betrachtet werden) von der Sonne eingefangen wurde und so die Sonne zu ihren Planeten kam. Er bezeichnet diese Überlegungen jedoch als Spekulation, da Mythen und Legenden seiner Meinung nach nicht darüber berichten. Die Legenden erzählen allerdings, dass Uranus von Saturn „entmannt“ wurde und dabei der heutige Erdmond (Aphrodite) entstand. Die früheste Menschenerinnerung spricht zudem nach Aristoteles und anderen von einer Zeit, als die Erde noch keinen Mond hatte. Das darauf folgende Zeitalter des Saturn wird allgemein als ‘goldenes Zeitalter’ bezeichnet, die Menschen lebten sorgenfrei. Dieses Zeitalter kommt zu einem Ende, als in Folge einer Saturn-Katastrophe zwei Kometen Richtung Erde geschickt werden, die mit in ihnen enthaltenen großen Wassermassen für „die Sintflut“ sorgen.

Folgt man der Genesis, dann ist die nächste Katastrophe im Zusammenhang mit dem Turmbau von Babel zu sehen und wird als eine Windkatastrophe dargestellt. Andere Darstellungen lassen elektrische Entladungen als Ursache der Zerstörung vermuten. Als Konsequenz verlor die Menschheit ihre Erinnerung. Velikovsky verknüpft die Babel-Katastrophe mit dem Merkur, den er ursprünglich als Mond von Jupiter oder Saturn ansieht. In der Saturn-Katastrophe verlässt der Merkur seine Saturn/Jupiter-Umlaufbahn in Richtung Sonne. Als nächstes folgt eine Katastrophe, die das Jordan-Tal und das Tote Meer formt. Velikovsky ordnet die Zerstörung von Sodom und

Gomorra dem Jupiter zu und verbindet diese zeitlich mit dem Ende des ägyptischen Alten Reiches. Die Katastrophe betrachtet er als weitgehend elektrischer Natur. Sie erzeugt die bildlichen Darstellungen von Jupiter mit dem Blitzstrahl in der Hand. *Am Anfang* schließt mit der zeitlich nicht weiter eingeordneten Geburt der Venus aus Jupiter heraus, womit sich der Kreis zu *Welten im Zusammenstoß* schließt.

Die Velikovsky-Affäre

Zwei Monate nach der Veröffentlichung von *Welten im Zusammenstoß* war der Widerstand gegen das Buch stark gewachsen und der Macmillan Verlag sah sich durch eine von Shapley zumindest initiierte Erpressung gezwungen, die Veröffentlichungsrechte abzugeben [Velikovsky Sharon 2003, 72-74]. Die existierende Restauflage wurde zerstört. Der verantwortliche Redakteur, der das Buch akzeptiert hatte, wurde trotz fünfundzwanzigjähriger Zugehörigkeit zum Verlag kurzfristig entlassen. Glücklicherweise war Doubleday, der neue Verleger, nicht finanziell anfällig für Beeinflussung von Personen, welche die Öffentlichkeit vor neuen Ideen 'schützen' wollten [ebd. 75, 94-103]. Doubleday veröffentlichte *Welten im Zusammenstoß* neu, ebenso wie alle weiteren Bücher Velikovskys.

Ein Professor der *Southern Methodist University* behauptete sogar, die im Buch vertretenen Thesen hätten einen schlimmeren Effekt für die menschliche Gesellschaft, als Kommunismus und Prostitution zusammengenommen. Das Buch und sein Autor waren einer irrationalen Reaktion durch große Teile der Wissenschaftlergemeinschaft ausgesetzt, die bis heute kaum ihresgleichen gefunden hat. Interessierten Psychoanalytikern könnten diese Vorgänge noch auf Jahrzehnte Arbeitsmaterial liefern. Vor allem die Aggressivität, mit der diese Reaktion erfolgte, steht im krassen Gegensatz zu der angeblichen Unwichtigkeit des Titels, die von vielen Kritikern besonders betont wurde. Viele der Aktionen gegen *Welten im Zusammenstoß* waren persönliche Angriffe auf Velikovsky und andere, die berechtigt oder unberechtigt mit ihm in Verbindung gebracht wurden. Im Rückblick ist mildernd festzustellen, dass Wissenschaftler eben auch nur Menschen sind und ihre 'wissenschaftliche Meinung' von zahlreichen Faktoren beeinflusst wird, wie z.B. Karriere und finanzielle Interessen an anderen Ideen. Das kann das Verhalten aber keineswegs entschuldigen. Ansonsten könnte man vielleicht tatsächlich auf den Gedanken kommen, es handle sich hierbei um gute und vor allem berechtigte Gründe dafür, Zeitschriftenbeiträge und Bücher zu unterdrücken und zu verbrennen sowie kompetente Mitarbeiter feuern zu lassen.

Doch Shapley und seine Kollegen mussten feststellen, dass die Öffentlichkeit und andere Wissenschaftler ihnen nicht einfach kraft Autorität glauben

wollten, sondern Erklärungen für ihr Verhalten einforderten. Einige Wissenschaftler, die sich zunächst zu irrationalen Attacken gegen Velikovsky und sein Werk bewogen gefühlt hatten, sahen sich alsbald gezwungen, ihre damaligen Aktionen verteidigen zu müssen. Howlan Shapley stritt später übrigens ab, zumindest mitverantwortlich für die Versuche zu sein, die Veröffentlichung von *Welten im Zusammenstoß* zu verhindern [ebd. 104-106].

Selbst nach Erscheinen von *Welten im Zusammenstoß* brüsteten sich viele, das Buch nie gelesen zu haben, aber zu wissen, dass der Inhalt komplett falsch sei. Cecilia PAYNE-GAPOSCHKIN setzte ihre Angriffe fort, sie klagte Velikovsky z.B. der Fehlzitation und der Hinzufügung neuer Passagen zu antiken Texten an. Hierzu zitierte sie nicht nur Velikovsky falsch, sondern löschte auch wichtige Passagen aus Texten, die sie zitierte oder behauptete, sie konsultiert zu haben [Velikovsky 2012, 282-290]. Am bekanntesten ist ihre schon vor der Veröffentlichung verbreitete (s.o.) und von anderen bereitwillig wiederholte Behauptung, Josua und seine Mitstreiter wären wegen der Massenträgheit mit ca. 1.440 km/h in den Weltraum geflogen, wäre die Erdrotation zum Stillstand gekommen. Velikovsky sprach allerdings nie von einem unmittelbaren Stopp. Stattdessen sprach er unter anderem davon, dass auch eine Achsverschiebung bereits einen längeren Tag verursacht haben könnte. Payne-Gaposchkin führte übrigens in der ersten Version des Textes noch keinen unmittelbaren Stopp an, sondern sprach von angenommenen sechs Stunden Bremszeit. Erst in der Version für *The Reporter* fehlte dieser kleine, aber wichtige Zeitbezug [Velikovsky 2012, 96-97].

Zur Erklärung: Am Äquator beträgt die Rotationsgeschwindigkeit der Erde 1.670 km/h. Ein Stopp innerhalb von sechs Stunden entspricht einer 'unvorstellbaren' Bremsbeschleunigung von $0,02 \text{ m/s}^2$. Zum Vergleich: Ein Auto mit 100 km/h würde bei dieser Bremsleistung 23 Minuten brauchen, um zum Stillstand zu kommen. Das reißt niemanden vom Hocker – buchstäblich! Es könnte aber durchaus schon Ozeane in Wallung bringen. Cecilia Payne-Gaposchkin ersetzte also ein gänzlich falsches Argument für ihre Veröffentlichung durch ein nur irreführend falsches, indem sie versuchte, den Eindruck zu vermitteln, der Zeitfaktor spiele keine Rolle. Offenbar wollte sie nicht auf das Argument verzichten, vielleicht in der Hoffnung, der physikalisch unbedarfte Leser würde den Täuschungsversuch nicht merken.

Das Treffen der *American Association for the Advancement of Science* (AAAS) im Jahre 1974 bildete einen weiteren traurigen Höhepunkt in der Velikovsky-Affäre. Velikovsky wurde diese Veranstaltung zunächst als eine Diskussion über seine Themen im wissenschaftlichen Rahmen präsentiert. Es zeigte sich jedoch schnell, dass nichts dergleichen von den Veranstaltern geplant war. In Wirklichkeit ging es um ein nicht-wissenschaftliches, inquisitorisches Tribunal, mit dem für die Öffentlichkeit der Spuk um Velikovsky

ein für allemal beendet werden sollte. Es wurde einerseits versucht, die bisherige Behandlung Velikovskys zu rechtfertigen, andererseits tatsächlich auch Argumente gegen seine Thesen vorzubringen. Am bekanntesten ist hierbei der Vortrag von Carl SAGAN geworden, der an Eloquenz und Finesse besaß, was ihm an sachlicher Richtigkeit fehlte. Aber Sagan war damals eine öffentliche Autorität und nur das zählte offenbar. Charles GINENTHALS 350-seitige Analyse [Ginenthal] von Sagans Vortrag wie auch spätere Vorfälle rund um die Erstellung eines Buches über das Treffen zeigen deutlich, dass es nicht um eine wissenschaftliche Auseinandersetzung und eine Klärung ging, sondern einzig darum, Velikovsky vor aller Augen zu diskreditieren und lächerlich zu machen.

Dank der in mehreren Büchern detailliert aufgearbeiteten Affäre kann dieser Versuch als missglückt bezeichnet werden – sofern man bereit ist, sich zu informieren und nicht auf die wissenschaftliche Folklore zu verlassen.

Kritik aus den eigenen Reihen

Es ist in Summe angemessen, zu behaupten, eine wirklich sachliche und dem wissenschaftlichen Anspruch genügende Auseinandersetzung mit Velikovskys Arbeit habe in der breiten Öffentlichkeit auch nach über sechzig Jahren noch immer nicht stattgefunden – außer in den Reihen der Anhänger Velikovskys und dabei durchaus kritisch.

Im kanadisch-amerikanischen Bereich entwickelte sich auf Basis von Überlegungen David TALBOTTs aus den wenigen unveröffentlichten Anmerkungen Velikovskys zu Saturn die sogenannte Saturnhypothese [Otte 2009, 25-30]. Im Rahmen dieser Untersuchungen wurden vor allem Velikovskys Venusidentifikation in den Mythen und Legenden in Frage gestellt. Fast jeder Mythos wurde letztlich für die Saturnthese mit ihrer Polarkonfiguration vereinnahmt. Hierbei tat sich besonders Dwardu CARDONA hervor, der im Rahmen seiner Arbeiten zur Saturnthese Velikovsky unwissenschaftliches Arbeiten bei seinen Identifikationen vorwarf [Cardona, 40]. Auch bei den chronologischen Überlegungen versuchte man das Rad zurückzudrehen, um einen größeren Abstand der Saturn-Geschehnisse zum Heute zu erreichen. Diese Richtung wird insbesondere durch EV COCHRANE vertreten, der sehr weit hinter Velikovskys Kürzungen zurückfällt.

Im deutschsprachigen Raum wurde von Ideen Velikovskys ausgehend ein neues chronologisches Modell entwickelt, basierend auf Stratigraphie, Kunst-, Bau- und Technikgeschichte, das weit über Velikovskys Ansatz hinausgeht. Zu nennen sind hier Gunnar HEINSOHNS *Die Sumerer gab es nicht*, Heribert ILLIGS *Veraltete Vorzeit* und das gemeinsame Buch *Wann lebten die Pharaonen?*. Auch hier wurden zumindest die Venusidentifikation und der Neuzu-

gang der Venus als Planet in Frage gestellt, da sich Velikovskys Überlegungen zu unterschiedlichen Jahreslängen nicht bestätigen ließen [Illig 2008, 42-43].

Die Weiterentwicklungen diesseits und jenseits des Atlantiks reduzieren im Prinzip die Anzahl der Katastrophen. Einerseits werden die bei Velikovsky zeitlich getrennten Vorgänge um Saturn, Jupiter, Venus und Mars in der Saturnthese zu einem kontinuierlichen Prozess verwoben, andererseits reduziert, komprimiert und verschiebt die kurze Chronologie von Heinsohn und Illig die von Velikovsky beschriebenen Katastrophen und macht sie hierdurch notgedrungen zu einem fast durchgehenden Prozess – sofern so eine Katastrophe aus stratigraphischen Gründen zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch angenommen werden kann [Illig 2009, 311].

Unabhängig von diesen kritischen Weiterentwicklungen kann man jedoch sagen, dass im Kern Velikovskys wesentliche Fragen „Stimmt die Chronologie?“ und „Hat es Großkatastrophen in historischer Zeit gegeben?“ unverändert aktuell sind und wissenschaftlich befruchtend gewirkt haben – auch wenn in Details Velikovskys Rekonstruktion durchaus fehlerhaft gewesen sein mag.

Velikovskysche Katastrophen in einem Elektrischen Universum

Der katastrophische Ansatz Velikovskys geriet im deutschen Sprachraum, wie schon erwähnt, gegenüber den chronologischen Ideen ins Hintertreffen. Dies wurde wohl auch dadurch verursacht, dass der Einfluss elektromagnetischer Kräfte unterschätzt oder oftmals vollständig ignoriert wurde, kombiniert mit einer gewissen Vorliebe für pure Impakt-Szenarien [Illig 2008, 44; 2009, 308-310].

Der Ansatz des Elektrischen Universums erlaubt eine frische Neubetrachtung der Velikovsky-Katastrophen mit einer veränderten Sichtweise. Krater können z.B. auch eine elektrische Ursache haben. Velikovsky sprach schon 1946 herausfordernd von einem *Cosmos without Gravitation* und verwendete die elektromagnetische Sicht des Universums an vielen Stellen innerhalb seiner Rekonstruktion mit großer Selbstverständlichkeit. Das brachte ihm natürlich reichlich Kritik und unmittelbare Ablehnung ein. Erst in den letzten Jahren wird deutlich, dass er auch hierbei sehr wahrscheinlich in die richtige Richtung dachte. Es ist daher ungeheuer spannend, *Welten im Zusammenstoß* vor dem Hintergrund der hinzugewonnenen Kenntnisse zum Elektrischen Universum neu zu lesen. Velikovsky [2008, 81] sah z.B. im „Fluss von Feuer“ noch ganz konventionell brennendes Petroleum. Aus elektrischer Sicht könnte es sich jedoch auch um filamentartige elektrische Entladungen handeln, die über die Oberfläche der Erde streichen und bevorzugt Wasserläufen folgen. Auch die heißen, schwebenden, plötzlich niederprasselnden großen Steine [165] bekommen durch den Bennett-Pinch-Effekt [Otte 2012, 489] plötzlich eine reale Basis.

Der filamentartige Charakter elektrischer Vorgänge kann selektiv starke Zerstörungen anrichten und trotzdem benachbarte Örtlichkeiten nahezu unbeschadet lassen. Das bietet Raum für Überlebende, welche die Geschehnisse um sie herum beobachten konnten, ohne selbst extrem betroffen zu sein.

An dieser Stelle ist es an der Zeit, einmal wieder an ein Buch zu erinnern, das Velikovsky in *Welten im Zusammenstoß* mehrfach kritisch zitiert hat und das auch schon in den Zeiteinsparungen erwähnt wurde [Liesching, 49]. Es handelt sich um *Ragnarok, or the Age of Fire and Gravel* von Ignatius DONNELLY aus dem Jahre 1883. Donnelly verweist auf Mengen von unstratifiziertem Geröll, Kies und Tonlehm, die stratifiziertem Gestein in weiten Bereichen (er spricht von mindestens einer Halbkugel) der Erde überlagert sind. Seine Erklärungsversuche nach dem Ausschlussprinzip führten ihn schließlich auf einen Kometen als einzig mögliche Quelle des Materials. Er geht auch der Frage nach, ob Menschen schon vor der Kometenkatastrophe existierten und bejaht sie auf Basis der Fundlage. Damit muss er natürlich auch Überlebende der Katastrophe annehmen.

Wie Velikovsky schöpft er zur Bestätigung aus dem reichen Legenden-schatz der Menschheit, indem er weltweit Berichte über die Ankunft des oder der (drei!) Kometen findet, über große Hitze, eine überwältigende Katastrophe und verdampfende Ozeane. Nur wenige Menschen überlebten nach den Legenden in Höhlen [Donnelly, 195-207], die von dem herabfallenden Geröll, Gestein, Ton oder Lehm verschlossen wurden und so vor den unmittelbaren Folgen der Katastrophe schützten. Sie waren aber vor die Aufgabe gestellt, sich zu befreien, bevor ihnen die Luft und andere Vorräte ausgingen. Auch hiervon berichten die Legenden. Es folgten eine Kältezeit mit starken Fluten und eine mehrjährige Dunkelphase, bis irgendwann die Sonne wieder schien. Donnelly sieht die hebräischen Berichte als schwache Erinnerung an diese graue Vorzeit und verschiebt das konkrete Geschehen weit in die Vergangenheit [ebd. 264].

Ähnlich wie Velikovsky in *Am Anfang* sieht auch Donnelly in den ersten Büchern der Genesis eine, wenn auch verzerrte Erinnerung an die katastrophische Frühzeit des Menschen. Hierzu sortiert er die Kapitel und Verse der Genesis chronologisch um, so dass sie dem weltweit überlieferten Ablauf besser entsprechen. Eine Insel im Atlantik – Atlantis – ist für ihn einer der Orte des Überlebens dieser ersten großen Katastrophe und Keimzelle der Zivilisation, die dann in einer zweiten Katastrophe – einer Flut – endgültig zerstört wird. Atlantis hat Donnelly ein eigenes Buch gewidmet. ILLIG [1993] hat es bereits 1993 in einer Sammelrezension erwähnt.

Bezüglich der Frage von herabfallendem Kometenmaterial auf die Erde sei auch an die Beiträge von Milton ZYSMAN erinnert, der 2003 in Erfurt beim Jahrestreffen anwesend war, als Gunnar HEINSOHN über dessen These vortrug,

bzw. an den Zysman-Filmausschnitt, der 2010 auf dem Jahrestreffen in Aiterbach am Bodensee gezeigt wurde. Ein solches Szenario, vor allem kombiniert mit elektrischen Effekten – was Milton Zysman bisher nicht macht –, ist von seinen Auswirkungen her mit den Effekten eines großen Impakt-Szenarios nur schwer vergleichbar. Von daher greift ILLIG Kritik an der Überlebensmöglichkeit von Pflanzen, Mensch und Tier in einer derartigen Großkatastrophe nicht ohne weiteres [Illig 1993, 139].

Das Elektrische Universum, vor allem auch mit neuen Möglichkeiten für die Geologie, hat das Potential, die Diskussion um Großkatastrophen in historischer Zeit mit neuem Leben zu füllen.

Literatur

- Cardona, Dwardu (2006): *God Star*, Victoria BC
- Donnelly, Ignatius (2004): *Ragnarok, or the Age of Fire and Gravel*, Mineola (Erstausgabe 1883)
- Ginenthal, Charles (1990): *Carl Sagan und Immanuel Velikovsky*, New York
- Grazia, Alfred de (1966): *The Velikovsky Affair. The Warfare of Science and Science*, New York
- Illig, Heribert (1993): Donnelly – Muck – Tollmann; *ZS* 5 (3/4) 134-144
- (2008): Olympia, Venus und Epagomenen; *ZS* 20 (1) 39-45
 - (2009): *Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus*, Gräfelting
- Liesching, Birgit (1990): Bericht aus Toronto; *ZS* 02 (5) 46-54
- Otte, Andreas (2007): *Zeitenspringer. Heribert Illig zum 60. Geburtstag*, Oerlinghausen
- (2009): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil III; *ZS* 21 (1) 4-31
 - (2012): Geologie im Elektrischen Universum. Eine Einführung; *ZS* 24 (2) 475-504
- Ransom, C. J. (1976): *The Age of Velikovsky*, Glassboro
- Velikovsky, Immanuel (1945): *Theses for the reconstruction of ancient history from the end of the middle kingdom in Egypt to the advent of Alexander the Great*; New York · Jerusalem
- (2008): *Welten im Zusammenstoss*, Wöllsdorf (Deutsche Neuausgabe, leider mit falschem „ss“)
 - (2012): *Sterngucker und Totengräber. Memoiren zu Welten im Zusammenstoss*, Wöllsdorf (Deutsche Erstausgabe)
- Velikovsky Sharon, Ruth (1999): *The Immanuel Velikovsky Archive*;
<http://www.varchive.org/>
- (2003): *Immanuel Velikovsky. The Truth behind the Torment*, Bloomington
 - (2010): *ABA. The Glory and the Torment. The Life of Dr. Immanuel Velikovsky*, London

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Geologie im Elektrischen Universum

Eine Einführung

Andreas Otte

Einleitung

Ein Wirken elektrischer Kräfte im Universum und auf den Planeten des Sonnensystems [Otte 2008a] muss auch Auswirkungen auf unser Verständnis der Entstehung und Entwicklung des Planeten Erde und insbesondere seiner Oberfläche haben. Neue Erklärungsmöglichkeiten für geologische Prozesse sind denkbar. Es ist hierbei jedoch nicht das Ziel, das bisherige geologische Modell zu ersetzen, sondern es geht darum, den existierenden Werkzeug- und Erklärungsbestand der Geologie um elektrisch induzierte Möglichkeiten zu erweitern. Das eine solche Erweiterung notwendig ist, zeigen die im geologischen Standardmodell immer noch unerklärten ungeheuren Mengen von katastrophisch angehäuften Überresten von Tieren und Pflanzen und vielem mehr, wie sie in dem nach wie vor aktuellen Klassiker *Erde im Aufruhr* [Velikovsky 2008b] plastisch dargestellt wurden. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf den Szenarien, die sich aus Welten im Zusammenstoß [Velikovsky 2008a] ableiten lassen. Die Erforschung der geologischen Aspekte des Elektrischen Universums ist seit mehreren Jahren die Passion des amerikanischen Photographen Michael STEINBACHER [2011]. Die folgenden Überlegungen haben natürlich stark hypothetischen Charakter, die Forschungen zu einer Geologie im Elektrischen Universum haben gerade erst begonnen.

Konventionelles Geologiemodell

Zum besseren Verständnis des Beitrags, ist ein kurzer Überblick über die wichtigsten Begriffe und Prozesse der heutigen Geologie notwendig und daher den Überlegungen vorangestellt [Grotzinger/Jordan]:

Der mittlere Durchmesser der Erde beträgt 12.742 km. Sie besteht aus Kern, Mantel und Kruste. Der Kern ist unterteilt in einen festen, metallischen, inneren Kern und einen flüssigen, äußeren Erdkern, dessen Konvektionsbewegungen zu einem Stromfluss führen, der wiederum ein Magnetfeld erzeugt – eine Art Geodynamo. Dieses Magnetfeld entspricht weitgehend dem eines Dipols, hat jedoch auch einen geringen Nicht-Dipol-Anteil. Der Mantel ist entsprechend unterteilt: In 2.890 km Tiefe erfolgt der Übergang vom Erdkern in den Unteren Mantel. Der obere Mantel beginnt bei etwa 650 km. Die Kruste der Erde (Lithosphäre) besteht aus dem Oberflächengestein, der grani-

tischen Kruste (7 - 70 km) und dem obersten Mantel aus dem Gestein Peridotit, die auf dem oberen Mantel gleiten.

Die Geologie wurde in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts durch die Akzeptanz der Theorie der Plattentektonik grundlegend reformiert. Nach der Theorie der Plattentektonik ist die Lithosphäre der Erde in ca. ein Dutzend sich bewegender Platten unterteilt. Antrieb für die Plattenbewegung sind Konvektionsbewegungen im Erdmantel. Drei Arten von Plattengrenzen werden allgemein behandelt: divergierende Grenzen, konvergierende Grenzen und Transformstörungen. Da die Oberfläche der Erde von der herrschenden Lehre im Laufe der Erdgeschichte als konstant angesehen wird, entspricht ein Flächenzuwachs an divergierenden Grenzen einer Vernichtung von Fläche durch Subduktion (Abtauchen) an konvergierenden Grenzen. Großräumige geologische Erscheinungen (Transformationen) sind an Plattengrenzen gebunden, wie z.B. langgestreckte Gebirgszüge, Vulkanketten und Erdbebenzonen.

Die Lithosphäre der Erde wird gebildet aus Gesteinen und Mineralien. Ihnen fällt eine Schlüsselrolle bei der Rekonstruktion der Erdgeschichte zu, denn ihre Zusammensetzung, ihr Bau, ihre Erscheinungsformen und ihre Stabilität erlauben Rückschlüsse auf die Prozesse und Ereignisse, die zu ihrer Entstehung geführt haben. Die häufigsten Minerale der Erdkruste sind mit Abstand die Silikate (Salze und Ester der Ortho-Kieselsäure und deren Kondensate), gefolgt von den Carbonaten (Salze und Ester der Kohlensäure). Die Carbonatminerale bestehen aus Carbonat-Ionen, die an Calcium oder Magnesium, aber auch an andere Elemente gebunden sind. Oxidische Mineralien sind dagegen Verbindungen von Sauerstoff und Metallen, Sulfide und Sulfate bestehen aus Schwefelatomen im Verbund mit Metallen. Aus der chemischen Zusammensetzung und dem jeweiligen Kristallgitter ergeben sich die physikalischen Eigenschaften der Minerale: Härte, Spaltbarkeit, Bruch, Glanz, Farbe, Dichte und Kristallform.

Primäre und sekundäre Gesteine

- *Magmatisches Gestein* ist primär, die Quelle aller anderen Gesteine. Es entsteht, wenn flüssige Magma abkühlt und dabei kristallisiert. Dies kann entweder an der Oberfläche der Erde bei Eruptionen geschehen (extrusiv) oder auch innerhalb der Erde (intrusiv, es bilden sich sogenannte Plutone). Der Abkühlvorgang innerhalb der Erde ist langsam, hierbei entstehen große Kristalle. An der Oberfläche erfolgt der Abkühlvorgang schneller, es entstehen keine oder nur mikroskopisch kleine Kristalle. Granit und Rhyolith sind z.B. chemisch identisch, Granit ist jedoch intrusiv, während Rhyolith extrusiv ist. Basalt ist ebenfalls extrusiv, enthält aber gegenüber Rhyolith wesentlich weniger Silikate, dafür mehr Eisen und Magnesium. (Abb. 1)

- *Sedimentgestein* ist sekundär. Es entsteht durch Verwitterung, chemische oder mechanische Erosion primären Gesteins und wird als feines und teils gelöstes Material zunächst als Lockersediment abgelagert. Der Umwandlungsprozess der Diagenese – bestimmt durch gemäßigten Druck und Temperatur sowie chemische Prozesse – verwandelt das Lockersediment im Laufe eines längeren Zeitraumes in Festgestein.
- Die sogenannten *Metamorphite* als dritte Form gehören ebenfalls zur sekundären Gruppe. Sie entstehen als Rekristallisierung anderer Gesteine (primär oder sekundär), im Wesentlichen ohne Schmelze. Hauptverursacher sind starke Hitze und Druck im Erdinneren. Als Entstehungstiefe werden 10 - 40 km angegeben. In Extremfällen wird aber auch von Umwandlungstiefen von 100 - 250 km gesprochen [Dobrzhinetskaya, 8]. Eine Gesteins-Metamorphose kann sich mehrfach wiederholen.

Gesteine entstehen und vergehen über Millionen von Jahren. Sie schmelzen und erstarren, sie erodieren und sedimentieren, sie werden durch Druck, Temperatur und chemische Prozesse transformiert. Die Plattentektonik stellt den Rahmen für diese Prozesse. Sind alle Rätsel in der Geologie nunmehr gelöst?

Der Prozess der Gesteins-Metamorphose

Der verbreitetste Typ der Gesteins-Metamorphose ist die sogenannte Regionalmetamorphose, bei der weite Bereiche der Kruste hohem Druck und hoher Temperatur ausgesetzt sind. Magmaintrusionen verursachen an direkt angrenzendem Gestein die sogenannte Kontaktmetamorphose, ein weiterer oft anzutreffender Typ. Seltener ist die Hydrothermal-Metamorphose, bei der in Basalt eindringendes Meerwasser zu einer chemischen Reaktion führt. Auch die Schock- oder Impaktmetamorphose ist auf der Erde seltener anzutreffen; bei ihr wird die Aufschlagenergie in Wärme und Druck umgewandelt und das getroffene Gestein verändert.

Bei tiefer absinkenden Sedimenten geht der Prozesse der Diagenese in die Versenkungsmetamorphose über, eine niedriggradige Variante der Metamorphose. Der Grad der Metamorphose nimmt mit Druck und Temperatur zu. Die in Abb. 2) angegebenen Tiefenangaben sind allerdings mit Vorsicht zu betrachten, da Subduktionszonen (vulkanische Bögen), Zonen der Krustendeckung (kontinentale Platte) und Bereiche mit konsolidierter Lithosphäre ganz unterschiedliche Temperaturgradienten aufweisen. Der Prozess, der Gesteine, die durch Hochdruck- (8-12 kbar) und Ultrahochdruck-Metamorphose (über 28 kbar) entstanden sein sollen, zurück an die Erdoberfläche bringt, ist noch unverstanden und weiterhin Gegenstand heftiger Diskussionen [Grotzinger/Jordan, 156].

Metamorphe Gesteine werden in zwei große Gruppen unterteilt:

Die erste Gruppe kennzeichnet isotropes Gefüge, d.h. sie bestehen überwiegend aus isometrischen Kristallen. Zu dieser Klasse gehören Marmor, Hornfels, Quarzite, Grünstein, Amphibolit und Granulite.

Die andere große Klasse der Metamorphite ist durch Schieferung (Foliation) gekennzeichnet. Hierzu gehören Tonschiefer, Phyllit, Glimmerschiefer, Gneis und Migmatite.

Mit Zunahme des Metamorphosegrades nimmt auch der Abstand der Foliationsflächen zu, es entsteht eine deutliche Bänderung, gelegentlich in wirren Zickzacklinien.

Der Gesamtprozess der Gesteinsmetamorphose, die Entstehung der sogenannten metamorphen Fazies, wird durch die folgenden Faktoren beeinflusst: die Zusammensetzung des Ausgangsgesteins, der Grad der Metamorphose und deren Typ. Die Frage des Ausgangsgesteins wird zusätzlich dadurch kompliziert, dass ein Gestein mehrfach dem Metamorphoseprozess ausgesetzt sein kann. Weiterhin ist das Konzept des Metamorphosegrades rein statisch, es gibt den maximalen Druck und die maximale Temperatur an. Der Prozess ist jedoch hoch dynamisch, im Prinzip gibt es sowohl für den Abstieg als auch den Aufstieg Druck-Temperatur-Pfade (p-T-Pfade), die durchaus unterschiedlich sein können. Hinzu kommt eine zeitliche Komponente. Wie lange ist ein Gestein welchem Druck und welcher Temperatur ausgesetzt gewesen? An der Bürotür eines Geologen der *Southern Utah University* fand sich das folgende Zitat von Prof. Frank L. DeCOURTEN, welches die Situation treffend beschreibt:

„Geologen, die sich auf das Studium der primären metamorphen Gesteine spezialisieren, sind für ihren Heldenmut zu loben, für die Schwierigkeit ihrer Aufgabe zu bewundern und für ihren Irrsinn zu bedauern“ [Steinbacher, 589].

Gesteine werden also auf verschlungenen Pfaden durch das Erdinnere transportiert und dabei transformiert. Wie genau das funktionieren soll, ist noch unklar, denn es fällt schwer, zu erklären, dass bei miteinander vergesellschaftetem Gestein nur ein Teil von der Regionalmetamorphose betroffen ist, während andere, direkt benachbarte Teile offenbar nicht betroffen sind.

Das Dolomit-Problem

Die Frage, wie das in Sedimentgestein vorkommende Mineral Dolomit im Laufe der Erdgeschichte in größeren Mengen entstanden ist, beschäftigt die Geologie seit über 200 Jahren – mit nur mäßigem Erfolg. Dolomit wurde 1791 von dem französischen Minerallogen Déodat de Dolomieu (1750–1801) identifiziert, sein bekanntestes Vorkommen in Europa sind die nach ihm benannten Dolomiten in den italienischen Alpen.

Dolomit ($\text{CaMg}[\text{CO}_3]_2$) entstammt der Mineralklasse der wasserfreien Carbonate. Es unterscheidet sich von Kalkstein dadurch, dass das Calcium in Schichten zur Hälfte durch Magnesium ersetzt ist. Heutzutage (bzw. im Holozän) entsteht Dolomit nur in sehr begrenztem Umfang in ausgewählten Salzseen und -lagunen. Unter welchen Bedingungen es in früheren Zeiten in so gigantischen Mengen entstanden ist, ist bis heute ein im Grunde ungelöstes Rätsel.

Dolomit entsteht nach Meinung der Geologen unter Einfluss von magnesiumhaltigem Seewasser bereits während der Sedimentation (frühdiaogenetische Dolomitisierung) oder erst sehr viel später in bereits verfestigtem Sediment (spätdiaogenetische Dolomitisierung), wobei hier bestehende Schichtungen durchschnitten werden. Eine direkte Sedimentation von Dolomit soll dagegen nach herrschender Lehre keine Rolle spielen [Vinx, 329]. Die *Dolomiten* z.B. sollen ursprünglich aus Calciumcarbonat bestanden haben, aus abgestorbenen Korallen und Muschelschalen vom Meeresboden. Erst später (spätdiaogenetisch) soll das Calciumcarbonat in Dolomit umgewandelt worden sein. Das geht mit einer Volumenreduktion einher, das Gestein wird porös. Dolomitvorkommen in den USA enthalten jedoch über weite Strecken keine oder nur sehr wenige Fossilien [beispielhaft Cressman oder Dennis].

Diese Annahmen der Geologen werden auch innerhalb der herrschenden Lehre bezweifelt. Das Dolomit-Problem wird durchaus als solches erkannt. Dolomit ist in Erde, Kohle, Flüssen, Seen, Perlen und sogar in Nierensteinen von Dalmatinerhunden gefunden worden. Eine diaogenetische Dolomitisierung kommt bei diesen Beispielen nicht in Frage. Auch zeigen chemische Versuche [Wright], dass der geologisch angenommene Entstehungsmechanismus aus Kalkstein unter heutigen statischen Seewasser-Bedingungen (Salzgehalt, Temperatur) nicht funktioniert. Die Carbonat-Ausfällung wird durch mehrere kinetische Beschränkungen in salzhaltigem Wasser schlicht verhindert. Insbesondere ist es gerade das benötigte Magnesium z.B. in Form von Sulfaten, welches die typische Carbonat-Ausfällung behindert. Um in Reaktoren Dolomit-Wachstum nachweisen zu können, mussten unter entsprechenden Druck Temperaturen zwischen 100° und 200°C [Arvidson/Mackenzie] sowie größere Mengen in Wasser gelöstes CO_2 eingesetzt werden. Andererseits war es anderen Chemikern offenbar möglich, Dolomit in einem dynamischen, komplizierten, mehrstufigen Prozess bei normaler Temperatur zu synthetisieren [Liebermann, Deelman]. Das Geheimnis hierbei scheint ein höherer Salzgehalt, eine ideale Abfolge von Temperaturschwankungen und Urin (zur Einstellung des pH-Wertes) zu sein, und wieder CO_2 in großen Mengen. Der beschriebene Prozess scheint eine spätdiaogenetische Dolomitisierung auszuschließen. Hinzu kommt: Die Entstehung der Carbonatsedimente (Kalkstein), aus denen dann wiederum das Dolomit entstanden sein soll, ist ebenfalls nicht frei von Wider-

sprüchen. Gleichgültig, ob das Calzit direkt aus dem Meerwasser ausgefällt ist oder auf dem Umweg über Meeresorganismen entstanden ist, die dieses zunächst aus dem Wasser aufgenommen haben – die Quelle bleibt das Meerwasser. Eine einfache Rechnung [Kervran, 31] zeigt jedoch, dass die Menge an Calciumcarbonat, die in Summe aus dem im Meerwasser gelösten Calzit entstehen kann, bei weiten nicht ausreicht, die vorhandenen Kalksteinschichten noch daraus diagenetisch entstandenes Dolomit zu erklären. Es gibt also nicht nur ein spezifisches Dolomit-Problem, im Prinzip gibt es sogar ein ausgewachsenes Carbonat-Problem.

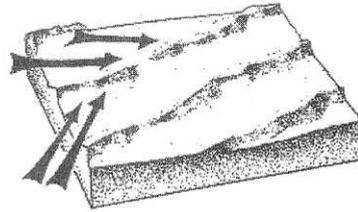
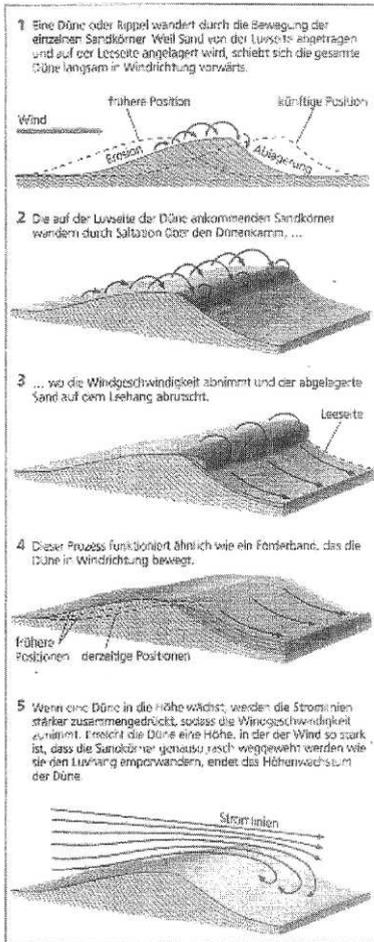
Vorwiegend in sulfatreichen, sauerstofffreien Umgebungen ist heutzutage Dolomit-Wachstum in geringem Maße festgestellt worden [Preiser]. Dieses wird auf Bakterien zurückgeführt, die ihren Sauerstoff aus den Sulfaten beziehen und dabei die Bestandteile des Dolomit ausscheiden. Es erscheint allerdings auch hier fraglich, ob die existierenden gewaltigen Dolomit-Vorkommen auf diese Art und Weise entstanden sein können. C.L. KERVVRANS Ansatz einer biologischen Transmutation [Kervran] von Calzit und Dolomit durch Bakterien bietet zumindest einen Ansatzpunkt, ist aber innerhalb der Forschung hoch umstritten bzw. wird abgelehnt.

Unbestritten harren die wesentlichen Aspekte des Dolomit-Problems (seine ungleichmäßige Entstehung im zeitlichen Verlauf und die Unwahrscheinlichkeit seiner diagenetischen Entstehung) nach wie vor einer Lösung. Woher kommt das Dolomit in den großen Mengen? Wie entsteht es? Warum ist es nur zeitweilig entstanden?

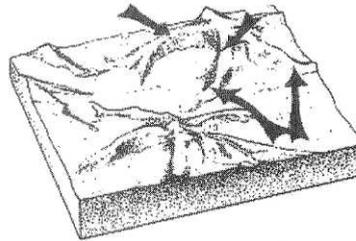
Michael STEINBACHER [2011] hat eine weitere mögliche Antwort hierzu angeboten (zumindest für die Vorkommen in den USA). NASA-Wissenschaftler fanden im Staub einiger untersuchter Kometen Mg-Carbonate (Dolomit) mit einem Anteil von 7%, der möglicherweise noch zu gering angesetzt ist, weil die Detektoren für sehr feine Partikel nicht geeignet waren [Flynn]. Das Dolomit auf der Erde könnte also durchaus zum Teil extraterrestrischen Ursprungs und während einer oder mehrerer Nah-Begegnungen mit großen Kometen 'abgereget' sein. Also doch direkte Sedimentation von Dolomit? Bei einer solchen Begegnung, die von extremen atmosphärischen Windeffekten begleitet wäre, würde nicht nur Dolomit-Staub sondern auch sonstiges Kometenmaterial in großen Mengen in die Atmosphäre eindringen. Starker Wind und reichlich Partikel in der Atmosphäre – das sind die Ingredienzien für die Bildung von großen Dünen.

Dünen-Bildung

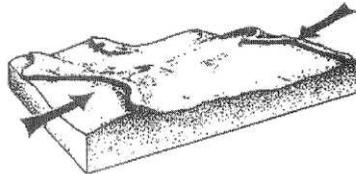
Mit Dünen sind nicht nur Sanddünen gemeint; bei entsprechenden Windgeschwindigkeiten können sie durchaus auch gröberes Material enthalten. Die-



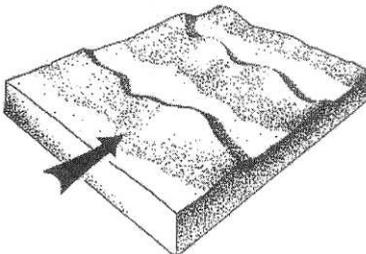
LINEAR DUNES. Arrows show probable dominant winds. (Fig. 10.)



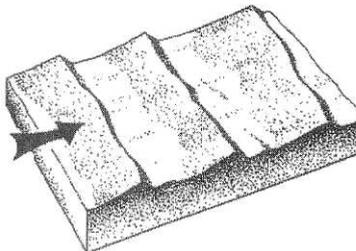
STAR DUNES. Arrows show effective wind directions. (Fig. 11.)



REVERSING DUNES. Arrows show wind directions. (Fig. 12.)



BARCHANOID RIDGE. Arrow shows prevailing wind direction. (Fig. 4.)



TRANSVERSE DUNE. Arrow shows prevailing wind direction. (Fig. 5.)

Abb. 3: Dünenentstehung [Grotzinger/Jordan, 531] und -formen [McKee 11,13]

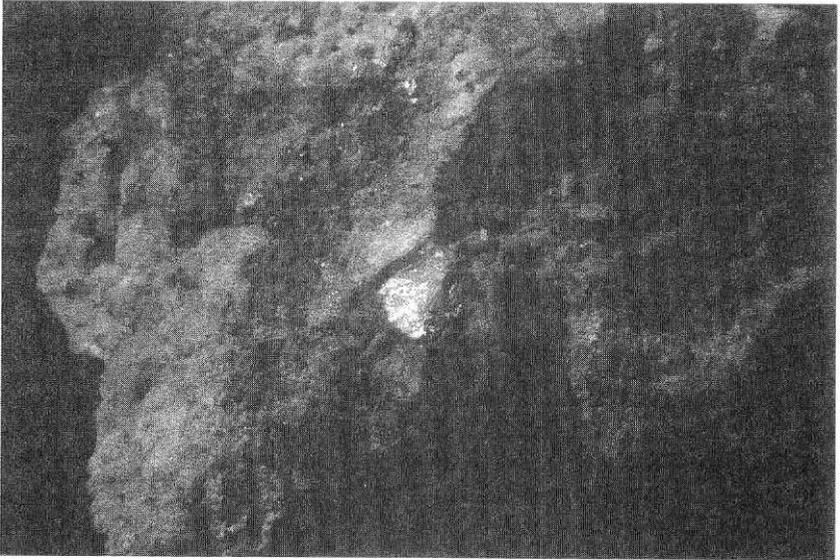
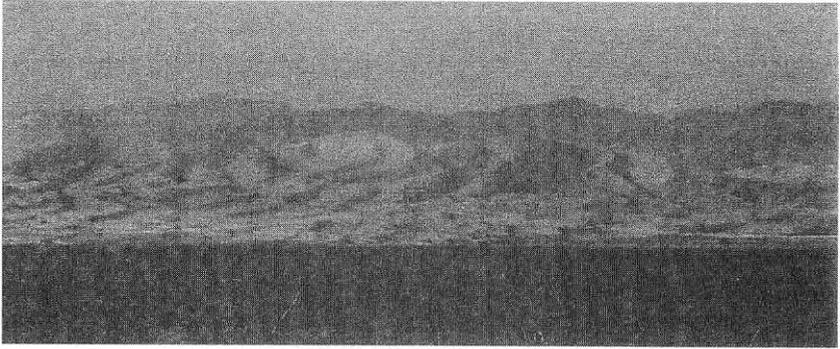


Abb. 4: Mojave Reserve: Sanddünen im Vordergrund, Gebirge im Hintergrund
[Foto: AO]

Abb. 5: Elektrisch erzeugter „Granit“ [Steinbacher 2011, 586]

ses gröbere Material erlaubt auch höhere Böschungswinkel, als diese üblicherweise bei Sand beobachtet werden. Der Mechanismus der Dünenentstehung funktioniert wie folgt (Abb. 3 links): Ein Hindernis bildet einen Widerstand im Windstrom mit einer Luv- und einer Leeseite. Material, welches durch den Wind über den Kamm der Düne transportiert wird, fällt auf der Leeseite zu Boden. Zum Teil sammelt es sich auch im Bereich des Kamms, wird instabil und rutscht dann geschlossen ab. Typisch für diesen Mechanismus (abgesehen von den Abrutschungen) ist der konstante Böschungswinkel; er ist quasi das charakteristische Merkmal äolischer Dünen. Wechselnde Windrichtungen und verfügbare Materialmengen führen zu einer unüberschaubaren Formenvielfalt der Dünen, die sich auch teilweise überlagern (Abb. 3, rechts und unten). Eine Düne wird bei anderer Windrichtung zum Hindernis, an dem sich eine neue Düne bilden kann. So entsteht Kamm an Kamm; die neuen Kämmen sind jedoch typischerweise kleiner, weil später begonnen. Es entsteht so ein typisch dendritisches Muster mit immer kleiner werdenden Kämmen. Wenn auf der Luvseite mehr Material abgelagert, als über den Kamm auf die Leeseite geblasen wird, dann wächst die Düne in die Höhe. Gleichzeitig erhöht sich aber auch die Windgeschwindigkeit auf der Luvseite durch die Morphologie der Düne und erhöht damit die Menge des transportierten Materials. Es stellt sich also irgendwann ein Gleichgewicht ein, jedenfalls unter heutigen Bedingungen mit nur vergleichsweise wenig Material in der Atmosphäre. Wo dieses Gleichgewicht im oben erwähnten Kometenszenario liegen mag, ist noch eine offene Frage. Heutige Maximalhöhen von 250 m dürften aber um ein Vielfaches übertroffen worden sein und damit sogar Gebirgen Konkurrenz machen können.

Alternative Gebirgsentstehung

Wer den Südwesten der USA bereist, gewinnt einen guten Einblick in dessen Geologie, denn der mangelnde Bewuchs erlaubt den freien Blick auf Gesteine und Strukturen. So lassen sich insbesondere Sanddünen in Vergesellschaftung mit Gebirgen beobachten. Ein Beispiel von vielen (Abb. 4) sei hier gezeigt, welches die enge morphologische Verwandtschaft von Dünen und Gebirgen demonstriert.

Ist es daher denkbar, dass es sich bei zumindest einigen der Gebirge der Westküste der USA um gigantische Dünen handelt, die versteinert sind? Der Prozess der Versteinering geht mit einer Volumenreduktion einher, der schärfere und schmalere Konturen erzeugt, eine Art Schrumpfung.

Wie könnte man sich den Prozess der Versteinering vorstellen? Eine Düne aus losem Konglomerat kann nicht unbeschadet ins Erdinnere absacken, durch eindringendes flüssiges Magma transformieren, als Gestein wieder an

die Oberfläche kommen und dabei die typische Dünenstruktur und -form beibehalten. Der Prozess der Versteinerung muss daher an der Oberfläche stattfinden und er muss schnell erfolgen. Hier kommt die Elektrizität ins Spiel. Einerseits bietet sich die Möglichkeit einer Verflüssigung und Erstarrung, wenn Strom über die Kuppe eingeleitet wird. Andererseits kann es sich um eine direkte elektrische Umwandlung handeln. Experimente [Steinbacher 2011, 586] haben gezeigt, dass es durchaus möglich ist, Staub und Erde/Sand elektrisch in unterschiedliche Arten von Gestein zu verwandeln (Abb. 5). Bei diesem Prozess schmilzt zunächst das Materialgemisch. Dann formen sich Kristalle unterschiedlicher Größe und Zusammensetzung, die bei weiterer Strom-Einwirkung selbst wieder zu schmelzen beginnen. Wesentliche Parameter sind die Zusammensetzung des Materials, Stromstärke und -spannung, sowie die Einwirkungszeit.

Kann dieser Prozess tatsächlich so gewirkt haben? Einen interessanten Hinweis darauf liefern einige Berge und Täler in der Nähe von *Whitewater* nördlich *Palm Springs*. Hier finden sich Strukturen, die loses Konglomerat mit so genanntem verwittertem Granit vergesellschaften.

Externer Granit

Granit ist nach Ansicht der heutigen Geologie ausschließlich langsam abgekühltes Magma mit hohem Silikatanteil. Es dringt aus dem Erdinneren in bestehendes Gestein oder Sediment ein und ist deutlich unterscheidbar vom Originalgestein oder von Konglomerat. In einigen Canyons bei *Whitewater* ist im Gegensatz dazu eine andersartige Konstellation zu beobachten:

Dort finden sich Strukturen, die einen deutlichen Dünencharakter haben und aus geschichtetem Konglomerat bestehen. Ist der Canyon weit, behält das geschichtete Material seinen Konglomerat-Charakter, ist der Canyon jedoch eng, verwandelt sich das Konglomerat augenscheinlich. Es ähnelt nun von seiner Struktur her verwittertem Granit, ohne dabei jedoch den Zusammenhang mit dem benachbarten geschichteten Konglomerat zu verlieren. Verwitterter Granit ist nach herrschender Lehre ein Granit, der längere Zeit an der Oberfläche der Witterung ausgesetzt war und brüchig geworden ist. Man müsste also nach dem gegenwärtigen Erklärungsmechanismus für Granit annehmen, dass er sich exakt in Form, Zusammensetzung und Aussehen in den Schichten des umgebenden Konglomerats verfestigt hat, als er von unten in die Düne eingedrungen und abgekühlt ist. Das ist nicht gerade sehr wahrscheinlich.

Stattdessen ist der oben erwähnte Mechanismus denkbar, der Konglomerat elektrisch *in situ* in Gestein transformiert. Der Granit wäre in diesem Fall nicht verwittert, sondern eher eine Art *Proto-Granit*, der nicht genug Strom

abbekommen hat, um vollständig in Granit verwandelt zu werden. Auffälligerweise ist der Proto-Granit dort zu finden, wo der Canyon eng ist (und sich somit im elektrischen Szenario die Stromdichte erhöht) oder ein Stromfluss senkrecht auf eine Canyonwand getroffen sein könnte. In einem Elektrischen Universum stände ein Mechanismus zur Erzeugung externen Granits zur Verfügung.

Nördlich von *Kingman* an der *Big Wash Road*, die von Highway 93 in die Berge abzweigt, findet sich an einem frischen Straßeneinschnitt ebenfalls verwitterter Granit (Abb. 7). Dieser geht zur alten Oberfläche hin jedoch ohne erkennbaren scharfen Übergang in normalen Granit über (Abb. 6). Hier liegt also eine Situation vor, wo *unter* normalem Granit verwitterter Granit zu finden ist, der aber nicht oder nur sehr viel weniger der Witterung ausgesetzt gewesen sein kann, als der unverwitterte Oberflächengranit. Auch hier findet sich wieder eine im geologischen Standardmodell sehr unwahrscheinliche Situation. Man müsste annehmen, dass sich irgendwie frischer Granit durch den verwitterten Granit an die Oberfläche geschmuggelt hat, noch dazu so, dass er nicht als eine nachträgliche Intrusion erkennbar ist.

Aus elektrischer Sicht hat hier der Kamm des Gebirgszugs und die Oberfläche mehr Strom abbekommen und ist in 'besseren' Granit verwandelt worden als die darunter liegenden Schichten, die 'nur' zu Proto-Granit transformiert wurden.

Elektrischer Stromfluss auf der Erdoberfläche

Was könnte einen derartigen Stromfluss auf der Erdoberfläche verursachen? Wie könnte man ihn sich vorstellen?

Ein Komet ist im elektrischen Universum kein dreckiger Schneeball aus der angeblichen Oort'schen-Wolke oder dem Kuiper-Gürtel des Sonnensystems, sondern ein normaler Bestandteil des Planetensystems, wie Meteoriten, Asteroiden oder Planeten auch. Seine besondere Eigenschaft ist die stark elliptische Umlaufbahn, die dazu führt, dass sein abweichendes elektrisches Potential im Ausgleich mit der Umgebung bzw. anderen Körpern im Sonnensystem zu deutlich sicht- und messbaren elektrischen Reaktionen führt. Die Koma des Kometen und der Schweif sind die Konsequenz dieser Aktivitäten, bei denen mittels einem der Funkenerosion ähnlichen Prozess, [Tao] Teile der Oberfläche des Kometennukleus abgelöst und in Jets von dieser weg beschleunigt werden.

Aurora Borealis bzw. *Aurora Australis* sind die heute auf der Erde sichtbaren Auswirkungen eines elektrisch stabilen Systems. An sich harmlose Lichterscheinungen über den Polen, wo die schwache Interaktion mit der Sonne die tieferen Schichten der Atmosphäre erreicht, deuten sie jedoch mit ihrer filamentartigen Struktur an, was zu erwarten ist, sollte sich eine stärkere,



Abb. 6: Big Wash: unverwitterter Granit oberhalb des Straßeneinschnitts

Abb. 7: Big Wash: verwitterter Granit an der Straße [Fotos: AO]

Abb. 8: Simulierter planetarer Arc-Mode [DVD Symbols of an Alien Sky, Part II]

z.B. eine etwa mindestens 100-fache Interaktion einstellen [Peratt, 1204]. Es ist zu erwarten, dass diese 'Glow-Mode'-Erscheinungen die Oberfläche erreichen und diese wie Vorhänge überstreichen. Die filamentartige, fraktale Struktur kennzeichnet das typische Kompressionsverhalten der Birkeland-Ströme, der sogenannte Bennett-Pinch (z-Pinch [vgl. Otte 2008b, 766-769]). Im Zentrum des jeweiligen Pinches finden sich Druck und Hitze, andere Bereiche werden weniger stark betroffen sein. Dieser Mechanismus könnte für die externe Entstehung von Granit und Proto-Granit verantwortlich sein, wie auch die gerundeten Granit-Brocken (Findlinge) erzeugen, die in einer stark mit Staub verunreinigten Atmosphäre schon in der Luft entstehen und einfach abregnen können.

Steigt die Intensität des elektrischen Austausches durch eine erhöhte Stromdichte weiter an, kann der sogenannte 'Arc-Mode' (Abb. 8) erreicht werden. In diesem Fall werden enorme elektrische Ströme in Form von Blitzen horizontal über die Erdoberfläche jagen, bevorzugt Wasserläufen und Tälern folgen, auf Wände prallen, über Hindernisse 'fließen' usw. Auch müssten Einschlagstellen zu beobachten sein.

Als möglicher Kandidat für eine Einschlagstelle kommt das *Brandberg-Massiv* in *Namibia* in Frage (Abb. 9). Es ist nur eine von vielen ähnlich aussehenden Erhebungen, verteilt über die gesamte Erde. Man erinnere sich hierzu an die Unterschiede zwischen anodischen und kathodischen Entladungen. Entladungen gegen eine Anode können runde Erhebungen erzeugen [Otte 2008a, 488]. Ein weiteres Merkmal dieser markanten Orte ist das Vorkommen von seltenen Erden, Mineralien und Edelmetallen. Neben direkter elektrischer Transmutation käme auch die sogenannte Marklund-Konvektion [Marklund] als mögliche Ursache für diese Konzentrationen in Frage. Im Rahmen dieses Konvektionsverhaltens innerhalb eines Birkeland-Stromes werden Materialien entsprechend ihres Ionisierungspotentials sortiert.

Auffällig ist neben dieser Erhebung die nahebei südwestlich gelegene Depression, der sogenannte *Messum-Krater* – angeblich vulkanischen Ursprungs. STEINBACHER vermutet, dass eine kathodische Entladung den anodischen Vorgang begleitet hat, welcher das Brandberg-Massiv aus elektrischer Sicht erzeugt haben könnte. Diese Entladungsform hätte Material kreisförmig entfernt, einen flachen Boden sowie einen hochgezogenen Kraterand und eine zentrale Erhebung erzeugt, die typisch sind für elektrisch verursachte Krater. Die Struktur ähnelt vergleichbaren Kratern auf extraterrestrischen Körpern wie dem Mond oder dem Mars. Eine optisch ähnliche, wenn auch wesentlich kleinere Konstellation findet sich auf der *Sinai-Halbinsel*.

Horizontale, der Erdoberfläche folgende Ströme nehmen in ihrer Intensität zu, sobald sie räumlich beengt sind, wie z.B. innerhalb von Canyons. Je nach vorhandenen Grundmaterialien sowie unterschiedlicher Stromstärke und

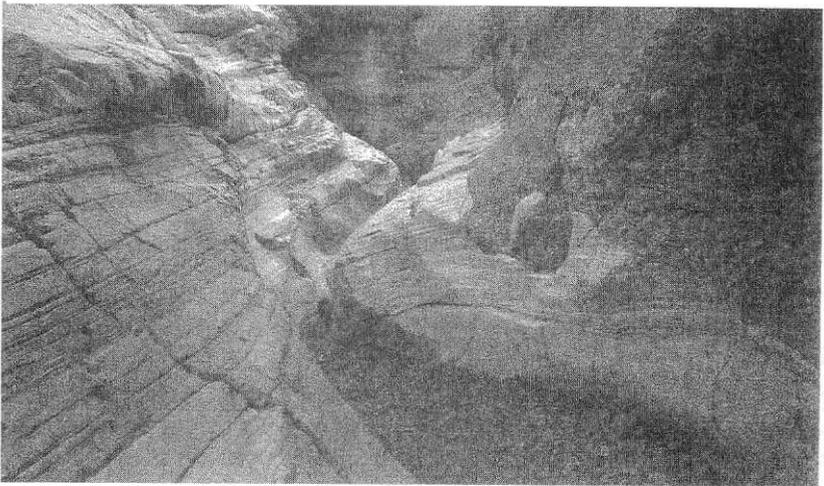
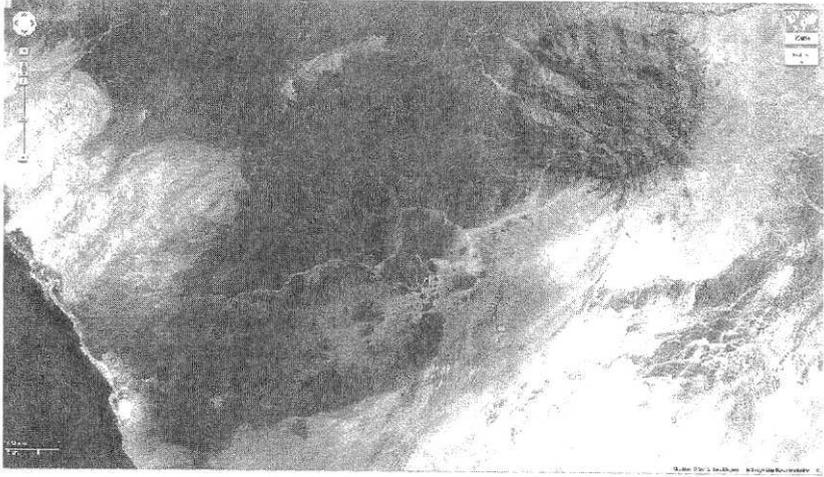


Abb. 9: Brandberg-Massiv, Namibia [Google-Maps]

Abb. 10: Mosaic Canyon, Death Valley [Photo Scott Wall]

-dichte wirkt sich der Stromfluss unterschiedlich aus. Eine Variante ist die in *Whitewater* beobachtete Erzeugung von Graniten, eine andere lässt sich z.B. im *Mosaic Canyon* (Abb. 10) in *Death Valley* beobachten. Der Canyon besteht an seinen Engstellen aus Marmor, und zwar sowohl an den Seiten als auch am Boden. Marmor ist ein Umwandlungsgestein (Metamorphit), welches mindestens 50% Calcit, Dolomit oder Aragonit, d.h. Carbonate enthält. Etwas hat diese Carbonate in Marmor umgewandelt.

Die Bodenauflfläche, wie auch das auf der rechten Seite der Abb. 10 sichtbare Material, sind später eingebrachtes und verfestigtes Konglomerat, welches seitlich in Vertiefungen des Marmors der Wassererosion getrotzt hat. Über weite Strecken zeigen die Flanken des Canyons eine typische Dünenstruktur, die sich trotz einer metamorphen Phase erhalten haben soll. In einer elektrischen Ablaufsequenz würde man davon ausgehen, dass hier z.B. Dolomit-Dünen in einer ersten Phase elektrisch versteinert wurden, um dann in einer zweiten, energiereicheren Phase an den Engstellen in Marmor verwandelt zu werden. Das Bild des Canyons ändert sich, sobald er sich aufweitet: Der metamorphe Charakter des Gesteins verschwindet.

Im klassischen geologischen Modell sind die Canyon-Engstellen genau dort, wo sie sind, weil sich dort härteres Gestein befindet, welches der Erosion besser trotzt. Aber warum sind sie genau dort? Und warum überstehen Formationen wie in *Mosaic Canyon* die für metamorphes Gestein dieser Art erforderliche Fahrt im geologischen Aufzug – zur Erzeugung von Druck und Temperatur für die Gesteinsumwandlung – relativ unbeschadet?

Die Geologie des Elektrischen Universums steuert zum Prozess der Gesteinsmetamorphose jedenfalls eine neue Möglichkeit bei: Es kann mittels Bennett-Pinch hohe Temperaturen und Drücke direkt auf der Oberfläche oder auch darüber zu erzeugen.

Ein anderes vergleichbares Beispiel aus dem *Death Valley* ist *Titus Canyon*. Der Canyon (Abb. 11) ist stellenweise recht eng und nur in einer Einbahnstraße befahrbar. Seine Wände bestehen im unteren Bereich an den Engstellen aus dunklem Marmor. Das Gebirge, durch das der Canyon führt, weist eine deutliche Dünenstruktur auf, wobei allerdings die Seite zum *Death Valley* hin wie (elektrisch?) abgefräst wirkt. Wie könnte hier ein Canyon entstanden sein?

Die Entstehung und Vergrößerung einer Düne wird durch fließendes Wasser verhindert, zumindest aber behindert. Ein bereits existierender Wasserlauf wird also dafür sorgen, dass angewehtes Material abtransportiert wird, während rundherum die Dünen wachsen und z.B. in einer ersten elektrischen Phase versteinern. In einer zweiten Phase könnte durch einen elektrischen Event im Inneren des *Death Valley* eine Entladung den Canyon gegen den Strom des Wassers hochgelaufen sein und das Dolomitgestein in Marmor um-

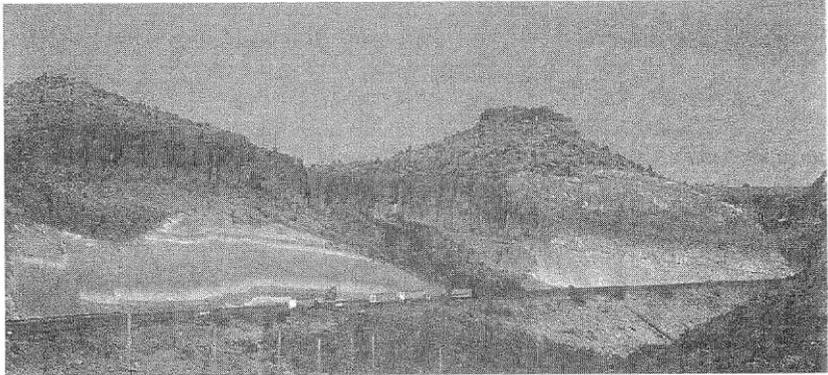


Abb. 11: Titus Canyon

Abb. 12: Seitenwände im Titus Canyon mit „Bohrungen“

Abb. 13: Basalt ohne Vulkan, Kingman, Arizona [alle drei Fotos: AO]

gewandelt haben. Auffällig ist, dass immer dort, wo eine Entladung auf ihrem Weg durch den Canyon nahezu senkrecht auf die Canyon-Wände treffen würde, der Marmor am mächtigsten wirkt. Ca. 50 cm oberhalb der derzeitigen Fahrbahn finden sich 'Bohrungen' (Abb. 12) im Gestein, nach den bisherigen Beobachtungen immer entgegen der Fließrichtung des Wassers, könnten also durchaus elektrischen Ursprungs sein, als die Entladungen auf die Wände trafen. Im bisherigen geologischen Modell entstanden die Gebirgscanyons im *Death Valley* als Folge von Verwerfungen und Wassererosion:

„Während sich die flankierenden Gebirgszügen erhoben, wurde auch das Gefälle der Ströme stärker. Diese schnelleren Ströme sind die meiste Zeit des Jahres trocken, haben aber dennoch echte Flusstäler, Canyons und Schluchten in die Gesteine geschnitten, die dem *Death Valley* und *Panmint Valley* gegenüber liegen. In dieser trockenen Umgebung bilden sich an den Flussmündungen Schwemmkegel. [...] An der Mündung solcher Ströme findet man häufig Schlitz-Canyons, an denen sich wiederum V-förmige Schluchten befinden. Angesichts dieser Form nennt man sie auch »Weinglas-Canyons«“ [Wikipedia / Geologie des *Death Valley*].

Wer den steil geschnittenen *Titus Canyon* betritt, der könnte durchaus zweifeln, ob er größtenteils durch Wassererosion erzeugt wurde.

Externer Basalt

Es wurde bereits angedeutet, dass Granit in einem elektrischen Universum eine externe Ursache haben kann, also nicht notwendig durch eine magmatische Intrusion entstanden sein muss, welche die Oberfläche nicht erreicht hat. Natürlich erhebt sich dann auch die Frage, wie es in dieser Hinsicht mit dem Gestein Basalt steht, also nach herrschender Lehre magmatischem Material, das die Oberfläche aus dem Erdinneren erreicht hat und dann schnell abgekühlt ist?

Der Südwesten der USA bietet in dieser Hinsicht wieder einige interessante Beobachtungsmöglichkeiten. So findet sich z.B. in *Kingman* (Abb. 13) ein interessanter Straßeneinschnitt, an dem deutlich erkennbar ist, dass der Basalt an dieser Stelle auf anderen Schichten aufliegt, die keinen Basaltcharakter haben. Der Geologe der zuständigen BLM-Vertretung (*Bureau of Land Management*) erklärte dieses mit einem Lavafluss, was zunächst nicht ungewöhnlich ist. Als Quelle der Lava gab er zwei Vulkane an, einen bei *Peach Springs* (ca. 60 km nordöstlich), einen anderen bei *Oatman* (ca. 40 km südwestlich). Auf die Frage nach genauen Richtungsangaben, kam dann jedoch heraus, dass keiner dieser Vulkane heute mehr existiert. Sie sind vollständig (!) erodiert. Aber Teams von Geologen wären gerade erneut dabei, Spuren der Vulkane zu suchen.

Ein kurzer Blick auf die Topographie zeigt allerdings die Unwahrscheinlichkeit dieses Ansatzes. Der Basalt bei *Kingman* (der im übrigen frisch wie am ersten Tag aussieht) findet sich bei ca. 1.000 m über NN. Sowohl bei *Peach Springs* als auch bei *Oatman* finden sich Erhebungen von mindestens 1.200 m über NN. Ein Lavafluss nach *Kingman* wäre also theoretisch denkbar. Allerdings zieht sich westlich von *Kingman* in Nord-Süd-Richtung ein mit Sediment gefülltes weites Tal (700 m über NN auf der Breite von *Oatman*) hin, welches nach Süden hin leicht absinkt. Man müsste also annehmen, dass die Lava von *Oatman* aus das gesamte Tal gefüllt hat, um *Kingman* erreichen zu können. Eigentlich wäre Lava in diesem Tal gemäß der Topographie nach Süden abgeflossen, aber nehmen wir versuchsshalber an, dass dort eine Barriere existierte, die das verhinderte. Selbst unter diesen Bedingungen müsste man davon ausgehen, dass auch in dem Tal über viele Kilometer mehrere hundert Meter hoher Basalt rückstandslos erodiert ist, während er in *Kingman* nicht weniger exponiert erhalten ist. In Richtung *Peach Springs* ist die Situation nur wenig besser. Zwar behindert dort kein tieferes Tal den Lavafluss, sondern es stören mindestens 1.500 m hohe Berge, aber ansonsten herrscht auch hier das gleiche Problem: eine extrem selektive Erosion, die von unberührt bis Totalentfernung reicht und ganz gezielt, bar jeder Logik hätte agieren müssen, um die heutigen Zustände erhalten zu können.

Kingman ist nicht der einzige Punkt, wo sich im Südwesten der USA diese merkwürdige Situation mit Basalt ergibt. Im Gegenteil, es scheint eher der Normalfall, statt die Ausnahme zu sein. Natürlich gibt es in der Region auch klassische Lavaflüsse aus sogenannten „cinder cones“, z.B. innerhalb des *Mojave-Schutzgebiets*, aber ansonsten findet sich Basalt meistens isoliert auf Bergspitzen, die keine Vulkane sind; es sind keine Vulkane in der Nähe, die Lava hätten liefern können.

Auch hier liegt der Gedanke einer externen Entstehung von Basalt an Ort und Stelle nicht fern. Während sich der Silikatgehalt auf die Farbe des Gesteins auswirkt, entscheidet offenbar die Geschwindigkeit der Abkühlung darüber, ob das Gestein als vulkanisch oder plutonisch betrachtet wird (Abb. 1). Wenn man Granit extern elektrisch erzeugen kann, warum dann nicht auch Basalt? Das Ausgangsmaterial hat einen geringeren Silikatanteil als Granit und müsste nach dem Prozess schneller abkühlen (Abb. 14).

Betrachtet man die Verteilung von Basalt zwischen *Kingman* und *Las Vegas*, könnte man z.B. eine Art „Basalt-Kreis“ konstruieren, dessen Zentrum in etwa nordöstlich von *Searchlight* und südlich von *Nelson* liegt. Als möglichen Verursacher könnte man sich einen filamentierten Birkeland-Strom vorstellen. Experimente [Perratt, 1194] haben gezeigt, dass die innere Struktur eines Birkeland-Stromes anfällig ist für Instabilitäten. Das reicht bis hin zu der typisch hexagonalen Struktur, die sich auch am Nordpol des Saturn zeigt.

Diese Instabilität wird Diocotron-Instabilität genannt; Abb. 15 zeigt eine solche Instabilität (weiß) von über 100 km Durchmesser, welche die Region in einer Montage überlagert.

Abgedeckt sind hierdurch neben *Kingman* unter anderem auch die Basaltvorkommen nahe *French Mountain* bei *Las Vegas*, bei *Boulder City* und am *Lake Mead*. Auffällig ist der zentrale weißlich erscheinende Bereich, eingefasst von zumindest auf Google Maps blau dargestellten Bereichen. Überraschenderweise findet sich im Gelände tatsächlich bläulich erscheinendes Gestein, das in Schichten abgelagert zu sein scheint. In der Region im Zentrum der dargestellten Überlagerung finden (oder fanden) sich größere Vorkommen von Edelmetallen und seltenen Mineralien. Marklund-Konvektion und elektrische Transmutation kommen als mögliche externe Verursacher dieser Konzentrationen in Betracht. Einmal auf das Muster aufmerksam geworden, finden sich über den gesamten Südwesten der USA verteilt vergleichbare 'Basalt-Ringe': manche größer, manche kleiner mit typischen Edelmetall- und Mineralvorkommen im Zentralbereich.

Eine andere Basalt-Erscheinungsform sind die bereits erwähnten „cinder cones“. Ein besonders schönes Beispiel ist der *Amboy-Krater* [Glazner/Sharp, 128-133], der nie industriell genutzt wurde. Wer sich die Mühe macht, den Kegel zu erklimmen, dem bietet sich ein Blick über ein weites Basaltfeld von mehreren Quadratkilometern. Merkwürdigerweise glänzt der Basalt in einem etwa 100 Meter breiten Ring am Fuß des Kegels weitestgehend mit Abwesenheit und die weiter draußen befindlichen Basaltbereiche liegen teilweise höher als der Fuß des Kegels. Auch der Krater selbst lässt keinen rechten Lavafluss erkennen, selbst dort nicht, wo die Kraterwand durchbrochen ist. Dafür zielt den Kraterrand mindestens ein weiterer kleiner Krater, ein klassisches Zeichen elektrischer Aktivität [Otte 2008a, 486]. So soll auch nach herrschender Geologenmeinung nicht der Krater selbst die Quelle des umgebenden Basalts sein, sondern dieser soll irgendwie an den Seiten des Kegels oder flächig auf der Basaltebene ausgetreten sein. An einigen Stellen mag hier tatsächlich bei genügend Hitze Material geschmolzen und geflossen sein, aber weite Bereiche der Ebene sehen so aus, also ob die Einwirkung von oben kam, nicht von unten [Otte 2012]. Aus dem elektrischen Blickwinkel ist das Gebiet um den *Amboy-Krater* (Abb. 16) der Einwirkungsbereich einer elektrischen Entladung, die weite Teile der mit kleinen Dünen übersäten Landschaft direkt in Basalt verwandelt hat.

Westlich des Kraters finden sich weitere interessante Strukturen im Basalt, die das bereits oben erwähnte duale Schema (*Brandberg*, *Sinai*) zeigen; sie wurden jedoch bei der 'Expedition' anlässlich der *Electric Universe Conference* in Las Vegas im Januar 2012 nicht weiter untersucht.

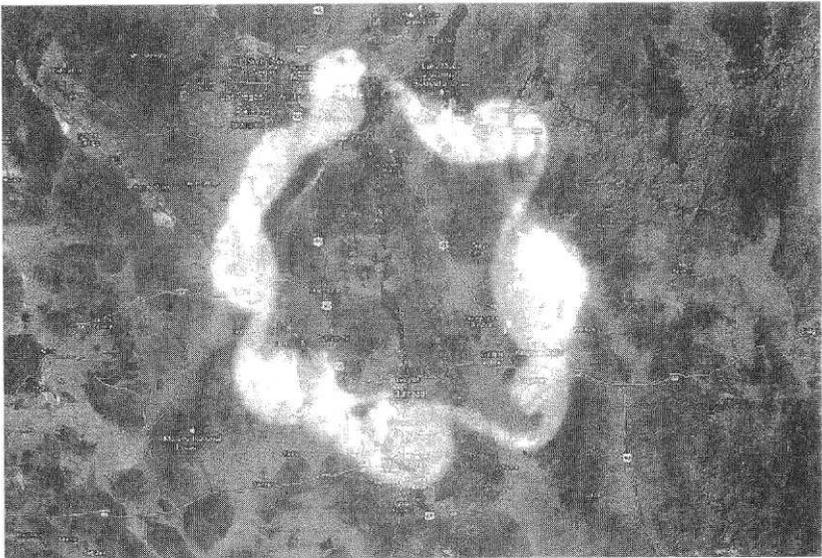
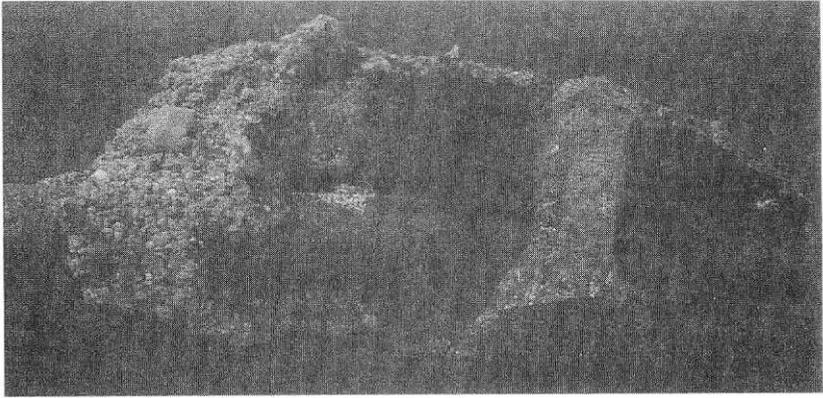


Abb. 14: Elektrisch erzeugter „Basalt“ [Steinbacher 2011, 586]

Abb. 15: Montage einer Diocrotron-Instabilität, der Region südlich von Las Vegas überlagert [Google Maps]

Sedimentbildung

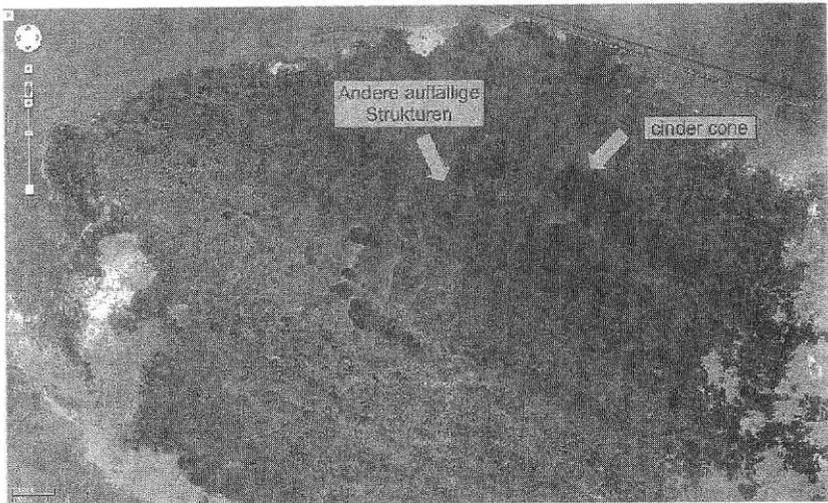
Die Täler des amerikanischen Südwestens zeigen enorme Füllungen mit Sediment, im Gebiet von *Westmoreland* sind es z.B. ca. 5,5 km [Biehler, 84-85] als Ergebnis von Gravitationsmessungen oder 5 km unter *Las Vegas* [Rodgers/McCallen]. Eine globale Sedimentkarte (Abb. 17) zeigt interessante Fakten auf:

- Ein Bereich mit starken Sedimenthöhen (10-15 km) scheint sich in einem Ring um den Nordpol zu ziehen.
- Der Golf von Mexiko, das östliche Mittelmeer, das Schwarze Meer, das Kaspische Meer und der Golf von Bengalen weisen größere Sedimenthöhen auf.
- Ein Bereich nördlich des Kaspischen Meeres ist ebenfalls von diesen Sedimentmengen betroffen.
- Die Ostküste von Nordamerika wie auch Südamerika bis nach Französisch-Guyana zeigt vergleichsweise starke Sedimenthöhen.
- Dagegen sind weite Bereiche von Kanada, Grönland und Norwegen frei von Sediment.
- Ebenso sind die Täler in den nördlichen Rocky Mountains weitgehend frei von Sediment.

Insbesondere der Sedimentkreis im Polarbereich ist rätselhaft. Könnten für das Sediment im Golf von Mexiko, im östlichen Mittelmeer, im Schwarzen Meer, dem Kaspischen Meer und dem Golf von Bengalen noch größere einmündende Flüsse verantwortlich gemacht werden, fällt diese Erklärung im Polarbereich durchaus schwerer.

Auf alternative Überlegungen zum Sedimentationsprozess wurde bereits im letztjährigen Beitrag *Stratigraphie und Chronologie* [Otte 2011] eingegangen. Mittels Experimenten konnte gezeigt werden, dass Sedimentation bei entsprechender Strömung und Materialsättigung kein langsamer vertikaler Prozess ist, der Schicht auf Schicht setzt, sondern dass dieser Prozess viele Schichten parallel in Strömungsrichtung horizontal vorantreiben kann. Damit ist das so entstandene Sediment auf seiner gesamten Höhe frisch und weich. STEINBACHER nennt das so erzeugte Sediment auch „Slurry Runoff“, eine betonartige Masse, welche sogar die typische hochgezogene Lippe an deren Ende zeigt. Als Quelle des Sediments könnte auch Kometenstaub in Frage kommen, der von Bergen und Dünen nach dem Schneezaun-Prinzip aus der Atmosphäre gefischt werden würde.

Legt man ein Szenario zu Grunde, bei dem die Kontinente großflächig mit starker Strömung überschwemmt wurden, dann könnten so Bassins in relativ kurzer Zeit bis knapp unter die Wasseroberfläche sedimentieren. Sinkt der Wasserspiegel anschließend, werden Flüsse, die ein Bassin schon vorher durchflossen haben, das frisch gebildete Sediment mit gewaltigen Fluten und



Sediment Thickness (km) at 1x1°

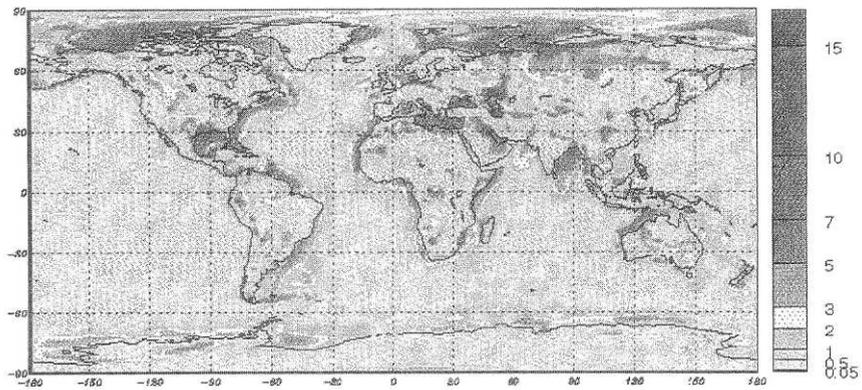


Abb. 16: Amboy-Krater [Google Maps]

Abb. 17: Weltkarte der Sedimenthöhen [Laske/Masters]

hoher Strömung durchschneiden und tiefe Canyons innerhalb kürzester Zeit erzeugen. Ein nachfolgender elektrischer Event würde das frische Restsediment zu Stein verfestigen können. Das in großen Mengen herausgewaschene Sedimentmaterial würde stromabwärts die Täler füllen.

Die Endpunkte eines solchen Sedimentationsprozesses müssten sich als Sedimentzungen im Gelände finden lassen. Kandidaten hierfür sind z.B. Strukturen östlich von *St. George* (Utah) bzw. südlich von *Hurricane*. Davon zu unterscheiden sind Mesas, die in diesem Szenario entstehen, wenn ein oder mehrere Flüsse das frische Sediment bis auf wenige Stellen abgetragen haben. Der *Virgin-River* fließt nördlich von *Hurricane* von Ost nach West und scheint eine Sedimentierung durchschnitten zu haben, die von Nord nach Süd erfolgte.

Ein vergleichbares Beispiel findet sich weiter nordöstlich. Dort durchschneidet der *Colorado* das Gelände von Ost nach West. Nördlich von *Grand Junction*, wo der *Gunnison* in den *Colorado* fließt, ragen die *Book-Klippen* (Abb. 18) unübersehbar auf. Auch hier scheint wieder die Sedimentierung von Norden oder Nord-Osten her erfolgt zu sein, denn südlich des *Colorado* finden sich Endzungen und weiter südlich Täler, die nicht oder nur wenig sedimentiert sind. Auch hier hat der *Colorado* das frische Sediment abgetragen und nach Westen transportiert. Auffällig ist, dass die südlich ausgerichteten Flächen der *Book-Klippen* aus Stein, die Nordseiten aus losem Konglomerat bestehen. Dieses immer wiederkehrende Bild setzt sich nach Norden über viele Kilometer fort. Steinzeitliche Einritzungen auf der ganzen Welt zeigen Figuren [Otte 2008a, 495], die Plasma-Phänomenen entsprechen [Perratt]. Die figürlichen Darstellungen deuten auf ein Phänomen über dem Südpol hin [Sluijs/Peratt]. Entsprechend der geographischen Breite zeigen die Einritzungen das Phänomen aus unterschiedlichen Winkeln und in unterschiedlichen Stadien seiner Entstehung. Es ist möglich, dass eine Super-Aurora über dem Südpol der Erde eine stärkere Versteinerung der Südseiten an den *Book-Klippen*, aber auch an anderen Bergen verursacht hat.

Auch den *Grand Canyon* des *Colorado* kann man unter diesen Gesichtspunkten mit neuen Augen betrachten. Schon früher [Otte 2008a, 490] wurde gemutmaßt, dass der Canyon das Ergebnis überwiegend elektrischer Aktivität ist. Unter Berücksichtigung der Überlegungen STEINBACHERS wäre der elektrische Anteil dahingehend zu reduzieren, dass der elektrische Event nur noch die Formation fixiert hat, während der Canyon selbst durch den oben beschriebenen nassen Prozess entstanden ist. Der *Colorado* floss schon früher durch sein Bett. Unterhalb des *Kaibab-Plateaus* und auch südlich des *Colorado* würde man Dünen vermuten. Ein verbindender Gebirgszug hat nie existiert, hat doch der *Colorado* seine Entstehung durch Wegschwimmen des Materials immer verhindert. Diese Dünen wurden bei einem angenommenen

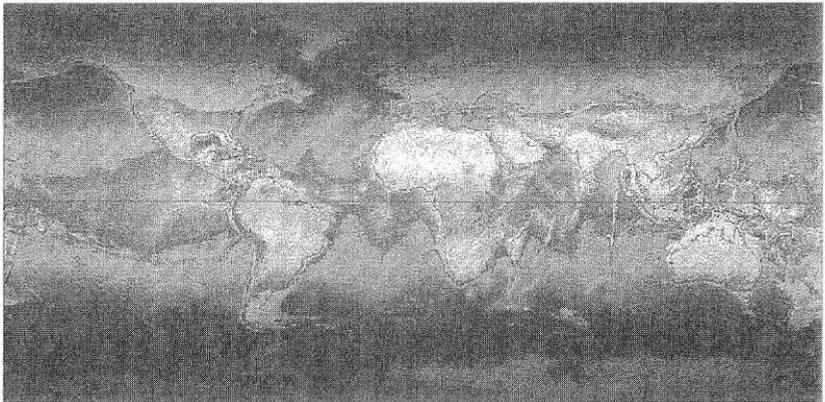
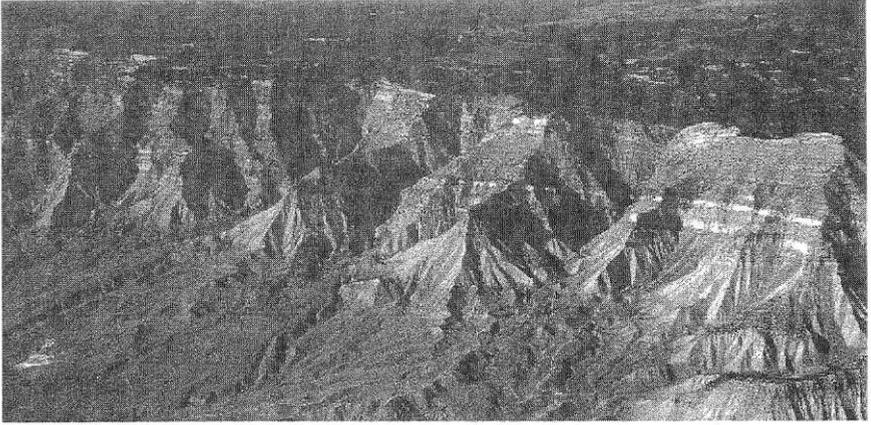


Abb. 18: Book-Klippen [Photo M. Steinbacher]

Abb. 19: Simulation des globalen Wasserspiegels ohne Erdrotation [Fracek]

großen Überflutungsevent ('Slosh') vollständig übersedimentiert. Mit sinkendem Wasserspiegel kam dann der *Colorado* wieder zu seinem Recht und erzeugte den riesigen Canyon, womöglich innerhalb weniger Wochen oder Monate.

'Sloshing'

Ein gigantisches Überflutungsereignis wie oben postuliert wäre im traditionellen geologischen Modell kaum denkbar. In einem langsamen Prozess müssten Kontinente absinken und Millionen Jahre später wieder auftauchen. Stattdessen wäre hier davon auszugehen, dass der Atlantik von Ost nach West über das nordamerikanische Festland geschwappt ist, während an der amerikanischen Westküste das Wasser des Pazifiks in Richtung Westen verschwand. Was könnte ein derartiges Geschehen verursachen?

Aus elektrischer Sicht könnte man die Erde als einen homopolaren Motor [Wikipedia] betrachten (also genau das Gegenteil eines Geodynamos), der im elektrischen System der Sonne mit Energie versorgt wird. Starke Störungen des Stromflusses hätten kurzzeitig dramatische Auswirkungen auf die Rotationsgeschwindigkeit der Erde. Wenn sich dieser Stromfluss sogar umpolen sollte, z.B. im Rahmen eines größeren elektrischen Events innerhalb des Sonnensystems, dann würde sich die Rotationsgeschwindigkeit der Erde auf Null abbremsen und ins Negative wechseln. Die Erde würde also in umgedrehter Richtung rotieren. Das Wasser der Ozeane würde in einem solchen Fall (einmal angenommen, die Rotation der Erde erfolgte vor einem solchen Event im Uhrzeigersinn = Sonnenaufgang im Westen) zunächst in Ost-West-Richtung über die Kontinente schwappen, um dann in Richtung der Pole zu laufen, da die Rotation der Erde normalerweise einen Fliehkraft-Wasserberg von mehreren Kilometer Höhe am Äquator erzeugt. Der Prozess würde sich mit ansteigender Rotationsgeschwindigkeit wieder umkehren, d.h. das Wasser würde von den Polen zurück laufen Richtung Äquator, gleichgültig, in welcher Richtung die Erde dabei rotiert.

Einen kleinen Eindruck hiervon liefert eine von Witold FRACEK durchgeführte Simulation [Fracek], welche die Ozeane als Konsequenz in ein Nord- und ein Südmeer teilt (Abb. 19). Europa, Nordasien, Kanada und die Nordstaaten der USA sind nahezu komplett unter Wasser, während auf der Südhalbkugel wegen des größeren Antarktischen Bassins die Überflutungen nicht so extrem sind. Die Simulation setzt allerdings einen Zeitraum von 20–30 Jahren für die Abbremsung an und ist daher quasi als statisch zu betrachten. Auch wurde eine mögliche Verformung der Erde durch die geänderten Kräfte nicht berücksichtigt (Rückkehr zu einer idealeren Kugelform). Würde die Bremsung in wesentlich kürzerer Zeit ablaufen (nur Stunden oder sogar

Minuten), würde der Vorgang um Größenordnungen stärkere Schäden anrichten. Man erinnere sich an die in *Erde im Aufruhr* erwähnten Berge tierischer und pflanzlicher Überreste am Polarkreis. Man bedenke den hier bereits erwähnten Sedimentring um den Nordpol, sowie die Richtung Süden bzw. Südwesten laufenden Sedimentzungen auf dem nordamerikanischen Kontinent. Als zusätzliche unterstützende Beobachtung könnte man noch die tiefen Unterwassercanyons an der amerikanischen Westküste anfügen, die entstanden sein könnten, als das Wasser des Pazifik sich nach Westen bewegte und das vom Kontinent fließende Wasser die Möglichkeit hatte, das frische ehemalige Unterwassersediment tief einzuschneiden. Auch in China sind deutliche Anzeichen für 'Sloshing' zu finden.

Chronologische Überlegungen

Eine Geologie im Elektrischen Universum bietet vielerlei neue Möglichkeiten, Gestein direkt an der Oberfläche in beliebiger Form zu erzeugen. Traditionell absurd erscheinende Szenarien können in diesem Modell plausibler gestaltet werden. Aber: Die neuen Möglichkeiten rücken die Geschehnisse, welche die Oberfläche der Erde formten, zeitlich näher an uns heran.

Sind Datierungen mittels sogenannter naturwissenschaftlicher Datierungsmethoden ein Gegenargument zu diesen Überlegungen? Neben grundsätzlich methodischen Problemen dieser Verfahren werden die 'Uhren' naturwissenschaftlicher Datierungsmethoden durch elektrische Effekte zuverlässig durcheinandergebracht. Elektrische Transmutationen widersprechen wesentlichen Grundannahmen dieser Methoden. Bewegt man sich im elektrischen Universum, muss man Abstand von den Ergebnissen dieser Methoden halten.

Wann könnten also elektrische Effekte Gesteine erzeugt haben? Wann könnte ein solches Sloshing-Szenario letztmalig stattgefunden haben? Waren solche Vorgänge überhaupt für Menschen zu überleben? Nimmt man die Legenden vieler Völker ernst, dann muss so etwas zu Zeiten der Menschen passiert sein und es muss einige wenige Überlebende gegeben haben, die aus einigen tiefen Höhlen an die Oberfläche zurückkehrten. VELIKOVSKY [2008a, 131] erwähnt mit Bezug auf Herodot vier Umkehrungen des Sonnenaufgangs-ortes sowie Fluten aus dem Norden [ebd. 97, 209], vom Himmel fallende Steine [ebd. 77, 165], geleerte Ozeane [ebd. 94], Erdbeben [ebd. 89], elektrische Entladungen [ebd. 111], verlängerte Tage [ebd. 71] und Nächte [ebd. 85], starke Winde [ebd. 94] und vieles mehr, was zu diesem Szenario passen würde. Velikovskys Datierung liegt bei etwa -1450, mit letzten Auswirkungen um -687. Er verbindet diese Geschehnisse mit den Exodus- und Josua-Erzählungen des *Alten Testaments* bis hin zu den Prophezeiungen Jesaias. Diesen fügt er viele ähnliche Legenden aus der ganzen Welt hinzu.

In der kurzen Chronologie wäre diese Spanne auf den Zeitraum -630 bis etwa -550 komprimiert [Heinsohn 1991, 50]. Gunnar HEINSOHN [1990, 18] sieht, basierend auf Claude SCHAEFFER, fünf Zerstörungsschichten im vorderen Orient, die letzte etwa bei -630, die erste vermutlich bei etwa -1100. Bezogen auf den Flutcharakter sind diese gefundenen Katastrophen-Schichten jedoch zu schwach ausgeprägt für das von VELIKOVSKY beschriebene Szenario. Erst detailliertere Simulationen analog zu den Arbeiten von FRACEK können zeigen, ob etwa in einer Sloshing-Situation die Alpen und deren Ausläufer Richtung Osten als ausreichende Abschirmung zur Verhinderung größter Zerstörungen für Ägypten und Mesopotamien gedient haben könnten. Nur ein solches Ergebnis würde es überhaupt auch nur ansatzweise erlauben, Sloshing-Katastrophen in das erste vorchristliche Jahrtausend zu setzen. Dann müssten aber auch nördlich der Alpen deutliche Spuren zu finden sein. Ein weiter Bereich für zukünftige Untersuchungen.

Der Olympia-Tsunami [Anwander/Illig, 725 ff.] würde theoretisch in das Schema passen. Es wäre immerhin denkbar, dass ein Sloshing-Event in der kurzen Chronologie um ca. -1500 stattgefunden hat und damit allen heute bekannten zivilisatorischen Entwicklungen vorangeht. Ein nachfolgender elektrischer Event könnte aus den Ablagerungen Gestein erzeugt und dabei viele Spuren verwischt haben. Die Verknüpfung mit den Exodus-Katastrophen wäre dann als ein Transfer der alten Erlebnisse/Legenden auf aktuelles, weniger katastrophales Geschehen zu betrachten. Das, was heute bei Ausgrabungen als gewachsener, archäologisch steriler Boden betrachtet wird, könnte also nach diesen Überlegungen das Ergebnis eines Sloshing-Events sein. Darunter könnten sich durchaus noch Spuren von Menschen finden. Das würde einen Ansatz bieten, einige der zahlreichen irregulären Funde [Ercivan, 247-274] zu erklären, die aus heutiger Sicht aus Zeithorizonten stammen, in denen es noch keine Menschen gegeben hat. Hierzu zählen z.B. Funde von menschlichen Überresten mit neuzeitlicher Physiognomie und Werkzeugen [Brandt], teilweise vergesellschaftet mit Resten lange ausgestorbener Tierarten unter Schichten, die nach Regeln gegenwärtiger geologischer Kunst mehrere Millionen Jahre alt sein sollen. Es ist mehr als deutlich, dass die Geologie ein großes Problem mit ihren Datierungen hat. Wesentliche Prozesse sind nicht verstanden und führen zu Fehldeutungen. 1862 erschien z.B. in der Zeitschrift *The Geologist* die folgende kurze Meldung [Cremo, 454; Übers. AO]:

„Im Macoupin County, Illionis wurden vor Kurzem die Knochen eines Mannes auf einem Kohlebett bedeckt von 60 cm Schiefer (Slate) 30 Meter unter der Erdoberfläche entdeckt [...] Als die Knochen gefunden wurden, waren sie mit einer Kruste aus einem harten, glänzenden Material umgeben, so schwarz wie die Kohle selbst, aber als die Kruste entfernt wurde, kamen darunter die weißen natürlichen Knochen zum Vorschein.“

Hier lagen also menschliche Knochen unter einer Schicht geringgradig metamorphen Gesteins und über einer Kohleschicht. Wie kamen sie dorthin? Durch welchen Prozess? Und wann? Das führt unmittelbar zu der Frage, welche alternativen Entstehungsmöglichkeiten es für Kohle und Öl im elektrischen Universum gibt. Dieses soll Thema eines zukünftigen Beitrags sein.

Literatur

- Anwander, Gerhard / Illig, Heribert (2011): Jahrtausend-Katastrophen. Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa; *Zeiten sprünge* 23 (3) 722-734
- Arvidson, Rolf S. / Mackenzie, Fred T. (1999): The Dolomite Problem: Control of Precipitation Kinetics by Temperature and Saturation State; *American Journal of Science*, Vol. 299, 257-288
- Biehler, Shawn (1964): *Geophysical study of the Salton Trough of Southern California*. Dissertation (Ph.D.), California Institute of Technology, Los Angeles; http://thesis.library.caltech.edu/4077/1/Biehler_s_1964.pdf
- Brandt, Michael (2011): *Vergessene Archäologie. Steinwerkzeuge fast so alt wie Dinosaurier*, Holzgerlingen
- Carey, Jennifer H. (2009): *What's so great about Granite?* Missoula
- Cremonese, Michael A. / Thompson, Richard L. (1993): *Forbidden Archeology*, Badger
- Cressman, Earle R. / Peterson, Warren L. (2001): *Ordovician System*; <http://pubs.usgs.gov/pp/p1151h/ordo.html>
- Deelman, J. C. (1999): Low-temperature nucleation of magnesite and dolomite; *Neues Jahrbuch für Mineralogie*, 289-302
- Dennis, Bob (2006): An integrated Petroleum Evaluation of Northeastern Nevada; http://westerncordillera.com/sevy_dolomite.htm
- Dobrzhinetskaya, Larissa (2011): *Ultrahigh Pressure Metamorphism: 25 Years After the Discovery of Coesite and Diamond*; Burlington
- Ercivan, Erdogan (2009): *Missing Link der Archäologie. Verheimlichte Funde, gefälschte Museumsexponate und als Betrüger entlarvte Archäologen*, Rottenburg
- Flynn, G. J. (2008): *Carbonate in Comets: A comparison of Comets 1P/Halley, 9P/Tempel 1, and 81P/Wild 2*; http://ntrs.nasa.gov/archive/nasa/casi.ntrs.nasa.gov/20080012481_2008010014.pdf
- Fracek, Withold (2010): *If the Earth Stood still. Modeling the absence of centrifugal force*; <http://www.esri.com/news/arcuser/0610/nospin.html>
- Glazner, Allen F. / Sharp, Robert P. (1993): *Geology Underfoot in Southern California*; Missoula
- Grotzinger, John / Jordan, Thomas H. (2008): *Allgemeine Geologie*, Berlin · Heidelberg
- Heinsohn, Gunnar (1990): Flutzerstörungen in den Stratigraphien Mesopotamiens und Ägyptens. Ihre Datierungen in der evidenzgebundenen Chronologie; *Zeiten sprünge* 2 (2/3) 6-21
- (1991): Stratigraphische Chronologie Israels; *Zeiten sprünge* 3 (5) 37-52
- Laske, Gabi / Masters, Guy (1997): *A Global Digital Map of Sediment Thickness*; <http://igppweb.ucsd.edu/~gabi/sediment.html>

- Liebermann, Otto (1967): Synthesis of Dolomite; *Nature*, 21. 01., 241-245
- Kervran, C. Louis (1972): *Biological Transmutation*; Bristol
- Marklund, Göran T. (1979): Plasma convection in force-free magnetic fields as a mechanism for chemical separation in cosmical plasma; *Nature*, 01. 02., 370-371
- McKee, Edwin D. (2004): *A Study of global Sand Seas*; Honolulu
- Otte, Andreas (2008a): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil I; *Zeitensprünge* 20 (2) 478-497
- (2008b): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil II; *Zeitensprünge* 20 (3) 757-777
- (2011): Stratigraphie und Chronologie. Prinzipien der natürlichen Stratigraphie, kritisch hinterfragt; *Zeitensprünge* 23 (3) 729-735
- (2012): Michael Steinbacher's „Electric Universe Geology“; http://www.eu-geology.com/?page_id=12 (DVD)
- Peratt, Anthony L. (2003): Characteristics for the Occurrence of a High-Current, Z-Pinch Aurora as Recorded in Antiquity; *IEEE Transactions on Plasma Science* 31 (6) 1192-1214
- Preiser, Rachel (1996): *The Dolomite Problem*; <http://discovermagazine.com/1996/feb/thedolomiteprobl700>
- Rodgers, A. J. / McCallen, D. (2002): Las Vegas Basin Seismic Response Project: Overview and Site Response; *American Geophysical Union*, Fall Meeting Abstracts, 10
- Sluijs / Peratt (2010): Searching for Rock Art evidence for an Ancient Super Aurora; *Expedition* 52 (2) 33-42
- Steinbacher, Michael (2011): A new Approach to Mountain Formation; *Proceedings of the Natural Philosophy Alliance. 18th Annual Conference of the NPA*, 6 – 9 July 2011 at the University of Maryland, College Park, USA; Mt. Airy, 584-590
- Tao, Jai / Shih, Albert J. / Ni, Jun (2008): Experimental Study of the Dry and Near-Dry Electrical Discharge Milling Processes; *Journal of Manufacturing Science and Engineering*, Vol. 130, February, 011002-1 - 011002-9
- Velikovskiy, Immanuel (2008a): *Welten im Zusammenstoß*, Wöllsdorf (Deutsche Neuausgabe)
- (2008b): *Erde im Aufruhr*, Wöllsdorf (Deutsche Neuausgabe)
- Vinx, Roland (2011): *Gesteinsbestimmung im Gelände*, Berlin · Heidelberg
- Wikipedia (2011): *Geologie des Death Valley*; http://de.wikipedia.org/wiki/Geologie_des_Death_Valley
- (2012): *Homopolar motor*; http://en.wikipedia.org/wiki/Homopolar_motor
- Wright, Dave (2008): *Sedimentary dolomite - a reality check on the Dolomite Problem*; http://www.scitopics.com/Sedimentary_dolomite_a_reality_check_on_the-Dolomite_Problem.html

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
 andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Zeitensprünge querbeet

von Heribert Illig

4.000.000.000 n. Chr.

„Das Schicksal unserer Heimatgalaxie ist besiegelt: Die Milchstraße wird mit der benachbarten Andromeda-Galaxie zusammenstoßen, das zeigen neue Messungen des Weltraumteleskops »Hubble«. Unser Sonnensystem wird dabei an einen neuen Platz katapultiert – in vier Milliarden Jahren ist es soweit.“ [hubble]

Da lohnt es gar nicht mehr, das Geschirr abzuspülen.

hubble = <http://www.spiegel.de/wissenschaft/weltall/milchstrasse-wird-laut-hubble-mit-andromeda-galaxie-kollidieren-a-836399.html> 01. 06.

*

21. 12. 2012

Auch der *Weltuntergang* ist nicht mehr das, was er einmal war. Zu früh gestartet, bekam er einen massiven Durchhänger. Mittlerweile interessiert sich kein Mensch mehr dafür, dass die Erde, wenn nicht die ganze Welt am 21. 12. 2012 untergeht. Demnach wäre dies das letzte Heft der *Zeitensprünge*, die damit kurz vor Vollendung des 24. Jahrgangs auf die Bretter gingen.

Aber vielleicht ist auch die Erkenntnis durchgedrungen, dass bei einem revolvierenden Kalender immer wieder gleiche Daten auftauchen müssen. Bei uns folgt jedem 31. 12. ein 01. 01. und das meist ganz ohne Weltuntergang; die Jahreszahl sorgt für die eindeutige Zuordnung.

Die *Mayas* liebten die 20 als Summe von Fingern und Zehen, weshalb sie auch mit einer Jahreslänge von $20 \times 13 = 360$ Tagen rechneten. Noch zweimal mit 20 multipliziert, ergeben sich der 7.200- und der 144.000-Tage-Zyklus (etwa 394 Jahre), den sie ein Baktun nannten [wiki ↔ Lange Zählung].

Das 13. Baktun der Maya-Zählung geht am 21. 12. zu Ende; nach 5.125 Jahren beginnt am 22. 12. das 14. Baktun. Immerhin ist dieser Tag in der langen Zählung identisch mit dem Beginn der Kalenderzählung oder auch dem Schöpfungstag. Andererseits haben die Mayas auch noch mit dem 160.000-fachen eines Baktuns gerechnet, was uns noch eine durchaus lange Zeit bescheren würde. Außerdem: Wer selbst sehendes Auges untergegangen ist, soll anderen nicht vorschreiben, wann sie unterzugehen haben.

Schüle, Christian (2012): Mythos Weltuntergang Die Wahrheit über den Maya-Kalender; *SPIEGEL-ONLINE*, 12. 02.

<http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/mythos-weltuntergang-die-wahrheit-ueber-den-maya-kalender-a-811389.html>

*

Juli 2012

Die Kernphysiker machen es spannend. Erneut wird gefeiert, dass das **Higgs-Boson** fast gefunden ist. Die Forscher des Cern haben es in zwei unabhängigen Experimenten gemessen. „In beiden Fällen liege die Wahrscheinlichkeit für einen Zufall bei weniger als 0,0001 Prozent. Damit ist die Schwelle erreicht, von der an Experimentalphysiker üblicherweise von einer Entdeckung sprechen“ [Illinger]. 1964 hat Peter Higgs diesen Teilchen vorge schlagen.

„Dieses soll der Theorie zufolge eine Art Äther im gesamten Universum erzeugen, der allen bekannten Materie-Bausteinen wie dem Elektron und den Atomkernen ihre Massen verleiht“ [ebd.].

Es könnte freilich auch ein ganz anderes Teilchen sein. Das spricht ein anderer Kommentator an:

„Hinzu kommt, dass eine Frage bisher unbeantwortet ist: Handelt es sich bei dem Fund tatsächlich um das Higgs-Teilchen? Um sie zu beantworten, müssen noch weitere Messungen und Analysen durchgeführt werden, die nur mit sehr viel Glück Monate, sehr viel wahrscheinlicher aber Jahre dauern werden. Rätselhaft ist etwa, wieso noch kein Überschuss an sogenannten W-Bosonen aus den Teilchenkollisionen in dem unterirdischen Kreisbeschleuniger hervorging. Ohne ihn werden Zweifel bestehen bleiben, ob man es nicht mit etwas ganz anderem als dem Higgs zu tun hat“ [Gast].

Nur vierzehn Tage später setzte sogar Cern-Generaldirektor Rolf-Dieter Heuer auf der europäischen Wissenschaftskonferenz in Dublin ein großes Fragezeichen hinter den Teilchenfund [teilchen].

Lieber Faust: „Du musst es dreimal sagen“, bevor es gilt, hat Dir Mephisto beigebracht. Physiker werden aber jedes Mal bejubelt und bekommen stets Geld für ihre Forschungen.

Gast, Robert (2012): Der Higgs-Hype vertuscht die Wahrheit. Lange lechzte die Öffentlichkeit nach der Entdeckung des vermeintlichen Gottesteilchens. Nun ist die Sensation da. Doch gefunden ist das Higgs nicht; *Zeit Online Wissen*, 04. 07.

Illinger, Patrick (2012): Partikelfieber. Cern-Physiker finden neues Elementarteilchen – ist es das lange gesuchte Higgs-Boson? *SZ*, 04. 07.

teilchen (2012): Higgs-Boson: Wurde die Entdeckung des "Gottesteilchens" vor schnell bekannt gegeben? 16. 07.

<http://www.pcgames.de/Wissenschaft-Thema-237118/GNews/Higgs-Boson-Entdeckung-Gottesteilchen-vorschnell-bekannt-993770/>

*

Juli 2012

Japan erwacht aus einer Narkose und bemerkt, dass jedes Land seinen eigenen **Protsch** (von Zieten) braucht:

„172 Studien muss der japanische Anästhesist *Yoshitaka Fuji*, der zuletzt an der Toho-Universität in Tokio tätig war, voraussichtlich zurückziehen. Ein Komitee hatte in den vergangenen Monaten die Forschungsarbeiten des Mediziners überprüft, nachdem Unregelmäßigkeiten aufgefallen waren. Bei der Analyse der Veröffentlichungen Fujis entdeckten die Prüfer Fälschungen in wohl beispiellosem Ausmaß: 172 der 212 untersuchten Veröffentlichungen des Anästhesisten waren demnach gefälscht. 126 Studien hatte Fuji sogar komplett erfunden, wie das Magazin *Science* berichtet. 19 Jahre lang habe Fuji gearbeitet, »als ob er einen Roman über seine Forschung geschrieben hätte«, so das Komitee“ [siehe; Hvhg. HJ].

Da freut man sich, dass wenigstens für die nächsten beiden Meldungen der Slogan gilt: Fakten, Fakten, Fakten.

siehe (2012): 172 Studien; SZ, 04. 07.

*

06. 06. 2012

An diesem Tag konnte in Mitteleuropa ohne Fernglas, mit geschütztem Auge der zehnte **Venus-Transit** seit 1500 beobachtet werden: das Passieren des schwarzen Planetenpünktchens vor der Sonnenscheibe. Das war die letzte Gelegenheit für uns Lebende, denen am 8. 6. 2004 schon einmal dieses astronomische Spektakel geboten worden ist. Der erste Venus-Transit wurde 1639 beobachtet. Die Transite von 1761 und 1769 waren von großer Bedeutung, weil mit der Zeitmessung des Durchgangs die Entfernung Erde – Sonne als die *Astronomische Einheit* erstmals gut bestimmt werden konnte.

Merkur-Transite finden in jedem Jahrhundert 10 bis 13 Male statt, sind aber mit dem bloßen Auge nicht beobachtbar. Deshalb hatte erst Gassendi 1631 Erfolg. Da muss es denn doch sehr verwundern, wenn die *Reichsannalen* für 806 einen Merkurtransit berichten. Natürlich habe Karl das Ereignis mit einem Sonnenfleck verwechselt, wiegeln die Mediävisten ab. Doch das ändert nichts daran, dass der Schreiber von dem Geschehnis bereits eine Vorstellung hatte. Nachdem die damaligen Himmelsbeobachter bei ihren Positionsangaben eine Präzision erreichten, wie sie erst wieder Ende des 12. Jh. möglich war [Illig, 91-96], verweist auch der Merkur-Transit die *Reichsannalen* in dieses Jahrhundert.

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
wiki → Merkurtransit; → Venustransit

*

23. 05. 2012

Prof. *Johannes Fried* feierte 70. Geburtstag am 23. 05. Dafür kann aus einer Laudatio von Gustav Seibt zitiert werden:

„Er hat die Quellenkritik von den engen Fesseln der Philologie befreit und auf eine neue Grundlage gestellt, nämlich zu einer umfassenden Kritik der Erinnerung gemacht. [...] Man kann sich viel einbilden, das letzte Wort hat der Sachbeweis. Aber, was tun in Zeiten, in denen solche Gegenprüfungen fast nie möglich sind, etwa dem frühen und hohen Mittelalter? Hier behalf sich die frühere Quellenkritik damit, dass sie Annalen und Chroniken wie Urkunden oder Dichterhandschriften miteinander verglich [...] Man verglich Versionen und setzte »Tatsachen« voraus. Aber das ist viel zu optimistisch. Johannes Fried hat radikaler als seine Vorläufer erwogen, dass Zentralfiguren und -ereignisse des Mittelalters sogar reine Erfindungen sein könnten. Hat Benedikt von Nursia, der Vater des christlichen Mönchtums, gelebt? [...] Und da wird dann alles fraglich, was das Faktische betrifft, weniger schon die Wirkungen des angenommenen Faktischen“.

Da darf der Herausgeber ein bisschen stolz sein, den Karlsverteidiger Fried zu seinem Memorik-Buch *Der Schleier der Erinnerung* getrieben und ihm sogar den fiktiven Benedikt geliefert zu haben [Illig 1994; Fried 2004, 344-356]. Würde er wirklich immer die Fakten prüfen, hätte er seinen Ideengeber genannt und sich auch bei Karl angeschlossen.

Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München

Illig, Heribert (1994): Doppelter Gregor – fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39

Seibt, Gustav (2012): Die Saat des Zweifels. Sehr anregend: Zum 70. Geburtstag des Historikers Johannes Fried; *SZ*, 23. 05.

*

Mai 2012

Der umtriebige Ägyptologe mit seinem selbstgewählten Däniken-Outfit, *Zahi Hawass*, hat als Staatsminister für Altertümer in einem Jahr vier Nachfolger. Der aktuelle heißt Mohammed Ibrahim. Auch er legte wieder einmal – Spötter sprechen vom siebten Mal – den Grundstein für das neue *Große Ägyptische Museum* bei den Gizeh-Pyramiden [Gehlen].

Gehlen, Martin (2012): Ägyptens neue Antike; *Der Tagesspiegel*, 03. 05.

<http://www.tagesspiegel.de/wissen/aegyptens-neue-antike/6582518.html>

*

Saint-Dié, bald nach 1507 n. Chr.

Bibliotheken sind unerschöpflich. Da kann die Münchner Universitätsbibliothek melden, dass sie ein weiteres Exemplar jener *Globussegmentkarte* aufgespürt hat, die von *Martin Waldseemüller* 1507 in Saint-Dié gedruckt worden ist [Abb. Illig/Mikolasch, 229]. Sie war so gut in einem Bucheinband des 19. Jh. zwischen zwei Geometrie-Schriften verwahrt, dass niemand sie bemerkt hat. Es handelt sich bei ihr um eine Ergänzung zu der riesigen Karte, die der Kartograph in einer raffinierten Herz-Projektion von der gesamten Welt entworfen hatte und deren einziges erhaltenes Exemplar sich die USA als Taufurkunde Amerikas gesichert hat [Illig, 250 f.]. Denn auf ihr steht, genauso wie auf dem kleinen Globus, der sich aus den Segmenten der kleinen Karte zusammenfügen lässt, die Bezeichnung „America“; Grund genug, sie in der *Library of Congress*, Washington, auszustellen.

Von der Globussegmentkarte waren bislang nur vier Exemplare bekannt: eines gleich schräg gegenüber in der *Staatsbibliothek München*, doch das zweite Münchner Exemplar scheint ein paar Jahre später gedruckt worden zu sein. Die anderen liegen in der *Historischen Bibliothek* in Offenburg, in der *Universitätsbibliothek* von Minnesota und in einem unbekanntem Safe, denn 2005 ging ein Exemplar für 1 Mio. \$ an einen anonymen Käufer [Schloemann]. Für diesen Betrag kann man sogar mehr als ein altes Buch aufklappen.

bef/gx/dpa (2012): Spektakulärer Fund in der Münchner Uni-Bibliothek; *Focus Online*, 03. 07.

Illig, Heribert (2011): Waldseemüller, Karten und Amerika. Eine Rezension [Toby Lester]; *Zeitensprünge* 23 (1) 249-254

Illig, Heribert / Mikolasch, Peter (2008): Von der unergründlichen Wahrheit. Amerika und Amerigo Vespucci; *Zeitensprünge* 20 (1) 218-236

Schloemann, Johan (2012): Waldseemüllers Welt; *SZ*, 04. 07.

*

Die Vulkan-Katastrophe von 1258 n. Chr.

Klima- und Baumringkatastrophe

„Schwefelnebel über Europa, Hungersnöte, gewalttätige Sekten: Im Jahr 1258 stürzte ein Vulkanausbruch die Welt in eine Katastrophe. Es war die größte Eruption der vergangenen 10.000 Jahre - doch Forscher wissen noch immer nicht, wo sich der gigantische Feuerberg befindet. Jetzt gibt es neue Indizien.“

Da ist ein Vulkan als Übeltäter aktenkundig, aber der Urheber wird seit bislang 32 Jahren vergeblich gesucht. Die Chroniken berichten

„von außergewöhnlich frostigen Wintern und kühlen, regnerischen Sommern in den Folgejahren; Missernten, Hungersnöte und Seuchen waren die Folge. Die Eruption soll einer neuen Studie zufolge sogar der Auftakt

der Kleinen Eiszeit gewesen sein, die vom Ende des 13. bis ins 19. Jahrhundert in vielen Regionen herrschte. Mehrere Vulkaneruptionen Ende des 13. Jahrhunderts hatten offenbar die Abkühlung verstärkt.“

Das Grönland- wie das Antarktis-Eis enthalten für 1258 außergewöhnlich schwefelhaltigen Schnee. „So viel Schwefel hatte in den vergangenen 10.000 Jahren kein Vulkan in die Luft geschleudert, staunten die Experten.“

„Die Schwefelmenge von 1258 war ungefähr achtmal größer als beim Ausbruch des indonesischen Vulkans Krakatau 1883, der das Klima auf Jahre hinaus abkühlte. Die Schwefeltröpfchen verteilten sich 1883 in der oberen Atmosphäre, sie legten sich jahrelang als Schleier um die Erde – und blockierten das Sonnenlicht. Der Ausbruch 1258 übertraf sogar bei weitem jenen des Tambora in Indonesien 1815, der in Europa das »Jahr ohne Sommer« verursachte.“

Aber kein Zeuge hat sich dafür zu Wort gemeldet. Für schlechtes Wetter – ja, aber Vulkanausbruch – nein. Das kann für die Eisbohrkernspezialisten nur bedeuten, dass dieser Ausbruch mindestens 2.000 km von Europa entfernt stattgefunden hat. Schlimmer noch: Auch die Standardkurven für Europa geben keinen Hinweis auf massive Wettereinbrüche.

„Jetzt aber haben Experten um Michael Mann von der Pennsylvania State University in den USA ermittelt, dass gerade die Unauffälligkeit der Bäume ein Indiz für die besondere Heftigkeit des Ausbruchs im Jahre 1258 war: Bei extremer Abkühlung würden Bäume mitunter gar nicht mehr wachsen – und somit keine Aufzeichnungen des Wettergeschehens liefern, berichten die Forscher in *Nature Geoscience*. Die Jahre nach 1258 seien in den Wachstumsringen der Bäume also gar nicht verzeichnet.

Doch selbst Jahre nach der Katastrophe, als die Aufzeichnungen der Bäume wieder einsetzten, zeigten die Jahresringe eine Verschlechterung des Klimas. Rechne man die Kühlung zurück auf die Zeit unmittelbar nach 1258, ergäbe sich ein weltweiter Temperatursturz um zweieinhalb Grad, haben Michael Mann und seine Kollegen berechnet – es lässt sich also von einer Klimakatastrophe um 1260 herum sprechen.“

Das betrifft die Standardkurven der Dendrochronologen. Wenn sich Klima- veränderungen in jahrelangem Null-Wachstum äußern, was sind dann noch die aus den Baumringen gewonnenen Jahreszählungen wert? Nicht viel. Denn wenn immer wieder einmal ein paar Jahre fehlen, weil irgendwo in der Exotik – in Mexiko, Ecuador oder Äthiopien – ein Vulkan Schwefelwolken in die Atmosphäre gejagt hat, dann ist es einmal mehr mit dem Absolutdatieren vorbei. Und wenn allein für 1258 acht Vulkane als Kandidaten für den Ausbruch bereitstehen, dann wären solche Unterbrechungen auch noch öfters möglich gewesen.

Es geht aber noch schlimmer. Vielleicht passen Eisbohrkerne und Baumringe deshalb nicht zusammen, weil sie keine kompatiblen Daten liefern können. Da müssten die Wissenschaftler gleich im schmelzenden Eis bleiben...

Apropos: **Michael Mann** ist der Mann mit der Hockeyschlägerkurve; auf ihr lagen die Klimadaten so, dass sie den Treibhauseffekt bestätigten [Wollny].

Bojanowski, Axel (2012): Mysteriöse Katastrophe vor 750 Jahren. Der unfassbare Vulkan; *Der Spiegel*, 14. 03.

<http://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/forscher-suchen-vulkan-der-1258-eine-klimakatastrophe-ausloeste-a-821162.html>

Mann, Michael E. / Fuentes, José D. / Rutherford, Scott (2012): Underestimation of volcanic cooling in tree-ring-based reconstructions of hemispheric temperatures; *Nature Geoscience*, Vol. 5, 202-205

Wollny, Volker (2009): Klimawandel oder Klimaschwindel?

<http://suite101.de/article/klimawandel-oder-klimaschwindel-a58535>

Das Vulkanrätsel ist ein Fund von R. Schumacher, Mainz

*

Rom, 855 n. Chr.

In evangelischem Auftrag wurde ein weiterer Film über die sog. **Päpstin Johanna** gedreht. Die Journalistin und Nachrichtensprecherin Petra Gerster führte fast Domina-artig durch die Sendung und betonte den feministisch-emanzipatorischen Aspekt der Erzählung, die – von der Legende herkommend – eine halbe Stunde lang als reale Geschichte behandelt wurde, um erst zuletzt wieder Legendencharakter anzunehmen. Als einziger Vertreter rationaler Geschichte durfte mit Hubert Wolf ein Münsteraner Professor klarstellen, dass die Päpstin nicht real ist – auch wenn sie von 855 bis 857 das Amt innegehabt haben soll: Denn wer konnte im damaligen Durcheinander die Linie der Päpste klar bestimmen? Evangelische Theologinnen wie Elisabeth Gräß-Schmidt oder Claudia Garnier beschäftigten sich eher mit den imaginären Seiten. Zum Schluss lautete die Frage, ziemlich im Originalton: „Warum ist eine Persönlichkeit, nur weil sie ahistorisch ist, wertlos?“ Der im gleichen Jahrhundert gelebt haben sollende Karl d. Gr. wird das zu schätzen wissen. Leider kam die katholische Theologin Elisabeth Gössmann nicht zu Wort, die als Autorin eines Buches über die Päpstin prädestiniert gewesen wäre.

Döllinger, Ignaz von (1863): *Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte*; München, 1-45

Gössmann, Elisabeth (1994): *Mulier Papa. Der Skandal eines weiblichen Papstes. Zur Rezeptionsgeschichte der Gestalt der Päpstin Johanna*; München

Illig, Heribert (1997): Päpstin Johanna? Rezension von Elisabeth Gössmanns Buch; *Zeitensprünge* 9 (2) 287 f.

Sich, Daniel / Fomm, Christel (Regier, 2012): Das Geheimnis der Päpstin. Ein Skandal und seine Geschichte; am 22. 03., 20:15 auf *Phönix* (zuvor am 09. 04., ZDF)

*

Aachen, 812 n. Chr.

Nicht vergessen werden soll dieser Jubeltag: Vor 1.200 Jahren erklang in Aachen erstmals eine **Orgel** im westlichen Abendland. Denn für den sog. Frieden von Aachen trafen anno 812 byzantinische Gesandte bei Karl ein und führten eine Orgel als „machtpolitische Insignie“ mit [hier und im Weiteren nach Botzet]. Notker Balbulus berichte um 885 in der *Gesta Karoli magni* Details, als wäre er dagebewesen. Demnach bestand die Orgel „aus Metall gegossenen Laden und Blasebälgen aus Ochsenhäuten, die auf wundersame Weise durch die Metallpfeifen blasen“. Die durch diesen Besuch ‘kaiserlichen’ Franken verhielten wie neugierige Aufsteiger: Karl ließ „die Orgel von geeigneten Fachleuten untersuchen und skizzieren [...], um nach der Abreise einen Nachbau erstellen zu können“ [ebd.]. Das kommt uns chinesisch vor....

Datierungsmäßig ist aus der Balgorgel kein Honigseim zu gewinnen. Sie wird schon von Julian Apostata († 365) in einem Gedicht erwähnt [*Anthol. Palatina* IX, S. 365 laut *orgelstudio*] und in Byzanz bis 1453 geliebt. Im Westen tritt die Orgel auch in der Realzeit früh auf: So erwähnt Albert Miliolus im *Liber de temporibus* unter dem Jahr 915,

„Graf Atto habe im Kloster zu Canusium [Canosa di Puglia] nebst anderer Kirchenzierden eine Orgel erbauen lassen »et fieri fecit organa in dicto monasterio ad honorem confessoris« (Monumenta Germaniae Historica, XXXI, S. 431)“ [*orgelstudio*].

Noch im gleichen Jahrhundert werden sowohl große Orgeln erwähnt wie auch der Umstand, dass Papst Silvester II. († 1003) noch als Erzbischof von Reims dort eine Orgel gebaut habe. Trotzdem erscheint die vage Mutmaßung von Domkapellmeister Berthold Botzet zum Ereignis von 812 mutig:

„Es ist durchaus möglich, dass Teile der berühmten Laudes Hincmari »Christu vincit – Christus regnat – Christus imperat«, die jedes Jahr in Aachen zum Karlsfest erklingen, damals schon gesungen wurden. Zumindest stammen diese fränkischen Anrufungen und Akklamationen aus dem 8. und 9. Jahrhundert“ [Botzet].

Botzet, Berthold (2012): Vor 1200 Jahren erklang in Aachen erstmals eine Orgel; *Beiblatt zur Orgelnacht IV im Hohen Dom zu Aachen am 06. 07.*

orgelstudio (o.J.): *Orgelgeschichtskunde*;

<http://www.orgelstudio.com/orgelgeschichtskunde-haupt.htm>

*

Aachen, vor 476 n. Chr.

Dicht bei der Thermalanlage am Büchel ist **spätromische Bebauung** aus dem 4. und 5. Jh. gefunden worden:

„Das Außergewöhnliche an dem jetzt gefundenen Gebäude war die Ausstattung von Böden und Wänden mit importiertem Marmor. Und das in einer Zeit, in der die Siedlungen kleiner wurden, Recycling angesagt, die Handelswege nicht mehr so sicher waren und das römische Heer Kriege an allen Ecken des Reichs führen musste. Schaub: »Das muss ein tolles Gebäude gewesen sein. Da hat jemand geklotzt, nicht gekleckert und ist gegen den Strom geschwommen.«

Dem Stadtarchäologen ist noch nicht klar, zu welchem Zweck das Gebäude mit seinen drei Räumen und einer Gesamtlänge von zehn Metern errichtet worden ist.

Hautermans, Heiner (2012): Büchel: Jetzt ein spätrömischer Prachtbau; *Aachener Nachrichten*, 31.05.

*

763 n. Chr.

Nicht nur Aachen bereitet sich auf eine große Feier vor, sondern auch *Gräfel-fing*. Für diesen Ort – nur zehn Kilometer von einem der vielen Geburtsorte Karls entfernt – ist am 29. 06. 763 eine Schenkung beurkundet worden. Seit 2009 rackert das Festkomitee, damit am 27. 06. 2013 das Fest starten kann. „Es wird vor allem ein Fest von Gräfel-fingern für Gräfel-finger“, tat der Zweite Bürgermeister kund. Für einen wohl nicht; der muss sehen, wohin er ausweicht.

*

3.000 v. Chr.

Der sizilianische *Zwergelofant*, der auch auf Malta vorkam, ist keine aktuelle Entdeckung. Er dient hier nur als Vergleich zum nachfolgenden, aber so viel älteren Zwergmammut. Auf Malta wird das Skelett eines dieser nur 90 cm großen Tieren gezeigt, die *nach der letzten Eiszeit* (die ca. -10000 zu Ende gegangen sein soll) auf den Inseln isoliert waren und verzweigten. Bei näherem Hinsehen offenbart die winzige Beschriftung, dass nicht die Knochen des Maltesischen Inselelefants gezeigt werden, sondern ein komplettes Elefantenbabyskelett aus dem Tierpark Hagenbeck, Hamburg. Aber es sind ja nur 70 Minuten mit dem Schnellkatamaran bis Syrakus, das ein echtes Skelett präsentieren kann. *Wikipedia* [↔ Sizilianischer Zwergelofant] leistet sich bei der Datierung einen deftigen Schnitzer, hätte doch die Gattung zwischen 800.000 und 100.000 v. Chr. gelebt, aber auch noch nach der letzten Eiszeit existiert. Ist er vielleicht sogar noch von den Puniern gejagt worden?

*

3.000 v. Chr. /

3.000.000 v. Chr.

„LONDON| Auf Kreta lebte vor rund drei Millionen Jahren ein **Mammut** im Miniaturformat. Es war etwa 1,13 Meter hoch und damit das kleinste Mammut der Welt. Das haben zwei britische Forscher jetzt durch eine genaue Vermessung fossiler Backenzähne des Minitiers *Mammuthus creticus* gezeigt. Eine ganz neue Entdeckung ist das kleine Rüsseltier allerdings nicht. Seine Überreste wurden bereits Anfang des 20. Jahrhunderts gefunden, bislang aber einem kleinen Elefanten zugeschrieben. (dapd)“

Letzte Zwergmammut lebten C14-datiert bis -3000 auf der Wrangelinsel [hi].

hi (1993): Die Wahrheit übers Mammut; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (3-4) 21

taz (2012): Das kleinste Mammut lebte auf Kreta. taz, 09. 05.

*

12.910.000.000 v. Chr.

„Greis im All.

Älteste Galaxie entdeckt.

Japanische Forscher haben die bislang älteste Galaxie am Nachthimmel aufgespürt. Das Sternsystem ist 12,91 Milliarden Lichtjahre von der Erde entfernt und stammt vom Ende des **Dunklen Zeitalters** im jungen Universum, wie das Subaru-Observatorium in Hilo auf der Insel Hawaii am Montag mitteilte.“ [dpa; HvHg, HI]

So scheint es also ‘dark ages’ auch im All zu geben, vielleicht sogar Phantomzeiten. Wir werden unsere Forschungen ausdehnen.

dpa (2012): Greis im All; SZ, 05. 06.

*

Im Mantis Verlag ist erschienen:

Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion.** Gegenüber 1997 wurde der Anmerkungsteil ohne Informationsverlust gestrafft, deshalb 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abonnenten 13,90 €

Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts.** Auf 207 anstößige Seiten erweitert, jetzt 57 Abb., unverändert 14,90 bzw. für Abonnenten 13,90 €.

Das Buch von H. Illig über **Anton Pilgram und den Manierismus** sollte bis zum nächsten Heft vorliegen,

Das könnte auch für das Buch von Günter Lülting gelten: **Judentum/Christentum/Islam.**

Informationen dazu auf www.mantis-verlag.de

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- Heinsohn, Gunnar (2012): **Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion;** 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abonnenten 13,90 €
- Illig, Heribert (2012): **Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts.** 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- Illig, Heribert (2011): **Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie.** 240 S., zahlreiche Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- Illig, Heribert (2010): **Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus.** 360 S., 62 Abb.-Seiten, Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (2010): **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- Heinsohn, Gunnar (2009): **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- Kerner, Martin (2009): **Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra.** 368 S., ca. 85 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- Illig, Heribert (2008): **Die Chiemseelöcher. Neue Sicht auf alte Kunst.** 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- Franz, Dietmar (2008): **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III.,** 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- Kerner, Martin (2007): **Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik.** 197 S., ca. 55 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- Heinsohn, Gunnar (2007): **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., Pb.; 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- Thiel, Werner (2005): **Schwert aus Pergament,** Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- Heidrich, Specht K. (2004): **Mykenische Geschichten:** Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- Illig, Heribert · Löhner, Franz (2003): **Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit.** 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- Weissgerber, Klaus (2003): **Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 9,80 €
- Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €
- Menting, Georg (2002): **Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte.** 170 S., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- Siepe, Franz (2002): **Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen.** 240 Seiten, 16 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- Tamerl, Alfred (1999): **Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung** 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- Illig, Heribert (1996): **Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., für Abo. 5,- €
- Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin,** 2012 im 24. Jahrgang. Vorauss. mehr als 600 Seiten, innerhalb von Deutschland 40,- €, außerhalb 45,- €.

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 24, Heft 2, August 2012

- 259 Editorial
- 260 Illig, Heribert: Dr. Klaus Weissgerber. Ein Nachruf
- 262 Weissgerber, Klaus: Die Pharaonen bis Alexander
- 266 Illig, H.: Altes Blutopfer in Gegenwart und Zukunft
- 289 Illig, H.: Die vergessenen Samaritaner. Ein Hinweis
- 292 Dumbs, Mathias: Der Konstantinsbogen in Rom als posthumes Monument
- 306 Koch, Marianne: Römische Rechtspflegeentwicklungen von Augustus bis Justinian
- 335 Müller, Zainab-A.: Von der Mühle ... und dem Untergang Roms. Gedanken zu einer aktuellen Debatte
- 342 Illig, H.: Untergang der antiken Kultur. Rolf Bergmeier benennt den Hauptverantwortlichen. Eine Rezension
- 345 Heinsohn, Gunnar: 230er Reichskatastrophe im Imperium Romanum und in Aachen
- 370 Ernst, Ewald: Kommentar zu Andreas Otte [ZS 1/2012]. „Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom“
- 372 Otte, Andreas: Irrungen und Wirrungen
- 392 Koch, M.: Anmerkung aus aktuellem Anlass
- 394 Illig, H.: Auch Phantomzeit kann fiktiv sein. Eine Antwort auf Gunnar Heinsohns doppelte Phantomzeit
- 420 Frank, Werner:
- 424 Illig, Heribert: Aachen auf dem Reißbrett. Ulrike Heckner entwirft die Pfalzkapelle
- 432 Illig, H.: Rein in die Karolinger - raus aus den Karolingern. Ibbenbüren – St-Maurice d’Agaune – Quedlinburg
- 440 Schapiro, Meyer: Ein Relief in Rodez und die Anfänge der romanischen Plastik in Südfrankreich. Auszüge
- 444 Laszlo, Renate: Das 40. Rätsel des angelsächsischen Exeterbuches
- 453 Illig, H.: Blinder Glaube an Poggio Bracciolini. Stephen Greenblatts Annäherung. Eine Rezension
- 460 Otte, A.: Immanuel Velikovskys Werk im Überblick. Inhalte, Reaktionen und eine unsägliche Affäre
- 475 Otte, A.: Geologie im Elektrischen Universum
- 502 Illig, H.: Zeiteinsparungen querbeet

ISSN : 0947-7233